Schiffzieher und Gassenkehrer.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

II. Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1863.

Erstes Kapitel.

Ein schlesischer Prozeß wird in die Szene gesetzt.

Ein General, welcher an der Spitze einer Truppe einen nächtlichen Ueberfall unternimmt und statt eines schlafenden einen vorbereiteten Gegner findet, kann bei dieser Enttäuschung nicht mehr überrascht sein, wie Tante Margarethe es war, als Baron von Nemeschy seinen Reichthum entfaltete.

Die Feilhauerin vermuthete in dem Ungar einen jener herabgekommenen Adeligen, die sich durch bürgerliches Geld zu restauriren gedenken, und vermeinte ihn an der Achillesferse zu fassen, wenn sie ihn zu bedeutenden Ausgaben veranlaßte; aber siehe da, Baron Nemeschy war ein Simson, der Haare lassen konnte, ohne damit an Kraft zu verlieren, die Delila aus Steier hatte mit ihrer Scheere die Luft durchschnitten.

Sapperment, dachte sie. der Baron ist wirklich reich, er wirft mit hundertguldigen Bankozetteln herum, wie unsereins mit Groschenstücken; es scheint in der Thai, daß er Tinchen blos aus Neigung zur Frau nimmt, armes Mädl, ich fürchte, sie wird der Verbindung nicht entgehen können.

Die Frist, welche die wackere Frau erwirkt hatte, drohte zu verstreiche i, nur fünf Tage noch fehlten und die Trauungsstunde pochte an die Thüre.

Die Feilhauerin, da ihre Hoffnung zu Wasser wurde, versuchte sich mit dem Gedanken, die Nichte als Frau Baronin zu wissen, vertraut zu machen, es gelang ihr nicht.

Ein ihr unerklärbares Gefühl sträubte sich gegen die Verbindung, sie ahnte das Unheil, ohne daß sie zu bestimmen vermochte, worin es bestand.

Das Bedürfniß, sich Rath zu erholen, sich Jemandem anzuvertrauen, erwachte.

Ich bin am Ende doch nur eine Frau, dachte sie, und mein Verstand reicht nicht aus. Ich muß einen Mann zu Rathe ziehen, an wen aber wende ich mich? Daheim wäre ich um einen Freund nicht verlegen, hier in Wien bin ich unbekannt, den nächsten besten kann man doch nicht belästigen, wenn ich nur Jemanden wüßte . . . ah, welch' ein Einfall . . . meiner Treu . . . der Gedanke kam zu rechter Zeit. Ich werde den „Loisl“ aufsuchen, er ist ein grundgescheidter Herr geworden, mein verstorbener Mann war sein Taufpathe, er kennt mich, er wird mir rathen, vielleicht gar helfen.

Der Beschluß war kaum gedacht, als auch schon an dessen Ausführung gegangen wurde.

Der „grundg'scheidte Herr“, den die Feilhauerin aufsuchte, war Niemand And:rer, als Alois Blumauer, der in Stadt Steyer geboren, in Wien ein berühmter Mann geworden war.

Frau Margarethe schlug, um seine Wohnung zu er-

fahren, den richtigen Weg ein, sie ging in einen Laden, wo man Bücher verkaufte.

Sie war zu Herrn Binz am Stefanskirchhof-Thore gerathen, der sie zu Gerold am Dominikanerplatze sandte.

Bei Letzterem war nämlich die Blumauer'sche Parodie des zweiten Buches der Aneide erschienen, Binz setzte also voraus, daß Gerold die Adresse des Autors wissen müsse.

Er irrte sich nicht.

Die Oberösterreicherin erhielt die gewünschte Auskunft mit dem gutgemeinten Zusatze jedoch, „wenn Sie ihn daheim treffen wollen, müssen Sie früh aufstehen."

Die Feilhauerin ließ sich das gesagt sein und erschien um die achte Morgenstunde in der Wohnung des Dichters, die sich damals in der Kärntnerstraße befand.

Blumauer saß gerade im Schlafrocke am Schreibtische mitten in einer chaotischen Unordnung.

Der dreißigjährige Hagestolz war ein Anhänger der philosophischen Sekte, welche von Antisthenes in Griechenland gestiftet, den Spottnamen „die Cyniker" erhielt.

Das Erscheinen einer Frau in einer Goldhaube überraschte ihn, er erkannte sie nicht gleich, endlich rief er: Znm Kukuk, wenn ich recht sehe, so sind Sie ja die Frau von Grundler aus Stadt Steier. —

Bitt' um Vergebung, lautete die Antwort, ich bin die Frau Grundler, das zweite Weib des seligen Grundler, der Sie über die Taufe hielt.

Richtig, Sie sind demnach meine Stiefgodl, folglich meine Verwandte. Also grüß' Gott, Frau Godl.

Solchen Ton laß ich mir schon besser gefallen.

Ich erlaube Ihnen auch mich zu dutzen.

Das zu thun, wäre von mir bäuerisch. Sie sind ein berühmter Herr geworden und wir daheim bilden uns was d'rauf ein, daß Sie in Stadt Steier geboren wurden.

Frau Godl, machen's mir keine Komplimente, die bekomme ich hier genug zu hören. —

Mein Gott, Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Ihnen Grobheiten sage?

Es wäre mir beinahe lieber, wenn auch blos der Abwechslung halber.

Die Feilhauerin blickte um sich und sagte: Na, wenn Sie es gerade wünschen, so muß ich Ihnen schon sagen, daß Sie die Ordnung nicht erfunden haben.

Blumauer lachte laut auf und sagte: Von der Ordnung wird man nicht fett.

Die Unordnung scheint Ihnen auch nicht anzuschlagen, denn Sie sind verflixt mager.

Das kommt von der geistigen Anstrengung —

Blos von der geistigen?

Bravo, Frau Godl, Sie können auch sathrisch sein, Sie sind mein Mann. Wissen Sie, was ich gerade schreibe?

Nun denn?

Eine Ode an den Leibstuhl.

Pfui Teuxel.

Blumauer wollte sich ausschütten vor Lachen.

Sie sagen Pfui Teuxel, rief er, und die hiesige schöne Welt wird sich daran delektiren.

Dann wünsch' ich der schönen Welt einen guten Appetit. Unser Herr Bürgermeister hat halt Recht.

Womit?

Er sagt jedesmal, wenn von Ihnen die Rede ist —

Na, was denn?

Sie müssen aber nicht böse sein.

Ich, Gott behüte!

Der Blumauer Loisl, sagt er, ist ein Mordkerl, wenn er nur kein Saubartl wär'!

Ein prächtiger Kerl, Euer Bürgermeister. Hat er schon geblattert?

Bereits zweimal.

Und glücklich überstanden? Der Mann muß eine Viehnatur haben.

Nun lachten Beide.

Doch jetzt zu etwas G'scheidterem, begann Blumauer, haben Sie schon gefrühstückt, womit soll ich Ihnen aufwarten?

Mit einem guten Rath, wenn ich bitten darf.

Sonst nichts? Das nenn' ich eine billige Zeche. Sprechen Sie, Frau Godl.

Ich will es thun, Sie müssen aber nicht die Geduld verlieren, denn ich hab' Ihnen eine lange Geschichte mitzutheilen.

Ich bin auf das Schlimmste gefaßt, also heraus damit.

Tante Margarethe erzählte die Ereignisse im Hause ihres Schwagers umständlich und vollständig.

Blumauer hörte ihr aufmerksam zu und sagte, als sie zu Ende kam: Ich kenne den Vorfall aus der geschriebenen Zeitung; wie ich wahrnehme, mißbilligen Sie das Verfahren Ihres Schwagers und das gereicht Ihrem Herzen zur Ehre. Sie möchten die Verbindung mit dem ungarischen Baron verhindern. —

Weil ich ihm nicht traue, und weil's mir im Geiste vorschwebt, daß das Mädl mit ihm unglücklich werden wird. Ich besitze aber kein Recht, eine Einsprache zu thun, ich hab' kein Mittel, den Schwager auf andere Gedanken zu bringen.

Rathen Sie dem Mädchen sich zu widersetzen.

Klementine hat bereits ihr Wort gegeben, zu gehorchen und wird es nicht brechen, selbst wenn sie den Tod davon hätte.

Trachten Sie, daß die Trauung abermals verschoben werde. Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Um den Schwager dazu zu vermögen, müßte ich einen triftigen Grund haben.

Klementine soll sich krank stellen.

Das wird nichts nützen. Hellinger ist ein hartnäckiger Kopf und läßt sie auf dem Krankenbett trauen.

Schlagen Sie einen anderen Weg ein. Hängen Sie dem Baron einen schlesischen Prozeß an.

Was soll ich ihm anhängen?

Einen schlesischen Prozeß.

Was ist das?

Das ist ein aus der Luft gegriffener Vorwand, um Jemandem etwas wegzunehmen. Der jetzige Preußenkönig war der Erfinder dieser Prozesse, als er uns Schlesien nahm. —

Sie meinen also?

Daß Sie dem Baron etwas hinauf disputiren.

Aber was denn?

Blumauer sann eine Weile nach, dann ergriff er das Wort: Hören Sie mich an, ich glaube das Mittgel gefunden zu haben, eine neue Verzögerung der bevorstehenden Trauung zu veranlassen. Ihr Schwager wird nächster Tage durch einen angesehenen ungarischen Agenten einen Brief empfangen. Dieser, von Frauenhand geschrieben, wird den Baron als einen Verführer bezeichnen und die Angabe enthalten, daß die Schreiberin des Briefes binnen längstens zwanzig Tagen in Wien eintreffen wird, um sich Herrn Hellinger vorzustellen, und bei dem Baron von Nemeschy ihre Rechte geltend zu machen. Durch diesen Brief gewinnen Sie zuverläßig eine zwanzigtägige Frist, die Sie benützen, den Baron kennen zu lernen, und sich zu überzeugen, in wie weit Ihre Besorgnisse gegründet sind.

Gut, recht gut. Ich danke Ihnen vom Herzen.

Sind Sie mit dem Saubartl zufrieden?

Vollkommen!

So, jetzt behüt' Sie der Himmel, ich muß mein Gedocht vollenden.

Ah, Sie gehen wieder an die unappetitliche Arbeit. Also Adies, auf Wiedersehen! . . .

Tante Margarethe, durch das Ergebniß ihres Besuches bei Blumauer einstweilen beruhigt, fuhr fort, gegenüber dem Baron und ihrem Schwager die mit Geschick gewählte Rolle weiter zu spielen.

Hellinger und Nemeschy waren überzeugt, in ihr eine Verbündete zu besitzen.

Klementine verhielt sich leidend, sie gehorchte, gab aber die Hoffnung nicht auf, daß die Tante etwas im Schilde führe, um das Bündniß mit dem Edelmann zu hintertreiben.

So verstrichen wieder zwei Tage.

Am Morgen des dritten erschien ein unbekannter Herr, welcher den Fabrikanten zu sprechen begehrte.

Die Feilhauerin, deren stets wacher Aufmerksamkeit nichts entging, zog sich in ihr Zimmer zurück und dachte: Ah, nun wird es angehen; der angekommene Herr ist zuverläßig der ungarische Agent, welchen der Loisl zu senden versprach. Nun heißt es die Wirkung des schlesischen Prozesses beobachten.

Diese stellte sich auch unverzüglich ein.

Der Besuch dauerte nicht lange und Hellinger, nachdem der Fremde sich entfernt hatte, kam mit einem offenen Briefe in der Hand zur Feilhauerin.

Frau Schwägerin, begann er mit Hast, der Brief, der mir so eben übergeben wurde, enthält eine sehr unangenehme Nachricht.

Vermuthlich eine Widerwärtigkeit im Geschäfte.

O nein, sie betrifft Herrn von Nemeschy, den Bräutigam Klementinens.

Ah, was Sie sagen? Von wem ist das Schreiben?

Von einem Fräulein in Ungarn, welches behauptet, auf die Hand des Barons Rechte zu besitzen.

Nicht möglich, das ist nicht möglich. Es ist Verleumdung, Lüge, um den wackeren Mann an seiner Ehre zu kränken. Durch wen erhielten Sie den Brief?

Durch den Herrn, der so eben von mir ging.

Wer ist er?

Ein ungarischer Hofagent, den ich zwar nicht kenne, der mir aber seine Adresse übergab. Das Schreiben, wie es hier ist, war in einem Geschäftsbriefe eingeschlossen, den er aus Ungarn erhielt.

Die Feilhauerin wiegte bedächtig den Kopf, spielte die Verwunderte, die Ungläubige.

Seltsam, wirklich seltsam, murmelte sie, ein Paar Tage vor der Hochzeit . . . .

Ich muß bekennen, daß ich mich in arger Verlegenheit befinde, bemerkte der Fabrikant, der Brief kann nicht ignorirt werden, ich werde mit dem Baron darüber sprechen.

Tante Margarethe zuckte die Achseln und sagte:

Sie können es versuchen, seine Antwort läßt sich aber im Vorhinein bestimmen. Er wird beleidigt sein, daß Sie auf ein namenloses Schreiben so viel Gewicht legen.

Er wird aber doch nicht umhin können, wenn er schuldig ist, auf eine neue Verschiebung der Hochzeit auf die Dauer von drei Wochen anzutragen. Findet sich bis dahin Niemand ein, um die Anschuldigung gegen ihn zu bekräftigen, so ist das Ganze eine Machination.

Ich denke, lieber Herr Schwager, antwortete Frau Margarethe, wir könnten den nämlichen Zweck erreichen, ohne den Baron zu kränken oder zu beleidigen.

Auf welche Weise?

Tinchen soll eine Krankheit vorschützen.

Der Baron wird es auffallend finden.

Daran liegt nichts; wenn er das Mädchen wirklich liebt, wird er sich die neue Verzögerung gefallen lassen. Weigert er sich zu warten, so ist seine Dringlichkeit verdächtig, und unsere Pflicht verlangt dann, daß wir um so energischer darauf bestehen.

Sie haben recht, Frau Schwägerin, vollkommen recht,

antwortete Hellinger, sprechen Sie mit Tinchen, ich erwarte, daß sie auch darin gehorchen wird.

Die Feilhauerin, welche es bisher sorgfältig vermied, ihre Nichte mit Hoffnungen zu nähren, die keinen Halt besaßen, blieb diesem Verfahren auch jetzt treu.

Ohne das Mädchen in ihr Geheimniß einzuweihen, sagte sie blos: Die Trauung wird wieder auf drei Wochen verschoben werden, wenn Du Unwohlsein vorschützest. Ich rathe Dir es zu thun, denn in zwanzig Tagen können Menschenhande einen Berg abgraben. Du verstehst mich wohl? Was sich thun läßt, wird geschehen, trotzdem muß man aber auch auf das Schlimme gefaßt bleiben.

Meine theure Tante, ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß Sie Alles anwenden werden . . .

Still, ich habe gar nichts angewendet, was geschah, kam aus der Luft, vielleicht wird wieder etwas herabfallen, was uns abermals nützen wird, der Mensch muß nie verzweifeln, wenn der Durst am Höchsten, ist der Bach am nächsten, tröstet sich das Rind, und „was sein soll, schickt sich wohl“ haben die Leute schon Anno Türkenkrieg gesagt. Wirst Du thun, wozu ich Dir rathe?

Ja, liebe Tante.

Gut, begib Dich jetzt zu Bette, ich werde dem Vater sagen, daß er den Doktor holen lasse.

Das geschah denn auch.

Nachdem der Arzt in's Vertrauen gezogen war, wurde ein Bote nach der Stadt zum Baron Nemeschy beordert, um diesen von dem unerwarteten Unglücke in Kenntniß zu setzen.

Der Bräutigam fuhr eiligst nach der Wieden und fand Vater, Tante, Doktor und Wärterin am Krankenlager der Braut, versammelt.

Die anfängliche Muthmaßung des Schiffziehers, daß von Seite Klementinens blos Verstellnng im Spiele sei, um die Hochzeit zn verzögern, wurde zum Theil verdrängt,

durch die von allen Anwesenden an den Tag gelegte Bestürzung.

Der Doktor diagnosirte ein Nervenfieber, die Patientin wurde mit Sauerteigen bedeckt, so daß von dem schönen, gesunden Gesichtchen kaum die Augen frei blieben.

Die Feilhauerin seufzte, klagte und sandte Almosen in die Armenhäuser, der Fabrikant zog seinen künftigen Schwiegersohn bei Seite, im Vertrauen Besorgnisse wegen der Krankheit äußernd.

Nemeschy tröstete ihn zwar und meinte, daß sich Alles zum Guten wenden werde, allein Hellinger schüttelte das Haupt und erwiederte: Ich fürchte, daß es schlimm kommen wird, der Arzt ist sehr zurückhaltend und meint, es müßten erst einige Tage abgewartet werden, bevor sich die Größe der Gefahr bestimmen lasse.

Da der Späherblick Pierre's nichts wahrnahm, was seine anfängliche Vermuthung zu stärken im Stande gewesen wäre, so zerfiel sie ganz, er wurde ruhiger und fügte sich.

Der Verlauf der Krankheit mußte abgewartet werden.

Die Feilhauerin war innerlich vergnügt, wie schon lange nicht.

Sie verglich die jetzige Situation mit jener, die sie bei ihrer Ankunft aus Steier antraf und schaute mit großer Befriedigung auf die errungenen Vortheile.

Sie hatte Tinchen aus den Händen der Betschwester in Mariabrunn befreit und in das väterliche Haus zurückgeführt.

Die Position des Barons war auf die Dauer mehrerer Wochen erschüttert.

Hellinger, der sie bei ihrer Ankunft wie eine Gegnerin empfing, war durch ihre kluge, scheinbare Nachgiebigkeit gewonnen und so weit gebracht, daß er jetzt sogar mit ihr gegen den auserwählten Schwiegersohn intriguirte.

Letzteres war freilich nur das Resultat einer aus der Luft gegriffenen Verdächtigung, allein Tante Margarethe

trug die Ueberzeugung in sich, die eroberte Frist werde ihr neue Handhaben bieten, den Baron, gegen den sie vom ersten Momente an ein unüberwindliches Mißtrauen hegte, zu fassen.

Am Horizonte des Schiffziehers stiegen bereits von zwei Seiten Wolken auf, an der einen waren Adele, Ruckmann und Arthur thätig, an der anderen die Feilhauerin.

Wir werden nun Ereignisse erzählen, welche dem wackeren Nemeschy neue Verlegenheiten bereiten sollten, es waren dieß von einer dritten Seite heraufziehende Wolken.

Wer Wind säet, muß Sturm ernten.

Zweites Kapitel.

Rache und deren Folgen.

Im Palais Neuberg in der Wallnerstraße brach das Gewitter los.

Eugenie, nachdem sie die Besitzerin des kostbaren Rubinenschmuckes entdeckt hatte, brauchte gegenüber ihrem Gatten sich keinen Zwang mehr aufzuerlegen.

Schmerz, Zorn, Eifersucht, kurz das ganze Weh eines tief gekränkten weiblichen Herzens entlud sich über dem Haupte des sorglosen flatterhaften Fürsten.

Florentin, von den Jagden zurückgekehrt, wurde von seiner Gemalin nicht bewillkommt.

Die Zeit zum Souper erschien — Eugenie blieb unsichtbar.

Der Fürst begab sich zu ihr, sie erhob sich nicht, ihn zu begrüßen, ja, sie blickte ihn nicht einmal an.

Da Eugenie ungewöhnlich bleich war, und die zarten Glieder unter dem Einflusse des inneren Sturmes bebten, so glaubte Florentin, sie sei erkrankt und beeilte sich, seine Besorgniß zu äußern.

Ich bin nicht krank, fiel ihm die Dame mit eisig kaltem Tone in's Wort, wenigstens nicht körperlich krank.

Es scheint aber doch, meine Liebe, denn Sie befinden sich in einer ungewöhnlichen Erregung.

Ihr Scharfblick, mein Herr, verdient Bewunderung.

Sie sind offenbar gereizt, Eugenie, was ist der Grund davon?

Mein Herr . . . . Sie fragen noch?

Ich muß es wohl, da ich keine Ursache weiß.

Welche Verstellung, welche Heuchelei, es ist abscheulich! Wohlan, mein Herr, wir Zwei sind von nun an geschieden.

Geschieden? Um Vergebung, meine Liebe, Sie überraschen mich.

Ich bezahle Sie mit Ihrer eigenen Münze, auch ich war überrascht, als ich die Gewißheit erlangte, daß ich meinen Gatten mit einer Anderen zu theilen gezwungen sei.

Florentin preßte die Lippen zusammen, und versuchte dann zu lächeln.

Also eifersüchtig? sagte er, ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Liebe, füge jedoch die Versicherung hinzu, daß Sie wenig Grund haben, es zu sein.

Mein Herr, keine neue Unwahrheit! Sie bedienten sich einer solchen bereits, als Sie den Rubinenschmuck, nach dem ich Verlangen trug, für eine Andere kauften und mir gegenüber angaben, er sei, als Sie zu Mack kamen, be-

reits verkauft gewesen. Meine Nebenbuhlerin glänzte im Theater damit, Mack erkannte ihn so wie ich —

Der Verräther!

Sie beschuldigen ihn ohne Grund. Der Preis des Schmuckes war 50,000 Gulden, ich ersuchte den Juwelier, von Ihnen nur 30,000 fl. zu verlangen und verpflichtete mich, den Rest nachzuzahlen. Er, in der Meinung, daß Sie den Schmuck für mich kauften, verlangte den nachträglichen Betrag. So gelangte ich zur Kenntniß Ihrer Treulosigkeit.

Die Enthüllung Eugeniens versetzte den Fürsten in eine nicht geringe Bestürzung, die Möglichkeit, sich durch Leugnen aus der Affaire zu ziehen, war ihm abgeschnitten, der Zustand der Gattin zeigte ihm, daß sie dem Gegenstande die größte Wichtigkeit beilege, vor ihm lag die Aussicht, auf eine Trennung, wenn es ihm nicht gelang, Eugenien zu besänftigen.

Die Fürstin offenbarte ihm das erstere unumwunden, und vermehrte damit seine Bestürzung.

Rücksichten gegen die eigene, so wie gegen die Familie seiner Gattin, nöthigten Florentin, jeden Eclat in der Familie zu vermeiden, und schreckten ihn von dem Bruche zurück.

Selbst wenn eine heftige Leidenschaft für Madame Baillou ihn beseelt hätte — was aber keineswegs der Fall war — so würden die genannten Motive stark genug gewesen sein, ihn wenigstens für den Augenblick zu seiner Pflicht zurück zu führen.

Um nun die Aufregung der empörten Gattin zu besänftigen, schlug er einen versönlichen Ton an, suchte die Schuld, ohne sie einzugestehen, durch verschiedene Vorwände und Entschuldigungen zu mildern, ja er ließ sogar Reue durchblicken, wenn er sie auch nicht offen äußerte.

Eugenie, sei es, daß sie die Wandelbarkeit ihres Gatten kannte, oder daß sie sich zu tief verletzt fühlte, um die

erfahrene Schmach ohne Satisfaktion hinzunehmen, Eugenie, sagen wir, zeigte sich lange unversöhnlich.

Sie vergoß während des ganzen Auftrittes keine Thräne, aber ihre Bläße und Kälte zeigten den Riß in ihrem Herzen, und ihre äußere Ruhe verrieth, daß sie ihren Entschluß bereits gefaßt hatte.

Mein Herr, nahm sie endlich das Wort, es wird Ihnen niemals gelingen, den Frieden meiner Seele wieder herzustellen. Ist es aber Ihr Wunsch, die Trennung zu vermeiden, wohlan, so will ich Ihnen das Mittel hiezu angeben. Ich verlange Genugthuung —

Ich bin bereit, sie Ihnen zu geben.

Sie werden Ihre Mitschuldige öffentlich desavouiren.

Eugenie, ich ersuche Sie, zu bedenken . . .

Lassen Sie mich zu Ende sprechen. Ich werde veranstalten, daß man uns an einen Ort lade, wo wir sicher sind, auch sie anzutreffen. Wir werden uns zeitlich einfinden, um beim Eintritte der Frau bereits gegenwärtig zu sein. In dem Momente, wo jener erfolgt, werden wir in einer auffallenden Weise den Salon verlassen —

Eine solche Beleidigung gegenüber einer Frau . . .

Wurde ich etwa nicht mehr beleidiget? Mein Herr, Sie bedachten sich keinen Moment, Ihre Gattin zu kränken, zu betrügen, aber Sie nehmen Anstand, Ihre Geliebte zu beleidigen!

Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keine Geliebte habe . . .

Bemühen Sie sich nicht, mich eines Anderen zu bereden, ich bestehe auf die Satisfaktion. Sollte ich bemerken, daß Sie meinen Anschlag zu vereiteln suchen, dann können Sie mit Zuversicht unserer Scheidung entgegen sehen.

Florentin wagte gegenüber dieser Entschiedenheit keine Einsprache zu erheben und erklärte sich bereit, seiner Gattin zu willfahren.

Die Beleidigung, welche Eugenie ihrer Nebenbuhlerin

zuzufügen beschloß, war einer Dame ihrer Stellung nicht ganz würdig.

Man möge jedoch zu ihrer Entschuldigung erwägen, daß Rachsucht sie beherrschte, daß sie meinte, der Jüdin gegenüber keine Schonung üben zu dürfen, und daß man es damals liebte, erlittene Kränkungen durch auffallende Manifestationen zu rächen.

So hatte kurz vorher ein angesehener Kavalier der Tochter eines Bankiers verletzende Anträge gemacht, welche der Vater damit rächte, daß er den Gunstwerber, der zum Rendezvous gelockt, sich einfand, durch seine ganze Dienerschaft, die er mit brennenden Fackeln versah, am hellen Tage aus dem Hause bis in die Mitte der Straße leuchten ließ.

Die Schwierigkeit für die Fürstin bestand in der Wahl des Schauplatzes ihrer Rache.

Ihr Vorhaben in einer der Abendgesellschaften auszuführen, ging nicht an, denn in diesem Falle hätte sie nicht blos Madame Oppenheim, sondern auch die Familie beleidigt, bei der man sich eben befand.

Es mußte daher eine besondere Gelegenheit geschaffen werden, damit Niemand als die Schuldige getroffen werde.

Die Rache machte Eugenie erfinderisch, der Hofjuwelier wurde in's Vertrauen gezogen, und willigte gerne ein, der tiefgekränkten Frau beizustehen.

Die Stellung Macks in der Wiener Gesellschaft war eine respektable, indessen keineswegs so bevorzugt, daß er es hätte wagen dürfen, hochadelige Familien in seinen Salon zu laden.

Um dieß zu ermöglichen, ergriff man einen Ausweg.

Der Hofjuwelier hatte gerade von Paris eine Sendung der neuesten Schmuckgegenstände erhalten, darunter befanden sich als Raritäten ein gerade erfundener Spielring und ein eben solches Petschaft.

Die Carillons (Stahlspielwerke) dieser Gegenstände

waren übereinstimmend mit denen der Taschen-Spieluhren und Spieldosen, neuestens waren sie auch bei Ringen und Petschaften angewendet worden.

Diese Novitäten boten dem Juwelier den Vorwand, eine Elitegesellschaft in seinen Salon zu laden, um seine „Spielerei“ zu produziren.

Zu dieser Gelegenheit brauchte er den Standesunterschieden eine minder strenge Rechnung zu tragen, und er konnte die Fürstin Neuberg eben so einladen, wie Madame Oppenheim.

Das geschah denn auch.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Versammlung war ziemlich zahlreich, Herren und Damen bewunderten, bis die Gesellschaft vollzählig wurde, die exponirten Diamanten, die neueste Facon der Gold- und Silberservice.

Madame Mack empfing die Herrschaften und machte die Honneurs, der Hofjuwelier war bemüht, den Cicerone seiner kostbaren Ausstellung abzugeben.

Florentin, an der Seite Eugeniens, gab sich den Anschein eines ruhigen Beobachters, das freundliche Antlitz mußte die Bewegung seines Innern verbergen.

Er sah dem Eintritte der Marquise mit Bangen entgegen, er fühlte die eigene Schwäche, das Unritterliche seines Benehmens, eine Dame, mit welcher er in zärtlichen Beziehungen gestanden, öffentlich beleidigen zu lassen.

Obgleich er für Adele keine Leidenschaft hegte, hatte er sie doch dessen oft genug versichert und stand nun im Begriffe, ohne daß sie ihm eine Veranlassung gegeben, sie zu kompromittiren.

Man wird begreifen, daß die Situation für ihn peinlich genug war.

Die Fürstin ihrerseits harrte mit fieberischer Ungeduld des Moments, der ihre Rachbegierde befriedigen sollte.

Der reizenden Großlieferantin widerfuhr heute ihr gewöhnliches Mißgeschick, sie kam wieder später wie alle Uebrigen.

Bei ihrem Eintritte in den Salon erbebte Eugenie, Florentin beachtete sie kaum, denn ihm bangte vor der Ankunft Adelens, die er noch im Besitze des Rubinenschmuckes wähnte.

Madame Oppenheim war von ihrem Gatten, der von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt war, begleitet.

Glänzend von Jugend und Schönheit, strahlend von den Reflexen eines kostbaren Schmuckes, näherte sie sich dem Kreise.

Die Fürstin Neuberg vermochte nicht mehr an sich zu halten, sie maß die Jüdin einen Moment lang vom Scheitel bis zur Zehe, und sagte dann mit zornbebender überlauter Stimme:

Herr Mack, ich werde Ihre Novitäten ein anderes Mal besichtigen, ich liebe die Gesellschaft einer Frau nicht, die ihre Diamanten während der Abwesenheit ihres Gatten verdient!

Nach diesen Worten rauschte sie, von ihrem verblüfften Gemale gefolgt, aus dem Salon.

Herr Oppenheim war starr, seine Gattin schaute der Fürstin nach, wie Jemand, der einen Wahnsinnigen dahineilen sieht, dann wendete sie sich zu dem Hofjuwelier und sagte unbefangen und laut:

Herr Mack, wenn Sie künftig Novitäten exponiren, so vermeiden Sie es, Personen zu laden, die im Kopfe leidend sind.

Und zu ihrem Gatten gekehrt sagte sie:

Du wirst von der Güte sein, von Ihrer Durchlaucht Erklärungen zu fordern.

Nach diesen Aeußerungen verließ auch sie an der Seite des Gemals den Salon.

Die vorgefallene Szene versetzte die Zurückgebliebenen

in eine Stimmung, die wenig geeignet war, die sanfte Musik der Stahlspielwerke zu würdigen — der Skandal wurde lebhaft besprochen und später auch kolportirt.

Wir überlassen die Gesellschaft sich selbst und folgen dem Großlieferanten, der sich fünf Minuten später im Hotel Neuberg einfand, und sich bei der Fürstin anmelden ließ.

Eugenie befahl, ihn eintreten zu lassen.

Ihre Durchlaucht, begann Herr Oppenheim, werden wohl, ohne daß ich ihn ausspreche, den Grund kennen, der mich veranlaßt, Sie zu belästigen.

Mein Herr, antwortete die Fürstin, ich empfange Sie, weil ich voraussetzte, daß Sie der Getäuschte sind.

Getäuscht? von wem?

Von Ihrer Gattin.

Gnädige Frau, Sie sprechen eine schwere Beschuldigung aus.

Ich werde sie beweisen. Ihre Frau besitzt einen kostbaren Rubinenschmuck, sind Sie in Kenntniß davon?

Nein.

Dann ersuche ich Sie, Ihre Gattin zu fragen, woher sie diesen Schmuck erhalten hat und die Antwort, vorausgesetzt, daß sie wahr ist, wird so beschaffen sein, daß Sie nicht nöthig haben werden, mich ferner zu belästigen.

Die Bestimmtheit, mit welcher die Fürstin sich ausdrückte, machte die Zuversicht des Lieferanten sinken, er verließ die Dame und eilte mit fieberhafter Eile nach Hause.

Man wird an der Aeußerung Eugeniens erkennen, daß Florentin es vermied, sie über das Mißverständniß aufzuklären.

Er that dieß absichtlich, weil er erstens erfahren wollte, wie der Rubinenschmuck in den Besitz der Jüdin gekommen war und weil er zweitens die Hoffnung schöpfte, der Zwischenfall werde ihm die Möglichkeit bieten, sich von der Anschuldigung zu befreien.

Oppenheim langte verstört und echauffirt in seiner Wohnung an.

Rahel, die ihn mit fieberhafter Ungeduld erwartet hatte, kam ihm entgegengeeilt und fragte: Nun, was ist's? Was sprach sie?

Der Lieferant, statt der Gattin zu antworten, sagte: Du besitzest einen kostbaren Rubinenschmuck?

Ja.

Wo ist er, laß mich ihn sehen.

Rahel brachte das Etui herbei.

Oppenheim öffnete es und sagte weiter: Wie kamst Du in den Besitz dieser Diamanten?

Ich kaufte sie um den Preis von 30,000 Gulden.

Wo hast Du sie gekauft?

Hier in diesem Zimmer.

Von wem?

Rahel, die, wie man sich erinnern wird, dem Baron Nemeschy das Wort gegeben hatte, den Namen des Schmuckverkäufers zu verschweigen, antwortete: Lieber Nathan, ich bin nicht in der Lage, die Person zu nennen.

Du bist nicht in der Lage? rief der Lieferant empört, wenn Du bei dem Schweigen beharrst, so hat die Fürstin Recht.

Recht? Worin hat sie Recht?

Du hast ihre Behauptung bei Mack gehört, mir sagte sie in's Antlitz, ich soll Dich fragen, woher Du diesen Schmuck bekommen hast. Es handelt sich demnach einzig und allein um ihn, vermagst Du nicht anzugeben, von wem Du ihn gekauft, so muß ich Deine Behauptung als eine Ausflucht ansehen —

Nathan, Du wirst doch einem so abscheulichen Verdachte nicht Raum geben?

Ich bitte Dich, zu bedenken, daß unsere Ehre gefährdet ist, daß unser häuslicher Friede auf dem Spiele steht.

Rahel besann sich ein wenig, dann versetzte sie: Du

hast recht, die Dringlichkeit und Wichtigkeit der Umstände entschuldigt das Nichteinhalten meiner Zusage. Wohlan, so wisse denn, ich habe den Schmuck von einem gewissen Baron von Nemeschy, der mit dem Hofrath Kriegl hieherkam, um die genannte Summe gekauft und das Geld baar ausbezahlt.

Dem Lieferanten fiel ein Stein vom Herzen.

Liebe Rahel, sagte er, von der Ueberzeugung, daß Du einer Unwahrheit unfähig bist, durchdrungen, eile ich wieder zur Fürstin und werde nicht ruhen, bis uns die glänzendste Genugthuung gegeben wird.

Herr Oppenheim fuhr auch unverzüglich nach der Wallnerstraße.

Eugenie erstaunte nicht wenig, als der Lieferant die Behauptung seiner Gattin vorbrachte.

Die Thatsache, die ihr früher klar und einfach schien, war mit einem Male dunkel und räthselhaft geworden.

Herr Oppenheim kehrte sich nicht an ihre Verlegenheit, sondern erbat sich Aufklärung und fügte gleichzeitig hinzu, daß er auf eine glänzende Satisfaktion bestehen werde.

Die Fürstin erwiederte: Wenn sich die Sache verhält, wie Sie sagen, so soll sie Ihnen werden. Ich ersuche Sie nur um ein Paar Tage Frist, bis ich mir selbst die nöthige Aufklärung verschafft haben werde.

Oppenheim erklärte sich dazu bereit und entfernte sich.

Eugenie erwog, was nun zu thun sei?

Daß ihr Gatte den Schmuck erstanden hatte, litt keinen Zweifel. Wie aber kamen die Edelsteine in den Besitz des Barons Nemeschy? Warum klärte Florentin sie über die Unschuld der Madame Oppenheim nicht auf? Dahinter verbirgt sich ein Geheimniß, welches sie zu enthüllen beschloß.

Sollte sie sich zu diesem Zwecke an den Gatten wenden?

Ihr Verstand widerrieth, es zu thun, denn war der

Fürst schuldig, so war voraus zu sehen, daß er die Wahrheit verhehlen werde, und die Ueberzeugung, daß er dieß sei, wurzelte noch immer fest in ihrer Seele.

Nach kurzer Ueberlegung vermeinte sie am sichersten ihr Ziel zu erreichen, wenn sie sich unmittelbar an den Baron von Nemeschy wandte.

Sie sandte zu dem Hofrath Kriegl, erbat sich die Adresse des Ungars und fuhr dann unverzüglich nach dem Gasthofe wo dieser logirte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Schiffzieher, befremdet, eine junge, unbekannte Dame bei sich eintreten zu sehen, gerieth in Staunen, als diese sich ihm präsentirte.

Was konnte die Fürstin Eugenie von Neuberg von ihm wollen?

Die Antwort erfolgte unmittelbar nachdem man sich niedergelassen hatte.

Herr Baron, begann die Fürstin, Sie haben, von dem Hofrath Kriegl begleitet, an Madame Oppenheim in der Jägerzeile einen Rubinenschmuck verkauft, und dafür 30,000 Gulden erhalten.

Nemeschy fixirte die Fürstin und verzog keine Miene. Er vermied es, die Aeußerung zu bejahen oder zu verneinen, bevor er wußte, wohinaus die Dame wolle.

Da sie keine Antwort erhielt, fuhr Eugenie fort: Ich bitte Sie, Herr Baron, mir zu sagen, wie Sie in den Besitz dieses Schmuckes kamen?

Man wird begreifen, daß Pierre diese Frage ebenfalls nicht beantwortete. Ohne seine Starre aufzugeben, sagte er mit einer Stimme, die dieser vollkommen entsprach: Ist diese Frage die einzige Veranlassung, welche Sie, gnädige Frau, hieher geführt hat?

Ja, Herr Baron!

Nemeschy, von dieser Antwort innerlich beruhiget, fuhr fort: Dann muß ich bitten, bevor ich Ihnen weiter Rede

stehe, mir zu sagen, welches Recht Sie besitzen, obige Frage an mich zu richten?

Ein Recht habe ich nicht, wohl aber veranlaßt mich ein wichtiges Interesse dazu.

Ich bitte mir es mitzutheilen.

Eugenie gerieth in Verlegenheit.

Bisher wußten nur, wie sie glaubte, drei Personen um ihr Geheimniß, sollte sie es nun einer vierten, überdieß fremden, entdecken?

Sie entschloß sich dazu, um von dem Baron die erwünschte Auskunft zu erhalten.

Nemeschy ersah aus ihrer Mittheilung, daß bei der Fürstin Eifersucht im Spiele sei, und daß diese Eifersucht gerechtfertigt war.

Was sollte er nun thun?

Leugnete er, den Schmuck an Madame Oppenheim verkauft zu haben, so ließ sich voraussehen, daß diese auf den Hofrath Kriegl sich berufen und nöthigenfalls auch die Gerichte in Anspruch nehmen würde.

Den Verkauf mußte er sonach, um sich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, zugeben.

Wie aber war er zu dem Schmucke gekommen?

Der Schiffzieher fand im Nu mehrere Antworten, die er ertheilen konnte.

Wollte er Adele Baillou und ihr Verhältniß zu dem Fürsten verrathen, so brauchte er nur zu sagen, er habe die Edelsteine in ihrem geheimen Auftrage verkauft.

Wollte er den Fürsten aus der Verlegenheit ziehen, so konnte er angeben, jener habe den Schmuck im Spiele verloren, was Neuberg ohne Zögern bestätiget hätte.

Nemeschy konnte aber auch, und das war der dritte Weg, ganz einfach zu der Fürstin sagen: Sie geben zu, daß Sie kein Recht haben, die gewünschte Antwort zu fordern, was Ihre Interessen anbelangt, so besteht meinerseits nicht die Nothwendigkeit, Ihnen zu dienen!

Diese Antwort gab Pierre.

Eugenie zuckte zusammen.

Sie versagen mir also die Auskunft? rief sie.

Unbedingt, gnädige Frau. Ich bin Kavalier und weiß, was ich meinem Stande schuldig bin. Als echter Edelmann darf ich nur edel handeln, das thue ich, wenn ich schweige. Wünschen Sie Aufklärung, so wenden Sie sich vor Allem an Ihren Herrn Gemal, er kann sie Ihnen geben und eine Indiskretion begehen.

Baron Nemeschy erreichte mit dieser Wendung mehrere Zwecke auf einmal.

Er verrieth Adele nicht, befreite die Fürstin nicht von dem Stachel, der in ihrem Herzen saß, wälzte den Zwang der Verantwortung auf die Schultern des Fürsten und behielt für die Zukunft freies Terrain für sich.

Eugenie, nachdem ihr Versuch, den Baron zum Sprechen zu bringen, gescheitert, mußte sich unverrichteter Sache entfernen.

Sollte sie den Rath Nemeschy's befolgen, und von ihrem Gatten Aufklärung verlangen?

Von Oppenheim gedrängt, sah sie sich dazu gezwungen.

Florentin erfuhr nun, daß ein Baron Nemeschy in Begleitung des Hofrathes Kriegl den Schmuck an die Oppenheim verkauft habe und sollte Bescheid geben, wie Jener in den Besitz der Edelsteine gekommen sei?

Der Fürst zuckte die Achseln und erwiederte: Meine Liebe, ich war völlig konsternirt, als Sie eine Frau, mit der ich nie ein Wort sprach, öffentlich insultirten, Ihre ungerechtfertigte Eifersucht wird Ihnen noch mehr Unannehmlichkeiten bereiten, und am Ende wird es sich herausstellen, daß bei dem Handel blos Männer im Spiele waren.

Wenn das der Fall ist, warum erklären Sie mir das Verhältniß nicht?

Weil ich wünsche, daß Ihre Eifersucht sich bestrafe.

Sie wissen, daß der Lieferant Satisfaktion begehrt?

Das ist Ihre Sache, Sie haben ihn und seine Frau beleidiget.

Eugenie befand sich in der peinlichsten Verlegenheit, und Florentin that nichts, diese zu mildern.

Nachdem seine zürnende Gattin ihn verlassen, eilte er zu Madame Baillou, und setzte sie von den Vorfällen in Kenntniß.

Adele erschrack über die neue Verlegenheit, die Pierre ihr bereitet hatte, da sie es aber noch nicht an der Zeit fand, den Missethäter preiszugeben, so behauptete sie, den Verkauf ihres Eigenthums veranlaßt zu haben, und rieth dem Fürsten, sein bisheriges Schweigen gegenüber der Gattin zu behaupten, was Florentin auch zusagte.

Als Adele wieder allein war, überflog sie im Geiste die Sachlage und kam zur Erkenntniß, daß Pierre bereits zum zweiten Male die Autorität des Hofrathes zum Deckmantel seiner verbrecherischen Absichten benützt hatte, daß der Hofrath entweder gewarnt oder unschädlich gemacht werden mußte.

Das Erstere, sprach sie bei sich, würde nichts nützen, denn Pierre wurde durch mich von den Geheimnissen Kriegls in Kenntniß gesetzt und zwingt ihn damit, ihm zu willfahren. Es bleibt mir somit nur ein Weg übrig, um Pierre den Deckmantel für etwaige weitere Unternehmungen zu entziehen. Ich bedauere den Hofrath, aber ich bin durch die Verhältnisse genöthiget, ihn unschädlich zu machen.

Nach diesem Entschlusse setzte sich Adele an den Tisch und schrieb mit verstellter Hand folgenden Brief:

„Euer Erzellenz!

„Herr Hofrath Kriegl hat bei dem Gerichte ein Testament seiner jüngst verstorbenen Tante Juliana Kriegl produzirt, worin sie ihn zum Universalerben ihres Vermögens — beiläufig 20,000 Gulden — einsetzt.

„Dieses Testament ist falsch, zwei Unterbeamte des Hofkriegsrathes, welche es unterschrieben, sind falsche Zeugen.

„Der genannte Herr Hofrath hatte schon vor Jahren die verstorbene und zwei andere noch lebende Tanten beredet, ihr Vermögen bei dem Grafen von Erdödy zu sechs Perzent anzulegen. Die alten Fräuleins übergaben ihm das Geld und er — behielt es für sich.

„In diesem Momente hat er nicht nur das Vermögen seiner Tanten vergeudet, sondern besitzt überdieß noch eine Schuldenlast von 100,000 Gulden.

„Daß das erwähnte Testament ein falsches ist, wird sich um so sicherer erweisen lassen, da das verstorbene Fräulein mehrmals vor Zeugen erklärt hatte, daß sie kein Testament mache, keines machen wolle, und ihren Schwestern ihr Vermögen hinterlasse.

„Die erwähnten Zeugen sind: Herr Karl Kameller, Sprachmeister; Frau Konstantia von Glanz, k. k. Postoffizials-Witwe; Doktor Juris Katzner u. s. w.

„Die Genannten werden auch noch andere Zeugen anzugeben wissen.“

Dieser Brief wurde von Adele noch zweimal kopirt, darauf alle drei Schreiben gesiegelt und mit Adressen versehen.

Die erste lautete an das Fräulein Anna Kriegl, die zweite an Eva Kriegl, das waren die zwei noch lebenden Tanten des Hofrathes.

Der dritte Brief wurde überschrieben: „An Se. Exzellenz Christian August Graf von Seilern, oberster Justizpräsident, in der Stadt, Himmelpfortgasse, Haus Nummer 990, im zweiten Stock.“

Drittes Kapitel.

Der Baron Nemeschy geht in eine Falle.

Die Wirkung der von Madame Baillou expedirten drei anonymen Briefe ließ nicht auf sich warten.

Die beiden Tanten Kriegls setzten die verwandtschaftlichen Rücksichten bei Seite und schrieen „Betrug“ in alle Winde.

Die Stimme des Blutes wird um so lauter, wenn dieses sich mißachtet sieht.

Die alten Fräuleins rannten zur Polizei.

Herr von Beer ließ eiligst beim Grafen Erdödy Erkundigungen Einziehen, und es ergab sich, daß dieser nie einen Heller des oft erwähnten Kapitals empfangen hatte.

Die in den Briefen angeführten Personen wurden vorgerufen und verpflichteten sich durch einen Eid zu erhärten, daß Juliana Kriegl mehrmals, und zwar das letzte Mal kurz vor ihrem Tode geäußert habe, daß sie kein Testament machen wolle, damit ihr Vermögen ihren Schwestern verbleibe.

Während der Polizeidirektor noch die Erhebungen pflog, kamen auch vom obersten Justizpräsidenten Weisungen herab.

In dieser Zeit wurde der Hofrath Kriegl unter der Hand gewarnt, von wem, das verschweigt unsere Quelle, aber sie gibt an, er habe sich durch die Warnung nicht aus der Fassung bringen lassen, er mißachtete sie.

An einem Nachmittage befand sich Kriegl mit zahlreichen Freunden und Freundinnen auf seiner Besitzung am Himmel.

Er gab große Tafel und die ahnungslose Gesellschaft überließ sich der lautesten Freude.

Plötzlich erschien ein Polizeikommissär von vier Polizeisoldaten begleitet und entführte deu Hofrath seinen Freunden und seinem Himmel.

Die Kunde von der Arretirung Kriegls durchflog die Residenz und die Wenigsten wollten begreifen, daß der reiche Mann eine solche Rücksichtslosigkeit verschuldet haben könne.

Die Ueberzeugung von seiner Makellosigkeit ging so weit, daß sogar der Präsident des Hofkriegsrathes, Graf Haddik, welcher in Kriegl einen vorzüglichen Referenten besaß, an seine Unschuld glaubte, und in einem eigenhändig geschriebenen Briefe den obersten Justizpräsidenten ersuchte, den Hofrath, den er so sehr benöthige, einstweilen frei zu lassen, die Untersuchung aber fortzuführen.

Graf von Seilern schrieb ihm hierauf die Antwort:

„Sehr geehrter Herr Graf!

„Ich bedauere, Ihrem Wunsche bezüglich des Hofrathes Kriegl nicht nachkommen zu können.

„Denken Sie, mein Herr Graf, daß Ihr Hofrath krank und zur Arbeit unfähig sei. Er ist wirklich krank, und ich versichere Sie, so gefährlich, daß ich zweifle, daß er davon kommen wird.

„Ich zeichne, mein Herr Graf, hochachtungsvoll u. s. w.

Seilern."

In Folge der Arretirung Kriegls meldeten sich auch dessen Gläubiger mit ihren Ansprüchen. Die enttäuschte Residenz vernahm mit Erstaunen, daß der Hofrath mit Schulden von nahe an 100,000 Gulden belastet sei.

Also Betrüger und Schuldenmacher!

Ein Ereigniß, welches so großes Aufsehen erregte, mußte auch dem Baron Nemeschy zu Gehör kommen.

Der Schiffzieher stutzte, wie der Hirsch, zu dem aus weiter Ferne das erste Gebell der Meute dringt.

Er übersah im Nu die Nachtheile, die ihm aus der Arretirung Kriegls erwachsen mußten.

Auf die Autorität des Hofrathes stützte sich sein Ansehen bei Hellinger, da nun Jener als Betrüger dastand, so konnte bei dem Fabrikanten leicht ein Mißtrauen erweckt werden, welches während der Krankheit Klementinens Zeit gewann, sich zu einem förmlichen Verdachte heran zu bilden.

Auch in der Affaire des Schmuckes drohte Gefahr.

Die Eifersucht der Fürstin wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen, da Kriegl Zeuge des Verkaufes war, so stand zu besorgen, daß bei den Verhören auch diese Angelegenheit zur Sprache kommen werde.

Geschah dieß, so war eine Vernehmung Nemeschy's unausbleiblich und die Gefahr erreichte damit den höchsten Grad.

Zum Henker, murmelte Pierre, die Verhaftung des Hofrathes ist das Schlimmste, was mir in diesem Moment begegnen konnte. Jetzt heißt es auf der Hut sein, fortwährend auf der Lauer bleiben. Wie aber kam seine Fälschung an's Tageslicht? Darüber muß ich in's Klare kommen!

Um dieß zu erreichen, wendete sich der Schiffzieher an seinen ehemaligen Genossen Ruckmann.

Das war, ohne daß er es ahnte, ein falscher Schritt.

Der Agent hatte sich, wie der Leser bereits weiß, mit Madame Baillou zu Pierre's Nachtheil vereinigt. Er verschwieg daher dem falschen Baron nicht nur die Wahrheit, sondern bediente ihn auch noch mit Lügen, die dessen Besorgniß vermehren sollten.

Adele und Ruckmann schmeichelten sich, es werde ihnen

gelingen, Pierre im eigentlichen Sinne des Wortes in die Flucht zu schlagen. Gelang ihnen das, so waren sie von ihm befreit.

Aber Nemeschy war nicht der Charakter, der vor Gefahren, die erst in Aussicht standen, die Flucht ergriff.

Er vertraute dem Glücke, welches ihn von seiner Flucht bis zum jetzigen Momente so offenbar begünstigte, und — blieb.

Zum Rückzuge, dachte er, habe ich noch immer Zeit genug! Meine Gattin und Ruckmann sind zu sehr dabei interessirt, daß ich nicht in die Hände der Justiz gerathe, sie werden schon auf der Hut bleiben und mich im letzten Augenblicke warnen.

Wie überall hin, so drang die Kunde von Kriegls Verhaftung auch in das Haus Hellingers.

Der Fabrikant stutzte, die Feilhauerin lächelte verstohlen.

Mein Schwager, dachte sie, wird sich nun wohl der Einwendungen erinnern, die ich am Tage nach meiner Ankunft gemacht habe. Ich sagte ihm damals, der Hofrath, welcher den Baron hier einführte, könne von ihm getäuscht, oder mit ihm einverstanden sein. Ich bin der letzteren Meinung!

Obgleich diese Ansicht der Tante Margarethe eine irrige war, hatte sie naturgemäß doch die nämliche Wirkung wie die richtige, sie vermehrte das Mißtrauen.

Die anonymen Briefe der Madame Baillou waren somit ein Meisterzug in der Partie gegen den Schiffzieher und die schöne Zauberin beeilte sich diesen Zug, so weit er auf die Stellung Nemeschy's im Hause Hellingers von Einfluß sein konnte, zu vervollkommnen.

Eines Nachmittags wurde die Feilhauerin heimlich in die Wohnung einer Nachbarin geladen, wo ihr Dinge von hoher Wichtigkeit mitgetheilt werden sollten.

Sie begab sich dahin und fand Lenchen, die frühere Zofe ihrer Nichte.

Wie man sich erinnern wird, war es Lenchen gewesen, welche die Feilhauerin aus Stadt Steier nach Wien geholt hatte, damals so wie heute handelte sie im Auftrage Adele's, gab sich jedoch den Anschein, als werde sie blos von Anhänglichkeit an ihre frühere Herrin geleitet.

Die Enthüllungen Lenchens betrafen blos den Verkauf des Schmuckes durch Nemeschy an Frau Oppenheim, mit dem Zusatze, daß der Baron auf eine räthselhafte Weise in den Besitz der Diamanten gelangt sei, da diese einige Zeit früher von dem Fürsten Neuberg bei dem Hofjuwelier Mack gekauft worden waren.

Mehr zu offenbaren war Lenchen nicht im Stande, weil sie selbst nicht mehr wußte, daß sie die Wahrheit sprach, davon sollte sich die Feilhauerin überzeugen, indem sie bei Mack und Madame Oppenheim Erkundigungen einziehe.

Wenn Sie das thun werden, liebe Madame, setzte das Mädchen dem erhaltenen Auftrage gemäß hinzu, so bedienen Sie sich dazu einer Person Ihres Vertrauens, von welcher der Baron Nemeschy nicht weiß, daß sie mit Ihnen in Verbindung stehe. Dadurch wird bei ihm kein Verdacht geweckt, und Sie werden der Wahrheit um so leichter auf die Spur kommen.

Die kluge Frau durchschaute augenblicklich die Zweckmäßigkeit des Rathes, dankte Lenchen für ihre Mühe und munterte sie auf, ihre Anhänglichkeit an Tinchen ferner zu bethätigen, der Lohn dafür werde nicht ausbleiben.

Damit ging sie nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Man muß der Schlauheit der Madame Baillou verdiente Gerechtigkeit widerfahlen lassen.

Ihre Stellung gegenüber ihrem Gatten war eine heikliche. Da sie seine Rachsucht zu fürchten hatte, durfte sie

ihn nicht verrathen, um aber seine verbrecherischen Plane doch zu durchkreuzen, veranstaltete sie, daß die Ereignisse, die er selbst herbeigeführt, dort bekannt wurden, wo sie ihm schaden mußten.

Indem sie der Tante Klementinens die Schmuckaffaire hinterbringen ließ, kompromittirte sich Adele gegenüber ihrem Gatten nicht, denn eine Angelegenheit, die bereits zu einem öffentlichen Skandale Anlaß gab, war kein Geheimniß mehr, und konnte ebenso in das Haus des Fabrikanten dringen, wie die Verhaftung des Hofraths Kriegl.

Der Eindruck der Enthüllung auf die Feilhauerin war gleichzeitig ein angenehmer und erschreckender. Ersteres weil sie für die Rettung ihrer Nichte neuen Boden gewann, letzteres weil sich ihr allmälig der Abgrund zeigte, in welchen seine Tochter zu stürzen der Fabrikant im Begriffe stand.

Zu den bei dem Hofjuwelier und der Lieferantin einzuziehenden Erkundigungen bediente sich die Feilhauerin wieder des Herrn Blumauer.

Der Landsmann und Stiefpathe — wie sie ihn nannte — leistete ihr mit Vergnügen den Freundschaftsdienst. —

Was er erfuhr, bekräftigte nicht nur Lenchens Angaben, sondern vermehrte sogar die Verdachtsgründe gegen Nemeschy, denn wieder war es der Hofrath Kriegl, der ihn zur Oppenheim begleitet hatte. Wie war der Baron in den Besitz des Schmuckes gelangt? und wenn er so reich war, als er angab, warum verkaufte er die Diamanten?

Nachdem die Feilhauerin so weit unterrichtet worden, hielt sie es an der Zeit, auch ihrem Schwager ein Lichtlein aufzuzünden.

Hellinger starrte die Schwägerin verblüfft an und war keines Wortes fähig.

Er gestand sich mit Beschämung ein, daß der Scharfsinn dieser schlichten Frau weiter gereicht habe, wie der sei-

nige, und daß ihre scheinbare Nachgiebigkeit zweckmäßiger gewesen, wie sein unbeugsamer Eigensinn.

Was folgern Sie aus dem Allen? fragte er, als Frau Margarethe mit ihrer Auseinandersetzung an's Ende kam.

Ich schließe daraus, lautete ihre Antwort, daß der Baron entweder ein ruinirter Edelmann ist, der Ihre Tochter heiratet, um sich aufzuhelfen, oder was noch schlimmer, daß er ein förmlicher Lump ist, wie der Kriegl, mit dem er hinter einer Decke gesteckt hat.

Was sollen wir jetzt beginnen?

Das, lieber Herr Schwager, wollen wir überlegen. Welches ist Ihre Ansicht?

Hellinger erwiederte:

Ich werde mit dem Baron nicht viel Federlesens machen und den Stier an den Hörnern fassen.

Das wäre wohl gut in dem Falle, wenn wir es mit einem Stier zu thun hätten, Nemeschy ist aber ein Fuchs und bei uns daheim fängt man Füchse, indem man ihnen Fallen legt.

Welches ist also Ihre Meinung?

Hören Sie mich an. Der Stand der Dinge ist in in diesem Augenblicke ein einfacher. Es handelt sich einzig und allein um die Beantwortung der Frage, wie ist der Baron Nemeschi zu dem Schmuck gekommen, den Fürst Neuberg vor einiger Zeit beim Hofjuwelier gekauft hat? Die Antwort auf diese Frage muß und wird erfolgen, denn wie ich zuverlässig erfuhr, wird Herr Oppenheim den seiner Frau zugefügten Schimpf nicht auf sich beruhen lassen, sondern gegen die Fürstin klagbar werden. Dadurch werden Kriegl und Nemeschy in's Mitleid gezogen und es wird sich herausstellen, ob der Baron aus der Affaire als Ehrenmann hervorgehen wird oder nicht? Ich will mich im Vorhinein weder für das Eine, noch für das Andere erklären, ich möchte mich jedoch sicher stellen, daß der Baron

nichts unternehme, was geeignet wäre, seine Blößen, wenn sie etwa vorhanden sein sollten, zu bedecken. Sie verstehen mich doch, lieber Schwager?

Ich verstehe Sie vollkommen, begreife aber nicht, was Sie thun wollen, um Nemeschy zu hindern, daß er seine Blößen bemäntle.

Darüber habe ich bereits nachgedacht, antwortete Frau Margarethe, das Ergebniß davon ist folgendes: Wien ist eine weitläufige Stadt, man kann zum Beispiel in der Leopoldstadt als Lump renommirt sein und gleichzeitig auf der Wieden für einen braven Menschen gelten. Um Nemeschy zu beobachten, müßte man ihn unter den Augen haben, das wäre aber nur möglich, wenn wir zusammen in Einem Hause wohnten. Ich rathe daher, daß Sie den Baron einladen, in Ihr Haus zu übersiedeln, ich bitte Sie mich nicht zu unterbrechen, ich kenne Ihre Einwendungen im Voraus, und werde sie widerlegen. Vorwände zu einer Einladung sind genug vorhanden. Sagen Sie, Sie wollen nicht, daß er durch die Verzögerung der Heirath den Unbequemlichkeiten des Gasthofes weiter ausgesetzt bleibe, Sie wünschen die Anlage der Fabrik auf seinem Gute in Ungarn zu besprechen u. s. w. Das Wohnen Nemeschy's in Ihrem Hause wird dem Rufe Tinchens nicht mehr schaden, als es schon die Zeitungsartikel gethan haben. Und sollte sich die Verbindung des Barons mit Ihnen zerschlagen, sollte Ihr Mißgriff an den Tag treten, so wird die böse Welt darob, weil der Baron in Ihrem Hause gewohnt hat, Ihnen nicht mehr und nicht weniger Schlimmes nachreden. Diese ganze Angelegenheit ist nun einmal theils durch Bosheit, theils durch Ihre ungeschickten Maßregeln in die Oeffentlichkeit gezerrt worden, Sie müssen also um so mehr Alles aufbieten um vor der Welt als Ehrenmann und als Vater, der seine Pflicht übt, dazustehen.

Wie aber, fragte Hellinger, wenn der Baron sich weigert, meiner Einladung zu folgen?

Wenn Nemeschy sich weigern sollte, die Einladung anzunehmen, dann mag er bleiben, wo er ist, dann wissen wir, was wir davon zu halten haben. Ich ersuche Sie, die Einladung in meiner Gegenwart zu machen, es versteht sich von selbst, daß wir Alles, was wir erfuhren, vollständig ignoriren und in unserem Benehmen keine Aenderung eintreten lassen. List gegen List, Täuschung gegen Täuschung. Wir bedienen uns nur seiner eigenen Waffen und das ist erlaubt.

Sie rathen also, daß Tinchen fortfahre, die Kranke zu spielen?

Zuverlässig. Wir stellen uns, als sei von der Diamanten-Affaire kein Wort zu uns gedrungen, von der Verhaftung des Hofrathes hörten wir wohl sprechen, allein wir geben uns den Anschein, als legten wir kein Gewicht darauf. Um die Wohnangelegenheit vorzubringen, laden Sie Nemeschy auf morgen zum Mittagsessen.

Hellinger versprach das zu thun.

Baron von Nemeschy fand sich beim Fabrikanten zu Tische ein, lauernd und horchend, welchen Eindruck die Verhaftung Kriegls hervorgebracht?

Er gewahrte nichts, was ihn beunruhigen konnte, Frau Margarethe spielte die Freundliche, die Unbefangene und ihr Schwager eiferte ihrem Beispiele nach.

Als dieser endlich während des Mahles mit seinem Antrage herausrückte, spitzte Nemeschy die Ohren, die Feilhauerin aber rief: Herr Schwager, ich fürchte, Sie muthen dem Herrn von Nemeschy ein zu schweres Opfer zu.

Opfer? Warum Opfer, liebe Madame?

Weil die Wohnung in einem schlichten Bürgerhause für einen Kavalier nicht ganz zuständig sein dürfte.

Der Baron protestirte dagegen, machte einige nichtssagende Einwendungen, die aber blos dazu dienten, um Zeit zu gewinnen, den Antrag des Fabrikanten zu überlegen und nahm ihn schließlich an.

Die Gründe, welche Pierre dazu bewogen, überragten bei Weitem die Nachtheile, die ihm daraus erwachsen konnten.

Er schmeichelte sich, von nun an in dem Renommee des Fabrikanten eine moralische Stütze zu besitzen, wie früher in der Autorität des Hofrathes, er hoffte, von seiner Anwesenheit im Hause begünstiget, die Trauung beschleunigen zu können, er gedachte die Binde um die Augen seiner künftigen Verwandten um so fester zu knüpfen.

Die Uebersiedlung ging vor sich.

Der Schiffzieher befand sich in der Falle der Feilhauerin.

Während er der Schlauheit einer Frau erlag, bereitete ihm die einer Zweiten weitere Fatalitäten, wozu eine Person, die wir bereits längere Zeit aus dem Gesichte verloren, wesentlich beitrug.

Diese Person war der Bettelstudent — Wenzel Wuk.

Viertes Kapitel.

Die Motte verbrennt sich.

Wir kehren wieder in das Haus des Fleckfieders Rindum zurück, dessen Mißtrauen gegen Wenzel Wuk geweckt worden war, ohne daß dieser ahnte, welch' ein Verdacht ihn belaste.

Die eigenen Angelegenheiten nahmen die Gedanken

des Studenten so anhaltend in Anspruch, daß er keine Zeit gewann, sich über das Ausbleiben des Freundes zu beunruhigen.

Wenn wir von „eigenen Angelegenheiten“ sprechen, so meinen wir damit die des Herzens, denn auf die anderen verwendete Wenzel wenig Aufmerksamkeit.

Wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätte es ihm auffallen müssen, daß Rindum nicht mehr davon sprach, ihn „seinen Bekannten“ vorzustellen, daß er der „Brüder“ nicht mehr erwähnte, kurz eine Vorsicht und Zurückhaltung beobachtete, die nur dem Mißtrauen entstammen konnten.

Aber wie gesagt, Wenzel war im Zuge, sich zu verlieben, der Herzensbrand begann bereits zu lodern und in dieser Sturm- und Drangperiode achtet man blos auf einen Gegenstand, hat man blos für einen Sinn, für den der Liebe.

Sogar das Geheimniß des Flecksieders und seines Knechtes trat etwas in den Hintergrund vor dem Wunsche, sich der Gegenliebe Emiliens zu vergewissern.

Aber das Mädchen war bedächtiger, als Wenzel anfangs vermuthete, sie ließ ihn die Neigung, die für ihn erwacht war, errathen, ohne sie ihm zu gestehen.

Wenn Wenzel auf seine Liebe anspielte, fand sie jedesmal einen Scherz, der sie der ernsten Antwort enthob, wenn er Miene machte, leidenschaftlich zu werden, stand ihr diese oder jene Wendung zu Gebote, womit sie ihn augenblicklich in eine kühlere Stimmung versetzte.

Daß diese kleinen Manöver nicht geeignet waren, die Liebe des jungen Menschen zu mindern, wird man gerne glauben, selbst wenn wir die Frage, ob bei Emilie Koketterie im Spiele war, verneinten.

Am zweiten Nachmittage nach dem nächtlichen Abenteuer trat der Flecksieder zu Wenzel in die Stube und erkundigte sich nach Arthur.

Er fand es auffallend und der guten Sitte zuwider,

daß dieser ohne Abschied sich entfernt hatte und ohne jede Entschuldigung ausgeblieben war.

Wenzel, in nicht geringe Verlegenheit versetzt, konnte dem Hausherrn nicht widersprechen, wälzte alle Schuld auf Arthur, und bedauerte, gerade ihn zum Gefährten gewählt zu haben.

Rindum richtete nun, ohne die Absicht erkennen zu lassen, allerlei Fragen an seinen Gast, die dieser mit mehr oder weniger Befangenheit beantwortete, so daß der Flecksieder in der ihm von dem Stande Wenzels beigebrachten Ansicht bestärkt wurde.

Wir haben Wuk einer Motte verglichen, welche das Kerzenlicht umflattert, wir halten das Gleichniß aufrecht.

Nachdem Rindum ihn wieder allein gelassen hatte, schickte sich Wuk zum Ausgange an, um nach Arthur zu spähen.

Das Fortbleiben des Freundes, oder vielmehr der darüber von dem Flecksieder geäußerte Unwille, beunruhigte ihn.

Die Unschicklichkeit Arthurs war schwer zu entschuldigen, Wenzel begann ärgerlich zu werden und haderte im Geiste mit dem Abwesenden.

In dieser Stimmung verließ er das Haus und begab sich nach der Neuwieden, in der Hoffnung, einen oder den anderen von den Bekannten zu treffen, und nach Arthur zu forschen.

Er frug nun wohl oft genug, allein er hätte nach dem Großmogul fragen können, und würde kaum eine genügendere Antwort erhalten haben.

Wenzel versuchte sein Glück in der Preßgasse, wo Herr Hellinger wohnte.

Dieser Versuch hätte ihm schier übel bekommen.

Einer von den Aufpassern des Fabrikanten erkannte in ihm den Gefährten des Bettelstudenten, avisirte den Gebie-

ter, der flugs eine ganze Schaar seiner Leute, mit Stöcken und Ochsenziemern bewaffnet, auf die Straße sandte.

Wenzel, dem sein Ahnungsvermögen total untreu geworden war, besaß zum Glücke noch gesunde körperliche Augen. Er erblickte die provisorischen Büttel und nahm das Fersengeld.

Er entrann glücklich der Gefahr und schwur hoch und theuer, das gefährliche Terrain nicht wieder zu betreten.

Arthur, brummte er, hat es um mich nicht verdient, daß ich mich seinetwegen durchprügeln lasse, ich will mich um ihn auch nicht mehr kümmern, gleichviel, welche Folgen es haben wird. Die verdammte Jagd hat mich durstig gemacht, ich werde von dem Gelde, welches die Großmuth des Fleckfieders mir zuwendete, den ersten Gebrauch machen, und mich mit einem Glase Bier bewirthen. Ich liebe es zwar nicht, mich ohne Gesellschaft in ein Wirthshaus hinein zu hocken, denn ich meine immer, man guckt mir den Bettelstudenten von der Stirne herab, allein heute werde ich eine Ausnahme machen, ich habe zu starken Durst.

Seinen Vorsatz ausführend, betrat er das nächste Wirthshaus, an dem sein Weg vorüber führte.

Aber heute war einmal ein Tag, an dem sein böser Stern waltete.

Kaum wollte er sich an einem der Tische niederlassen, so gewahrte er einen seiner früheren Kostherrn von der Neuwieden, der sich, wer weiß durch welchen Zufall, hieher verirrt hatte.

Der Meister, frappirt, den Bettelstudenten im Wirthshause zu erblicken, rief: Oho, was hat denn das liederliche Tuch hier zu suchen? Ist hier die Schul'?

Wenzel machte Kehrt um und suchte das bewußte Loch, welches der Maurer offen gelassen.

Mußte der Teufel gerade d e n herführen, brummte er, seinen Weg fortsetzend, ich habe heute Pech. Wenn's ein Freitag wär', würd' ich mich nicht wundern, es ist aber,

wenn ich mich nicht irre, Mittwoch oder höchstens Donnerstag, ich weiß gar nicht mehr, in welcher Zeit ich lebe, ich bin förmlich konfus geworden. Nun will ich's aber klüger anstellen und begebe mich dahin, wo ich zuverlässig keinen treffen werde, der mich kennt. Ich geh' in's Kroatendörfel!

Seine Schritte beflügelnd, eilte er dem neuen Ziele zu.

Kroatendörfel war damals der Spitzname der Vorstadt Spittelberg, was Moralität betrifft, die verrufenste der Residenz.

Wie weit dieses Renommee ging, erhellt aus dem Umstande, daß Löschenkohl, der das Josefinische Wien mit Kupferstichen illustrirte, unter Anderem auch ein Bild herausgab, „Vorstellung eines Extrazimmers auf dem Spittelberg."

Das Treiben in den Schenken war lustig, ausgelassen.

Hier hielt man fest an dem bekannten Spruche: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, bleibt ein Narr sein Leben lang", hie und da wurde statt „Wein" „Bier" substituirt.

Zur Ehrenrettung des durstigen Studenten sei es gesagt, daß er der Gelegenheit, welche Diebe macht, aus dem Wege ging und zwar dadurch, daß er schon an der Grenze zwischen der Laimgrube und dem Spittelberg seinen Einbruch unternahm, aber auch hier waltete sein böser Stern.

Wenzel war, ohne es zu wissen, in eine Studentenkneipe gerathen, und wurde von Freunden, Bekannten und Kollegen auf's Stürmischste begrüßt.

Da galt kein Sträuben, da nützte keine Aus- und Widerrede, da hieß es, sich niedersetzen und mithalten.

Mitgefangen, mitgehangen.

Bruder Wenzel, woher kommst Du, wo steckst Du, was treibst Du? so rief es ihm von allen Seiten zu.

Er hätte ein sechsfaches Redewerk besitzen müssen, um alle Fragen auf einmal beantworten zu können.

Kameraden, rief er, vor Allem laßt mich trinken, dann will ich sprechen —

Sauf Bruder, sauf! schrie die ganze Kumpanei.

Wenzel trank.

Bruder, Du scheinst aus einer Wüste zu kommen?

Blos von der Neuwieden.

Dein Durst muß älter sein.

Er ist beinahe Großvater geworden.

Wo steckst Du? Man hat seit einigen Tagen weder Dich noch Arthur zu Gesichte bekommen?

Wir hatten Malheur.

Womit, wie so?

Man hat uns aus dem Quartier gejagt und die Kosttage entzogen.

Warum das?

Wenzel erzählte.

Nun begann ein förmlicher Schimpfchor.

Pfahlbürger, Spießer, Philister mußten herhalten.

Man nannte die Neuwiedner Barbaren, Unmenschen, Tyrannen.

Dem Oelerer Luftenegger wurde ein Pereat gebracht, desgleichen dem Fabrikanten Hellinger.

Um die Entrüstung wegzuschwemmen, wurde noch mehr Bier vertilgt.

Auf einmal schlug Derjenige, welcher obenan saß und über die Anderen eine unantastbare Autorität ausübte mit der Faust auf den Tisch und rief dazu: Silentium!

Allgemeine Stille.

Kameraden, begann der Vorsitzende, wir haben über die Bürger unsere Entrüstung ausgesprochen und sie verdienen sie auch, denn es ist grausam, zwei brave Studenten auf die Straße zu werfen, weil Einer von ihnen sich in die Tochter eines reichen Fabrikanten vergafft hat, was

Jedem von uns passiren kann, wenn ein Mädl hübsch ist. Die in Rede stehenden Bürger hatten indessen einen triftigen Grund für sich, der sie entschuldiget.

Was ist das für ein Grund? frugen mehrere.

Sie wurden aufgehetzt.

Durch wen?

Durch die geschriebene Zeitung.

Wahr ist's, wahr ist's.

Wenn man demnach dem Casus bis an die Wurzel nachgräbt, kömmt man zu dem Resultate, daß an dem Ungemache Arthurs und Wenzels Niemand die Schuld trägt, als der Herausgeber der geschriebenen Zeitung.

Die Logik ist unüberwindlich! riefen einige.

Bringen wir auch ihm ein Pereat! setzten Andere hinzu.

Ich denke und meine, fuhr der frühere Sprecher fort, mit dem Pereat allein ist der Gerechtigkeit nicht Genüge gethan, der Schuldige verdient mehr, viel mehr. Wer weiß seinen Namen, wer kennt ihn?

Ich, rief einer der Anwesenden, besorgte einige Zeit hindurch Kopiaturen für ihn. Sein Name ist Grossing, seine Wohnung befindet sich auf dem alten Fleischmarkt.

Wir wissen genug. Mein Antrag geht demnach dahin, diesen Grossing auf's Korn zu nehmen.

Bravo, bravo! schrien fünfzehn Kehlen auf einmal, er soll gewichst werden.

Kameraden, keine Gewaltthat!

Gott behüte, blos in Güte.

Ganz in der Güte und Stille laden wir ihm den Rücken voll.

Nicht so vorschnell, Kameraden, rief der gewesene Kopist des Zeitungsschreibers, was Ihr da theoretisch beschließt, ist praktisch nicht ausführbar. Die Person Grossings ist für eine körperliche Vergeltung nicht geeignet. Er ist ein kleiner, höckeriger Gnome, schwach und krankhaft,

wenn also von einer Lektion die Rede sein soll, so kann und darf sie nur eine moralische sein.

Ha, eine moralische Lektion? Bravo, bravo?

Aber wie stellen wir's an? Was thun wir?

Bier her!

Viel Bier!

Bier und noch etwas Bier!

Wir wollen die Geister unserer Professoren zu Hülfe rufen, damit sie uns erleuchten und beistehen.

Geist des Professors Karpe, erscheine! rief Einer mit der Stimme eines Beschwörers.

Die Philosophie allein nützt uns nichts, ließ ein Zweiter sich hören, wir brauchen echt österreichisches Recht, darum Geist des Professors Scheidlein erscheine, erscheine!

Geist Hupka, der da lehrt die Pandekten und das peinliche Recht, erscheine!

Bei dieser Citation ging die Thüre auf und ein kleines, mageres Männchen, mit einem Zöpflein im Nacken trat ein.

Die Erscheinung machte im Nu Alle erstarren und lähmte Aller Zungen.

Der Eingetretene war der Universitätspedell Dominik Flach, der Hauptnachspürer und Angeber Aller, die sich auf verbotenen Wegen betreten ließen und die Kneipen im Kroatendörfel gehörten dazu.

Zwanzig Jahre früher hätte es geheißen: „Lichter auslöschen!“ und die Remisori wäre angegangen, allein Kaiser Josefs fester Wille hatte den Exzessen der Musensöhne ein Ende gemacht, es bedurfte nur einer einfachen Anzeige und der Widerspenstige, gleichviel ob arm oder reich, wurde zum Militär assentirt.

Der Pedell hatte somit nichts zu besorgen, er blieb ganz ruhig an der Thüre stehen, verzeichnete auf einer Schreibtafel die Namen der Anwesenden und sagte dann mit näselnder Stimme:

Anitzo, gehen Sie nach Hause, das Uebrige wird Ihnen morgen Seine Magnifizenz der Herr Dekan erzählen.

Wenzel Wuk war einer der ersten, welcher hinausstürzte.

Der Teufel, haderte er mit sich selbst, hat mich hieher geführt. Mein Durst ist wohl gelöscht, dagegen steht mein Name auf der schwarzen Tafel. Ich habe seit zwei Tagen keine Kollegien besucht, dafür hat man mich im Wirthshause getroffen. Das ist für einen armen Studenten, der auf Wohlthaten angewiesen ist, ein doppeltes Vergehen. Mein Sittenzeugniß hat ein Loch bekommen, das ich nicht verstopfen kann; auf Gratiswohnung und Kost darf ich nicht mehr rechnen; denn wenn der Professor „Nein" sagt, verschließen sich alle Thüren und Herzen. Was soll ich nun anfangen? Meiner Treu, wenn Herr Rindum sich herbeiließe, ich wäre augenblicklich geneigt, bei ihm die Kunst des Flecksiedens zu lernen, und dann die schöne Milli als Gattin heimzuführen. Schön ist sie — ach Milli — wie glücklich könnt' ich sein, wenn ich statt Philosophie die Fleckologie studiert hätte.

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen langte Wenzel in Rindums Hause an und begab sich auf seine Stube.

Niemand schien sich um ihn zu kümmern.

Er nahm seine Violine, spielte eine Mozart'sche Piece nach der andern, vergebens, Rindum kam nicht, er schien unempfindlich geworden für die Gedanken seines Lieblingskompositeurs.

Daß sich Emilie nicht blicken ließ, wunderte den Studenten weniger; die Schicklichkeit und die gute Sitte geboten ihr, sich ferne zu halten, denn es war bereits Nacht.

Wenzel gedachte der Chatoulle, des Talismans, der ihm in diesem Hause eine unerwartet freundliche Aufnahme verschafft hatte.

Er begab sich zu dem Schranke, wohin er die Chatoulle gestellt.

Der Schrank war versperrt und der Schlüssel, den er stecken gelassen, fehlte.

Eine Vorsicht Milli's, dachte er, ohne sich weiter zu beunruhigen.

Das war ein Irrthum von Seite Wenzels, er wußte aber nicht, daß der Eigenthümer der Chatoulle sich bereits gemeldet hatte.

Nachmittags, während seiner Abwesenheit vom Hause war ein wohlhabender Seidenfärber bei Rindum erschienen, präsentirte sich als den Eigenthümer des Maurer-Emblems und legitimirte sich durch ein Schlüsselchen, welches das Behältniß ohne Anstand öffnete.

Der Flecksieder händigte es ihm ein, hinzufügend, daß er klug gethan habe, seinen Verlust sämmtlichen Wiener Logen bekannt zu geben, wornach er, Rindum, auf den Gedanken geleitet wurde, daß die Chatoulle, welche der verdächtige junge Mensch mit sich führe, dessen rechtmäßiges Eigenthum nicht sei. Wie mag er in dessen Besitz gelangt sein?

Ich war so nnvorsichtig, mein Schreibpult offen zu lassen, mein Knabe bemächtigte sich des Behältnisses als Spielzeug, verschleppte es auf die Hängestätte, wo es sich am anderen Morgen, als ich es vermißte, nicht mehr fand. Der junge Mensch sah es dort liegen und eignete es sich zu.

Schon gut, die Täuschung, zu welcher er mich verleitete, soll ihm übel bekommen! Gehen Sie mit Gott, Herr Bruder, ich freue mich, Ihnen zu Ihrem Eigenthum verholfen zu haben.

Damit trennten sich die beiden Maurer.

Wenzel besaß von dem erzählten Zwischenfalle keine Ahnung. Er wollte gerade daran sich auszukleiden, um zu

Bette zu gehen, als von draußen herein wieder der schwere Gang des Knechtes vernehmbar wurde.

Aha, dachte der Student, Piwinczka geht wieder nach dem Neustift, wo die Anbeter Gottes zusammen kommen. Bah, was geht das mich an, ich bleibe, wo ich bin!

Aber es litt ihn nicht, ein böser Geist stachelte ihn auf.

Nach wenigen Sekunden schon änderte er seinen Entschluß und murmelte: Ich folge ihm, vielleicht gelingt es mir, das Geheimniß zu enthüllen.

Die Motte begann wieder zu flattern.

Wenzel beeilte sich, dem Knechte zu folgen.

Aber, siehe da, dieser ging nicht nach dem bewußten Gäßchen, sondern nach dem Oberneustift, dem heutigen Schottenfelde.

Was hat er hier zu suchen, zwischen diesen Gärten und Aeckern? dachte der Student.

Die Frage blieb nicht lange unbeantwortet.

Man befand sich bereits hübsch tief in den unbewohnten Gründen, als mit einem Male von rechts und links Männer herbeisprangen und den Studenten faßten.

Piwinczka, zu Hülfe! schrie der Ueberfallene.

Der Knecht, statt herbei zu eilen, lief davon.

Sechs gewichtige Fäuste begannen den Ergriffenen trotz allen Widerstandes zu bearbeiten, und richteten ihn auf eine erbärmliche Weise zu.

Nachdem sie ihn mürbe geklopft hatten, rissen sie ihm die Gewänder vom Leibe und zerschnitten sie vor seinen Augen in zahllose Fetzen.

Doch damit nicht genug.

Sie nahmen ihm auch das Papiergeld aus den Taschen und zerrissen es in viele Stückchen.

Dieß Alles geschah schnell, ohne daß man nur ein Wort dabei verlor.

Nachdem die Gesellen auf diese Weise ihrer Zerstörungswuth genügt, schleuderte Derjenige, welcher den Stu-

denten mit Riesenkraft umschlungen hielt, den Mißhandelten fünf Schritte weit von sich.

Wenzel stürzte zu Boden, die Thäter eilten von dannen.

Da es bei dem ganzen Vorgange auf keinen Raub, sondern auf eine Züchtigung abgesehen war, so machte sich der Betroffene kein Hehl daraus, daß er durch den Knecht in die Falle gelockt worden sei, um seinen Fürwitz zu büßen.

Geschieht mir recht, stöhnte er, was gehen mich anderer Leute Geheimnisse an, Jeder kehre vor seiner Thüre. Jetzt stehe ich fast nackt da und das Geld, welches ich vom Flecksieder erhielt, ist vernichtet. Was wird Herr Rindum sagen, wenn ich in diesem Zustande heimkehre?

Viel sprach der Flecksieder nicht, was er aber sagte, war sehr gewichtig.

Der Student fand, als er am Hause anlangte, die Thüre geschlossen.

Er schickte sich an, die Planke zu überklettern, als ein Fenster aufflog und die Stimme des Flecksieders ein „Wer ist da?“ herausrief.

Ich bin es, verehrter Herr Rindum, versetzte Wenzel mit kläglichem Tone.

Marsch, Lump, Du hast in einem ehrlichen Hause nichts mehr zu suchen! bekam er zur Antwort, gleichzeitig flogen das Bündel und die Geige des Studenten auf die Straße.

Wenzel blieb eine Minute lang in trostloser Erstarrung stehen, dann klaubte er seine Sachen vom Boden und begann, um das Herz des Flecksieders zu erweichen, als letzten Versuch eine Arie von Mozart zu spielen.

Aber, o Entsetzen, seine Violine schnarrte wie eine alte Katze. Es war ein veritabler Katzenjammer.

Wuk gab sein Vorhaben auf und machte sich auf den Weg.

Wohin? Er wußte es nicht.

Er ging fort auf's Geradewohl, in welcher Stimmung kann man sich vorstellen.

Geschieht mir Recht, murmelte er, o, meine Ahnungen, meine Ahnungen, ich hätte ihnen Gehör schenken sollen. Seit gestern begegnet mir ein Unglück nach dem anderen, das waren Fingerzeige der Vorsehung, ich aber mißachtete sie und jetzt steh' ich da, halb nackt, zerrissen, ohne einen Heller Geldes, und was das Schlimmste ist, mit einer invalid gewordenen Violine. Ach, wenn wenigstens sie mir erhalten geblieben wäre.

Wenzel begann das Instrument beim Lichte einer noch nicht ausgelöschten Straßenlaterne zu untersuchen und machte eine angenehme Entdeckung.

Die Geige war nicht beschädigt, wohl aber steckte in deren Bauch ein Papier, welches der Student vorsichtig herauszog.

Was ist das? fragte er sich, ah, ein Billet von . . . Emilie . . . ach, Milli, oh, sie liebt mich noch, ihrem Vater zum Trotz!

Und er begann zu lesen:

„Mein Herr!

„Man hat Sie durchschaut, Sie sind erkannt.

„Sie wollten mich an Ihre Liebe glauben machen, wie den Vater an Ihre Maurerei; gottlob, es ist anders gekommen und die Lüge hat ihren Lohn erhalten.

„Wenn Sie, Herr Naderer, sich künftig wieder bei einer Familie einschleichen, stellen Sie es klüger an.

Emilie."

Wenzel zerriß ärgerlich das Billet und murmelte:

O, meine Ahnungen! Sie halten mich für einen Polizeispitz, ein armer Hund bin ich wohl, aber kein Spitz, für einen solchen sind meine Ohren viel zu lang. O ich Esel!

Bei mir ging Alles in die Brüche, sogar die Hoffnung auf Milli's Liebe. Es ist eine miserable Existenz, ich will doch versuchen, ob meine Violine jetzt ihre Schuldigkeit thut.

Wenzel begann ein Adagio zu spielen, der Ton des Instrumentes klang hell und rein, die Geige war somit nicht beschädigt.

Das mitternächtige Konzert fand am Anfang der Neustiftgasse statt, in der Nähe des Störergäßchens, wo der irrende Student eben angelangt war.

Nach einer Weile öffnete sich ein ebenerdiges Fenster, ein weibliches Wesen erschien an demselben und hörte mehrere Minuten lang zu.

Dann fragte sie: Wem gehört die Nachtmusik?

Sie gehört Jedem und Niemandem, antwortete Wenzel, ich geige aus Verzweiflung.

Warum sind Sie in Verzweiflung?

Weil ich ein armer Teufel bin.

Vielleicht richtiger ein armer Spitzbub.

Madame, ich schwöre Ihnen, daß ich ehrlich bin, eben so ehrlich, wie unglücklich.

Wo wohnen Sie?

Nirgends.

Wovon leben Sie?

Von der Barmherzigkeit der Menschen.

Wie heißen Sie?

Wenzel Wuk.

Von Profession?

Ein Student.

Sie scheinen ein geschickter Musikant zu sein?

Ich spiele Alles vom Blatt weg, so daß nichts darauf stehen bleibt.

Sie machen auch Späße?

Alles aus Verzweiflung.

Kommen Sie morgen Früh zu mir —

Morgen Früh? Ach!

Warum seufzen Sie?

Weil ich nicht weiß, was ich in dieser kalten Nacht unter freiem Himmel bis dahin anfangen soll?

Million, Sie sind ja mehr als arm —

Man könnte es beinahe elendiglich nennen.

Warten Sie, ich werde Ihnen ein Nothquartier geben.

Damit entfernte sich die Frau, eine solche ließ nämlich ihre Stimme erkennen, gleich darauf ging die Thüre des angrenzenden Gassenladens auf, die Sprecherin erschien an derselben und sagte: Treten Sie ein.

Wenzel befolgte die Weisung, die Thüre hinter ihm wurde geschlossen, dichte Finsterniß umfing ihn.

Halten Sie sich links an die Wand, sagte die Frau hinter ihm, damit Sie nicht in die Wolken gerathen . . .

Was sagen Sie? Gibt's hier Wolken?

Fragen Sie nicht lange und schreiten Sie nur vor; jetzt werden drei Stufen aufwärts kommen —

Ich bin schon d'ran —

Nur frisch hinauf, fahren Sie aber fort, sich links zu halten, damit Sie mir meine Felsen nicht zertreten.

Was, Ihre Felsen?

Halt.. Greifen Sie nach rechts.

Herrgott, da liegt ja eine Flinte!

Was, eine Flinte? Die ließ gewiß der baierische Hiesel liegen. Dem Lumpen werde ich morgen die Leviten lesen! Legen Sie das Mordgewehr unter's Kanapee, sich selbst aber auf dasselbe. Sie stehen doch daneben?

Ja, Madame. So viel mich aber die Finsterniß erkennen läßt, scheint es nur eine Bank zu sein.

Uns dient sie als Kanapee. Machen Sie sich's bequem, ich gehe wieder zu Bette.

Verehrteste Madame, darf ich, bevor Sie mich verlassen, fragen, wo ich mich befinde?

Närrische Frage. In der Neustiftgasse, im Hause zum „weißen Fasan."

Doch nicht bei dem Fasan, wo das Theater ist?

Gerade da, ich bin die Fuhrmannin, die Direktorin dieses Theaters.

Damit verschwand die Frau.

Wenzel streckte den müden Leib auf die Bank und murmelte: Sapperment, das Kanapee ist höllisch hart, indessen ich befinde mich unter Dach und das ist von Werth. Der Himmel verläßt keinen Deutschen, wenn er nur ein Bischen böhmisch spricht. Ach, Milli, o meine Ahnungen!

Fünftes Kapitel.

Wenzel als rechte Hand findet den rechten Weg.

Zur Zeit, in welcher die Ereignisse dieser Erzählung vorfielen, besaß Wien außer den drei Theatern, an der Burg, nächst dem Kärntnerthore und in der Leopoldstadt, mehrere kleine Theater, theils in Buden, theils aber in Vorstadthäusern etablirt, sogenannte „Kreuzerkomödien", wie zum Beispiel, das Theater beim Wasen auf der Laimgrube, das zum Fasan auf dem Neustift u. s. w.

Das letztere scheint unter den kleinen das respektirlichste gewesen zu sein, denn das „Wienerblättchen" — ein damals siebenmal in der Woche erscheinendes Kreuzerblatt — rangirt es in der Rubrik „Schauspiele" bei jedesmaligem Stückwechsel nach dem Theater in der Leopoldstadt.

Das Theater zum Fasan, befand sich am Neubau, im Hause zum weißen Fasan, welches in der Neustiftgasse nächst dem Störergassel gelegen, die Nummer 18 trug und dem Universitätskupferstecher Christof Winkler zu eigen war.

Dieser Winkler war auch Herausgeber der in Wien erschienenen „Erlanger Zeitung", eines förmlichen Nachdruckes der genannten Original-Zeitung.

Um von den kleinen Theatern eine richtige Vorstellung zu bekommen, muß man im Auge behalten, daß das Personale, mit Ausnahme von ein Paar Individuen, aus Dilettanten bestand, aus ehrsamen Handwerksgesellen, liederlichen Studenten, aus Mädchen von mehr als zweideutigem Rufe u. s. w.

Diese Dilettanten wirkten mit, nicht etwa aus Liebe für die Kunst (?) sondern aus Mangel an Arbeit, oder aus Ueberfluß an Durst, das Komödiespielen war für sie eine Art Aushülfs- oder auch Nebenverdienst.

Es liegen zwei damals in Wien erschienene Bücher vor uns, worin dieser Gattung von Spektakel Erwähnung geschieht.

„Was die übrigen Schauspieler-Gesellschaften betrifft, heißt es in dem einen nach Besprechung der drei Haupttheater, die in den Vorstädten herumwirthschaften, sind sie von so geringer Bedeutung, daß ich sie Dir nicht einmal dem Namen nach sagen will. Die meisten sind an abgelegenen Straßen, wo man leicht mit einer guten Freundin aufgenommen wird und die Prima Donna und Kompagnie sind meist Mädchen leichten Sinnes."

„Das Finstere, welches in dergleichen Lokalen aus doppelter Oekonomie herrscht, trägt sehr viel zum Vergnügen bei. Kein Geld ist wirthschaftlicher angewendet, als welches man in diesen Theatern anbringt, weil meistens alle fünf Sinne zu gleicher Zeit unterhalten werden."

„Von welcher Gattung Leute dieses Spektakel besucht

wird, magst Du Dir leicht vorstellen, und man darf sich nicht wundern, wenn die Prima Donna eine Viertelstunde bei offenem Theater auf sich warten läßt!" *)

Der Autor des zweiten Buches äußert sich in demselben Sinne.

„Seht im Vorbeigehen hinein, schreibt er, aber nehmt bevor eine Prise Tabak, damit Euch nicht der Gestank der Beleuchtung, des verschütteten Bieres, der Knoblauchwürste und der Dunstkreis des hochansehnlichen Publikums zu gäh auf die Lunge falle."

„Könnt Ihr bis zum Anfange ausdulden, so seht Ihr die possierlichsten Auftritte. Auf den Zettel an der Thüre müßt Ihr nicht achten, laßt immer eines unserer ersten Trauerspiele darauf geschrieben sein. Daraus wird nichts, denn der Held ist besoffen, die Königin findet ihren Purpur nicht und der Meister Schreiner hat die nöthigsten Theater-Verzierungen wieder mit sich fortgenommen."

„Statt des Trauerspiels bekommt Ihr nichts als Schläge zu sehen und wenn diese vorbei sind, schimpft der Schauspieler auf den Kreuzerplatz, dieser erwiedert die Sticheleien und so seht Ihr das possierlichste aller Schau-

---

*) Die Schilderung desselben Autors von dem Kärntnerthor-Theater — damals war die deutsche Oper noch nicht dahin übersiedelt — ist nicht minder trostlos:

„Das finstere und gleich dem Labyrinthe des Dädalus verwirrte Wesen, mit dem unaushaltbarsten Gestanke vereinigt, bringen einen gleich aus aller Fassung, und der Auswurf von Schauspielern, der sich gemeiniglich hieher, als dem letzten Zufluchtsort seiner Erholung, aber immer seine Erholung in neuen Schulden sucht, schildert das förmliche Gemälde des Elendes nach der wahren Natur. Die größte Bequemlichkeit, die dieses Theater für seine Entrepreneurs noch hat, ist das nahe gelegene Kärntnerthor, welches gemeiniglich die letzte Passage ist, durch welche sie der Teufel zu ihrem Glück und dem Unglück ihrer Gläubiger aus Wien führt und es soll auch vor einiger Zeit ein witziger Kopf die Devise: „Salus in fuga" („Rettung in der Flucht") an das Portal dieses Theaters angeschrieben haben."

spiele, welches von dem Publikum mit den Schauspielern aufgeführt wird."

„Die gröbsten Schimpfwörter, die unfläthigsten Zoten, die Geschichte des Tages aus der Nachbarschaft würdet Ihr hören, wenn Euch nicht um Euere Kleider und um Euere Nasen zu bange würde."

Was die Lokalitäten dieser Theater betrifft, so mag folgendes Inserat aus dem „Wienerblättchen" eine Vorstellung davon geben:

„An der Wien, beim Wasen Nr. 42 ist das bisherige Fuhrmann'sche Theater, bestehend aus dem Vorzimmer, dem Saal (?) worin das Theater steht, sammt dem geräumigen Boden, mit aller Theater-Einrichtung, entweder als Theater oder nach Hinwegräumung dessen auch zu anderweitigem Gebrauch zu verlassen u. s. w."

Frau Elisabeth Fuhrmann, die Direktrice des Theaters zum Fasan, erkannte in dem nächtlichen Geiger ein für ihre Anstalt brauchbares Individuum und die Besprechung am nächsten Morgen bekräftigte sie in ihren Hoffnungen.

Das Aeußere der Theaterleiterin imponirte Wenzel.

Madame war eine sehr starke Frau, die im Nothfalle hinter dem Vorhang einen betrunkenen Helden zu Boden schmetterte und das Publikum auf dem Kreuzerplatz, wenn es zu rebelliren Miene machte, niederdonnerte.

Ihre Unterhandlung mit Wenzel dauerte kaum drei Minuten.

Ist das, was Sie auf dem Leibe haben, Ihre ganze Garderobe?

Ja, Madame.

Sie ist miserabel genug.

Leider.

Ich werde Sie aus der Theatergarderobe ausstaffiren. Das Kostüm Ferdinands, des Mörders aus Kindesliebe, wird Ihnen passen. Willigen Sie ein, alle Rollen zu spielen, die ich Ihnen zutheile?

Ja, Madame!

Vor dem Stücke und während der Zwischenakte werden Sie geigen.

Sehr wohl.

Unter Tags Rollen abschreiben.

Mit Vergnügen.

Die Mitglieder zusammenrufen.

So oft Sie es befehlen.

Manchmal wird es nöthig sein, daß Sie soufliren.

Ich werde es thun, so gut ich's vermag.

Kurz, Sie sollen meine rechte Hand sein.

Wenn Sie befehlen, auch die Linke.

Für diese Dienstleistungen werden Sie erhalten die Kost, Wohnung und eine tägliche Gage von 17 Kreuzern. Eine Kündigung Ihrer- oder meinerseits kann täglich, muß jedoch vor acht Uhr Vormittags geschehen, damit ich Ihre Rolle weiter geben kann und die Vorstellung am Abend nicht gestört werde. Sind Sie mit meinen Anträgen einverstanden?

Ja, Madame.

Gut, begeben Sie sich einstweilen auf Ihr Zimmer.

Ich bitte, wo werde ich wohnen?

In der Garderobekammer, wo Sie heute Nacht schliefen.

Sehr wohl.

Heute Vormittags, damit Ihnen die Zeit nicht lange werde, nehmen Sie den Topf mit verdünntem Grünspan, er steht, wenn's mir recht ist, auf dem Thronsessel, und frischen Sie den Wald ein wenig auf.

Wo befindet sich der Thronsessel?

Er muß rückwärts stehen, neben dem feuerspeienden Berg, den wir erst gestern gebraucht haben. Suchen Sie nur, er wird Ihnen schon in's Aug' fallen.

Ganz recht.

Noch etwas. Mit Feuer und Licht müssen Sie sehr vorsichtig umgehen.

Das versteht sich von selbst.

Vor allem Andern aber machen Sie einen Sprung zu unserer neuen traurigen Liebhaberin und sagen Sie ihr, sie soll gleich zu mir kommen. Sie wohnt in diesem Hause, rückwärts im Hofe, die letzte Thüre rechts, fragen Sie nur nach der Mamsell Rosalia Klein.

Wenzel ging, den Auftrag zu vollziehen.

Der Leser wird sich erinnern, daß diejenige Person, welche an dem Unglücke des Leihhausbeamten Dietrich zum großen Theile Schuld trug und die von Arthur, dem Agenten Ruckmann, Lenchen und noch anderen Vertrauten Adelens gesucht wurde, daß diese Person, sagen wir, ebenfalls Rosalia Klein hieß.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenzel trat in die niedere Kammer, wo die Schauspielerin ihre Residenz aufgeschlagen hatte.

Ein Umblick ließ ihn erkennen, daß es bei der traurigen Liebhaberin traurig genug aussah.

Unordnung und Dürftigkeit gingen hier Hand in Hand.

Eine quer durch die Stube gespannte Schnur, an welcher mehrere Kleider hingen, versah den Dienst des Garderobeschrankes, eine mächtig große Truhe diente statt des Kastens, sie zu maskiren, war ein mit falschem Flitter aufgeputztes blaues Tuch darüber gebreitet.

Die übrige Einrichtung entsprach genau dem, was wir so eben erwähnten.

Die Herrin dieser Wohnung saß gerade vor dem zersprungenen Toilettespiegel und war, noch in halbem Negligee, mit dem Ordnen ihrer Haare beschäftiget. Dieses war blond, üppig lang und bildete den einzigen unversehrt gebliebenen Rest ehemaliger Schönheit.

Wenzel stand vor einer nicht mehr jungen, wüsten, ab-

gelebten Person, bei welcher selbst die stark aufgetragene Schminke den Leichenacker einstiger Schönheit nicht zu übertünchen vermochte.

Habe ich die Ehre, mit Mamsell Klein zu sprechen? begann der Student höflich.

So ist mein Name, was wünschen Sie?

Ich erscheine im Auftrage der Frau Direktorin —

Ah, sind Sie bei unserem Theater angestellt?

Ich habe die Ehre.

In welcher Eigenschaft?

Ich bin der Frau Direktorin ihre rechte Hand.

So? dehnte die Schauspielerin und setzte dann ironisch hinzu: Blos die Hand?

In diesem Momente vertrete ich auch ihren Fuß, sie sandte mich, Sie zu ersuchen, Sie möchten sich zu ihr bemühen.

Ich werde kommen, bis ich Toilette gemacht habe. Wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?

Ich küß die Hand, meine Geschäfte pressiren —

Wie heißen Sie?

Wenzel Wuk.

Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hoffe, daß wir uns gegenseitig nützlich sein werden. Ich kam erst vor wenigen Tagen hier an, ich hoffe die Gunst des Publikums zu erobern — wissen Sie nicht, wird unser Theater häufig vom Militär besucht?

Ich kann Ihnen wirklich nicht dienen, ich trat erst heute Morgens in den Dienst.

Ah so, das konnte ich nicht wissen, ich bin auch noch neu.

Mamsell Rosalia, Sie werden schon verzeihen, ich muß . . .

Adieu, vergessen Sie nicht, daß wir uns wechselseitig nützen wollen.

Wenzel entfernte sich, um an seine anderweitigen Geschäfte zu gehen.

Und wahrlich, er hatte deren genug, es gab vollauf zu thun, denn Frau Fuhrmann verstand es, den Müssiggang von Leuten, die sie bezahlte, ferne zu halten.

Die Einförmigkeit schwand nun aus der Existenz Wenzels und er begann ein thätiges Leben voll bunter Abwechslung.

Er war Kopist, Komödiant, Inspizient, Garderobier, Souffleur, Maler, Friseur und Theaterdiener, Alles in einer Person.

Seine Anstelligkeit verdarb nichts, seine Gefügigkeit und der gute Wille ersetzten, was ihm hie und da an Talent abging.

Frau Fuhrmann, als erfahrene Direktorin, erkannte den Werth dieser Acquisition und beutete sie aus.

Sie theilte dem Studenten verschiedene Rollen zu und fand, daß er zur „lustigen Person“, so nannte man damals den Komiker, das meiste Geschick besaß.

Wenzel mußte auf Befehl der Direktorin häufig das Kasperltheater in der Leopoldstadt besuchen, um Herrn Laroche zu sehen und zu studieren.

Sie müssen sich befleißen, es ihm nachzumachen, belehrte sie den jungen Menschen, er ist der beste Kasperl und wie Sie bereits wahrnehmen, ist der Lustigmacher dem Publikum die liebste Person. Ehedem war's der Hanswurst, seit man diesen verboten hat, ist der Kasperl an seine Stelle g[illegible].

[illegible] dauerte nicht lange, so sprach man in den umliegenden [illegible]ten vom Kasperl beim Fasan.

[illegible]er Wenzel der Direktrice wurde, desto angenehm[illegible]ete sich seine Lage.

Zwar erhielt er an täglicher Gage immer nur seinen Siebzehner, dagegen besserte sich seine Kost und seine Woh-

nung, er erhielt ein Kämmerchen angewiesen, worin sich sogar ein ordentliches Bett befand.

Wohl oft gedachte Wenzel seines Freundes Arthur, der seit seiner Entfernung aus dem Hause des Fleckfieders für ihn wie verschwunden war, der Wunsch, etwas von dessen Schicksale zu erfahren, erwachte und wurde immer lebhafter.

Wenn ich ihn nicht aufsuche, dachte Wenzel, werden wir uns nicht zusammen finden, er weiß mich nicht zu finden, da ich meinen Namen geändert habe.

Letzteres war damals bei den Komödianten der kleineren Theater häufig der Fall, da der Stand bei dem Publikum in Verruf war und ein ungünstiges Vorurtheil gegen Jeden herrschte, der der Bühne angehörte.

Wenzel fungirte unter dem Namen Wolf, die traurige Liebhaberin nannte sich Laura Groß.

Um Arthurs gegenwärtigen Aufenthalt zu erfragen, entschloß sich Wenzel, bei dem Universitäts-Pedell nachzuforschen, der ihm jedoch keine Auskunft zu geben vermochte, da Arthur die Kollegien nicht mehr besuchte.

Nun fiel der Exstudent auf eine neue Idee, er entsann sich der Dame am Hofplatze, die so großes Interesse für seinen Freund an den Tag gelegt hatte; er begab sich also zu Madame Baillou.

Die schöne Zauberin empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit und da sie keinen Grund mehr besaß, Arthurs Wohnung zu verheimlichen, so erhielt Wenzel die gewünschte Adresse.

Er flog nach der Roßau und fiel wie eine Bombe in des Freundes Stube.

Hab' ich Dich endlich, rief er, Arthur umarmend, Du treuloser Kumpan —

Ach, Wenzel, Du bist es? rief Arthur, aus dessen Brust der frühere Unwille und das dahin gepflanzte Miß-

trauen längst gewichen waren, sei mir willkommen, tausendmal willkommen! Wie kamst Du zu meiner Adresse?

Madame Baillou war so gut, sie mir mitzutheilen. Nun aber komm', begleite mich.

Wohin?

In meine Wohnung.

Zum Fleckſieder? Nimmermehr.

Arthur, es war keineswegs artig von Dir, das Haus, wo wir so gastliche Aufnahme fanden, ohne Dank und Abschied zu verlassen.

Ich that es gegen meinen Willen.

Mir mangelt die Zeit, hier zu verweilen, begleite mich, auf dem Wege wollen wir uns gegenseitig expektoriren, Du sollst meine Verhältnisse, meine Lage kennen lernen.

Die Freunde verließen das Haus und schlugen die Richtung nach dem Neustift ein.

Zur großen Freude Wenzels zeigte sich Arthur jetzt mittheilsamer wie ehedem. Er sprach von seinen zertrümmerten Liebeshoffnungen und von der Untreue Klementinens.

Der Freund hörte ihn ruhig mit an, ließ sich das Redouten-Abenteuer erzählen, lächelte und schüttelte den Kopf.

Um den Grund davon befragt, antwortete er: Wir werden ein andermal darüber sprechen, vorläufig muß ich nur bemerken, daß ich es höchst unglaublich finde, daß ein Mädchen, wie Klementine, nachdem sie Dir so viele Beweise uneigennütziger Liebe gegeben, falsch sein könne. Doch nun zur Gegenwart, was treibst Du, was machst Du?

Arthur kam, um diese Fragen zu beantworten, auf das Unglück seines Vaters zu sprechen und auf die Aufgabe, deren Lösung ihn beschäftige.

Wenzel erfuhr, daß Arthur nach einem Mädchen forsche, dessen Geständniß die Unschuld seines Vaters augenblicklich an's Tageslicht zu bringen vermöchte —

Wer ist das Mädchen, wie heißt es?

Ihren jetzigen Stand weiß ich nicht, ihr Name ist Rosalie Klein.

Wie nennt sie sich?

Arthur wiederholte den Namen und setzte hinzu: Du scheinst sie zu kennen?

Ich kenne eine Person dieses Namens, ob sie die ist, welche Du suchst, vermag ich nicht zu bestimmen.

Wo weilt sie? Wo find' ich sie? rief Arthur hastig.

Freund, bleib' ruhig und suche Deine Ueberlegung zu behaupten. Du wirst die heutige Nacht bei mir zubringen, wir werden Deine Angelegenheit reiflich erwägen und damit wir das im Stande sind, mußt Du mir die Ereignisse, welche das Unglück Deines Vaters herbeigeführt haben, umständlich erzählen.

Arthur erklärte sich dazu bereit, begehrte aber zu wissen, was Wenzel jetzt treibe.

Ich spiele Komödie, antwortete dieser lächelnd.

Nicht möglich!

Warum denn nicht? Meinst Du, ich besäße kein Talent dazu? Ehe eine Stunde vergeht, sollst Du mich auf der Bühne sehen.

Du scherzest.

Jetzt noch nicht, später werd' ich's wohl, denn ich bin der Kasperl beim Theater im Fasan.

Arthur lachte laut auf, eine Stunde darauf mußte er aber noch herzlicher lachen, denn der Kasperl trieb's heute bunt und toll, er war ausgelassener als je.

Er war allezeit munterer Laune, dachte Arthur, allein solche Tollheit hätte ich ihm doch nicht zugetraut.

Sechstes Kapitel.

Wie der Leihhauskassier Eberhard Dietrich in's Unglück kam.

Wir glauben zweckmäßiger vorzugehen, wenn wir, was Arthur dem Freunde mittheilte, selbst erzählen. Einerseits ersparen wir dem Leser die Unterbrechungen Wenzels und anderseits die in Folge davon nothwendig gewordenen Erläuterungen Arthurs.

Eberhard Dietrich, im Leihhause als Kassier bedienstet, war seit Jahren Witwer.

Seine Gattin war kurz nach der Geburt Arthurs gestorben und der Vater übertrug nun seine ganze Liebe auf das einzige Kind — auf Arthur, diese Liebe war so mächtig, daß sie den rüstigen, im kräftigsten Alter stehenden Mann abhielt, eine zweite Verbindung einzugehen.

Dietrich wohnte auf der Neuwieden, erfreute sich des besten Leumundes und war von Allen, die ihn kannten, wohl gelitten.

Seine Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit erwarben ihm das Vertrauen seiner Vorgesetzten im Amte, seine Pünktlichkeit und sein Fleiß zogen ihm sogar mehrmals Belobungen zu.

Er besaß kein eigenes Vermögen, verstand es aber Haus zu halten, und mit seiner keineswegs splendiden Besoldung auszukommen.

Der Umstand, daß er ohne Kautionsleistung die Leihhauskasse anvertraut erhielt, mag den hohen Grad von Vertrauen bezeichnen, dessen er sich erfreute.

Während der langen Zeit, als Dietrich auf der Neuwieden logirte, war die kleine Nachbarwohnung im Besitze eines alten Hagestolzen, mit dem der Kassier auf freundschaftlichen Fuße lebte.

Das Unglück wollte es, daß der alte Herr starb, wodurch die Wohnung an eine neue Miethpartei überging.

Diese Partei, ein junges, hübsches Frauenzimmer, hieß, wie Dietrich bald erfuhr, Rosalia Klein.

Das Mädchen zeigte sich arbeitsam, lebte makellos, manifestirte eine damals unter jungen Leuten seltene Frömmigkeit, kurz sie benahm sich so tadellos, so freundlich und dienstfertig, daß selbst die böseste Zunge im Hause ihr nur Gutes und Lobwürdiges nachredete.

Die Nachbarin konnte dem Kassier nicht unbemerkt bleiben, er blieb jedoch seinen strengen Grundsätzen und dem bereits gefaßten Entschlusse treu, jede Verbindung mit Frauen zu vermeiden.

Das Verhältniß blieb daher ein nachbarlich freundschaftliches, ohne daß von einer oder der anderen Seite auch nur ein Symptom einer gewünschten Annäherung sich gezeigt hätte.

Das Mädchen, im Hause Mamsell Rosalie genannt, galt für eine Waise, gab sich jedoch den Anschein, Vermögen zu besitzen, und in der That mußte dieß auch der Fall sein, denn sie arbeitete nicht für Geld, lebte bürgerlich aber gut, kleidete sich anständig und benahm sich, als besäße sie eine Rente.

Unter diesen Umständen mußte Rosalie Klein im Hause für eine gute Partie gelten und männiglich wunderte sich, daß sich für eine junge, hübsche vermögliche Person kein Freier finde.

Rosalie, wenn man die Rede darauf brachte, schüttelte

den Kopf und sagte: Ich werde mich niemals vermälen, sondern bin entschlossen, sobald ich ein reiferes Alter erreicht haben werde, in ein Kloster zu gehen.

Das Benehmen und die Lebensweise des Mädchens ließen diesen Entschluß sehr glaubwürdig erscheinen.

Eberhard Dietrich war, wie damals fast jeder Aufgeklärte und Gebildete, Mitglied einer Freimaurerloge.

Hier machte er unter Anderem die Bekanntschaft eines Herrn von Petrowich, der erst jüngst in den Orden getreten war.

Die Freimaurerei verband ihre Jünger nicht blos zu bestimmten Ordenszwecken, sondern stiftete auch Bündnisse, deren Folgen sich in dem täglichen Verkehr geltend machten.

Aus den Logen gingen Geschäftsassociationen hervor, Verschwägerungen, Freundschaften u. s. w.

Das Vertrauen, welches sich die Brüder gegenseitig einflößten, erleichterte und beschleunigte dergleichen Unternehmungen; was man im gewöhnlichen Leben erst erwerben mußte, das fand man hier, in Folge des bereits geschlungenen Bandes, fix und fertig.

Aehnlich verhielt sich's zwischen Dietrich und Petrowich.

Eines Tages erschien der Letztere bei dem Kassier zu Besuche und erbat sich von ihm einen Freundschaftsdienst.

Eberhard stellte sich natürlich dem Logenbruder zur Verfügung.

Petrowich, nach einer Einleitung, worin er seine Verhältnisse im günstigsten Lichte auseinandersetzte, rückte endlich mit der Mittheilung heraus, daß er sich zu vermälen wünsche.

Dietrich, welcher etwas Anderes erwartet hatte, wurde überrascht und fragte den Bruder, ob er bereits eine Wahl getroffen habe?

Die Antwort fiel bejahend aus und der Kassier erfuhr zu seiner Verwunderung, daß der Kroat, für einen solchen gab sich Petrowich aus, eine glühende Leidenschaft

für Mamsell Rosalie empfinde, die er auf einem ihrer Kirchengänge bemerkt, und seitdem nicht mehr aus dem Auge gelassen habe.

Sein Anliegen an den Kassier bestand nun darin, die Ehe zwischen ihm und dem Mädchen zu vermitteln.

Dietrich fand in der Bitte nichts Verfängliches, um so weniger, da sie von einem Logenbruder kam, dem er ein wirkliches Opfer nicht versagt hätte, während das, was Jener begehrte, blos eine Gefälligkeit war.

Er erklärte sich bereit, seinem Wunsche mit Vergnügen zu willfahren, fügte jedoch sogleich hinzu, der Herr Bruder möge seine Hoffnungen auf das geringste Maß beschränken, da, so viel ihm, Dietrich, bekannt sei, der Entschluß des Mädchens feststehe, sich niemals zu vermälen.

Ich bin auch davon unterrichtet, antwortete Petrowich, und glaubte gerade deßhalb mich an Sie wenden zu sollen, damit Sie die Nachbarin, welche Sie als Ehrenmann kennt, und hochschätzt, bereden, zu meinen Gunsten von ihrem Entschlusse abzustehen.

Der Kassier versprach das seinige zu thun und die Folge dieses Versprechens war ein bisher nie stattgehabter Verkehr zwischen ihm und Rosalie.

Das Mädchen zeigte sich wenig geneigt in den Vorschlag des Nachbars einzugehen, vermied jedoch eine entschiedene Weigerung auszusprechen, so daß Dietrich die Hoffnung nährte, die Verbindung werde endlich doch zu Stande kommen.

Der öftere Verkehr des Leihhauskassiers mit Rosalie blieb im Hause nicht unbemerkt, die Einwohner schmunzelten und flüsterten sich bereits zu: Herr Dietrich wird die Mamsell heimführen.

Wie viele Mühe dieser sich auch gab, zu Gunsten des Logenbruders zu plaidiren, er konnte das Mädchen nicht bewegen, den entscheidenden Schritt zu thun, ja, noch mehr,

Rosalie weigerte sich entschieden, einen Besuch Petrowichs anzunehmen.

Wenn Sie darauf bestehen bleiben, meinte Dietrich, so werden Sie den Herrn niemals kennen lernen, und doch geben Sie anderseits vor, Sie könnten einem Manne Ihre Hand nicht reichen, den Sie nicht näher kennen.

Nach mehrerem Hin- und Herreden ließ sich die tugendhafte Schöne endlich herbei, mit dem Ehewerber in der Wohnung des Kassiers wie zufällig zusammenzutreffen.

Das standhafte, ehrsame und verständige Benehmen des Mädchens gefiel Dietrich so sehr, daß er eine förmliche Hochachtung zu fühlen anfing und ein begeisterter Bewunderer der Person wurde, welche so viele schätzenswerthe Eigenschaften in sich vereinigte.

Die Zusammenkunft mit Petrowich ging vor sich, ohne daß jedoch diesem ein Vortheil daraus erwuchs. Rosalie verharrte in ihrer Unentschlossenheit.

Dietrich ahnte nicht, daß das Ganze nur eine von Petrowich und Rosalie in Szene gesetzte Intrigue war, um erstens einen Verkehr zwischen dem Nachbar und der Nachbarin herbeizuführen, zweitens, um dieser die Gelegenheit zu bieten, die Achtung und das Zutrauen Dietrichs zu erwerben und endlich, um diesen zu prellen.

Nachdem die beiden ersten Absichten erreicht waren, ging man an's Werk, die dritte zu realisiren.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends erschien Rosalie in der Wohnung des Kassiers und beklagte sich über die Zudringlichkeit Petrowichs, der ihr jeden Tag auf den Kirchengängen auflauere und sie mit seinen Wünschen molestire.

Da ich den Herrn nicht beleidigen will, andererseits aber ihm doch ein für alle Mal jede Hoffnung entziehen möchte, so habe ich beschlossen, eine Reise nach Ungarn anzutreten, und mir in einem der Frauenklöster den Eintritt zu ermöglichen und vorzubereiten.

Dietrich, da er den Entschluß der Nachbarin vernahm, gab sich keine Mühe, sie eines Anderen zu bereden.

Rosalie wendete sich nun im Vertrauen an ihn und bat ihn um eine Gefälligkeit.

Ich besitze baares Geld, theilte sie dem Kassier geheimnißvoll mit, Reisen in Ungarn sind mit Unsicherheit verbunden, ich möchte daher eine so ansehnliche Summe ohne Noth nicht mit mir führen, eben so wenig möchte ich sie in meiner versperrten Wohnung zurücklassen, ich bitte Sie daher, das Geld während meiner Abwesenheit in Verwahrung zu nehmen.

Der Kassier erklärte sich dazu bereit.

Das Mädchen zog eine Brieftasche hervor, bat Dietrich, den Betrag zu zählen, es müssen 7500 Gulden sein.

Der Kassier fand die Summe richtig und wollte einen Empfangschein ausstellen.

Rosalie wies dieß als überflüßig zurück, bat Dietrich blos, die Brieftasche in einen reinen Papierbogen zu hüllen, ihr Siegel daran zu legen und eigenhändig darüber zu schreiben: „Eigenthum der Rosalie Klein“.

Der Vorschlag war einfach, zweckmäßig und bei Personen, die sich gegenseitig vertrauen, für unvorhergesehene Fälle hinreichend.

Eberhard bewahrte das ihm anvertraute Gut in seinem Schranke, das Mädchen beurlaubte sich und reiste am anderen Tage ab.

Eine Woche später erhielt der Kassier von Rosalie einen Brief aus Preßburg und erfuhr daraus, daß sie im dortigen Kloster eintreten werde, da sie sich mit der Oberin geeinigt, und in ihr eine fromme, liebenswürdige Dame gefunden habe. Gleichzeitig versprach Rosalie noch einmal nach Wien zu kommen, um ihre weltlichen Angelegenheiten zu ordnen und von ihm, als dem einzigen wahren Freunde, Abschied für immer zu nehmen.

Während der Abwesenheit Rosaliens hatte Dietrich seine Noth mit dem leidenschaftlich verliebten Petrowich.

Dieser geberdete sich untröstlich, wollte wissen, wohin das Mädchen verreist sei u. s. w.

Der Kassier gab sich viele Mühe, dem Verliebten das Zwecklose seiner Leidenschaft begreiflich zu machen, predigte aber tauben Ohren, Petrowich wurde, statt ruhiger zu werden, immer stürmischer und bezog endlich eine Wohnung in demselben Hause, um, wie er sagte, die Rückkunft Rosaliens abzuwarten, und sie nicht mehr von sich zu lassen.

Dietrich lächelte über die Liebeswuth des Logenbruders und meinte, die Maßregel werde ihm nichts nützen.

Der ehrliche, arglose Mann ahnte nicht, daß dieser Schritt Petrowichs schlau berechnet war, und daß den Verschwornen daraus ein doppelter Vortheil erwuchs.

Eines Vormittags, Eberhard Dietrich befand sich im Amte, erschien Rosalie Klein im Leihhause und begab sich zu dem Kassier, der in einem eigenen Kabinette hantirte.

Dietrich erfuhr, daß Rosalie eben von Preßburg angelangt sei, daß sie im Begriffe stand, sich in ihre Wohnung zu verfügen, jedoch am Hausthore von der unangenehmen Nachricht überrascht worden sei, Petrowich wohne nun im Hause und warte ihre Rückkehr ab. Dieser Umstand zwinge sie, das Haus nicht mehr zu betreten, sie werde daher Herrn Dietrich eine Vollmacht übersenden, ihre Effekten zu veräußern ung ihre Wohnung zu kündigen.

Gleichzeitig erfuhr der Kassier, daß die künftige Nonne nur einige Einkäufe machen und dann unverzüglich wieder nach Preßburg zurückreisen werde. Sie ersuchte daher Dietrich um einige tausend Gulden, er solle sich nur von ihrem Gelde bezahlt machen und ihr den Rest später nach Preßburg übermitteln.

Der Kassier, der sich vollkommen gedeckt wußte, entlieh der Kassa das Geld.

Ich würde Ihnen gerne den ganzen Betrag geben,

sagte er, allein ich kann momentan nur über 4065 Gulden verfügen, wenn sie Ihnen genügen . . . .

Vollkommen, versetzte Rosalie gelassen, ich werde vielleicht nicht so viel benöthigen.

Das Mädchen nahm das Geld und verließ das Leihamt.

Dietrich, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, kam Nachmittags nach Hause und ging vor Allem zum Schrank, um die der Amtskasse entliehene Summe aus der Brieftasche zu nehmen.

Aber siehe da, das versiegelte Paket war verschwunden.

Der Kassier erstarrte.

In der Wohnung zeigte sich keine Spur einer Gewaltthätigkeit, was war da vorgegangen?

Schon am anderen Vormittage, ehe er noch Jemandem sein Unglück anvertraut hatte, wurde seine Kasse untersucht und das Defizit entdeckt.

Eberhard wurde sogleich verhaftet.

In dem Prozesse, der nun gegen ihn instruirt wurde, befliß er sich der reinsten Wahrheit, allein sowohl Rosalie Klein, als auch Petrowich waren unsichtbar geworden und alle Nachforschungen blieben ohne Resultat.

Die Folge davon war die Verurtheilung des Kassiers.

Zur deutlicheren Aufklärung des Lesers fügen wir noch Folgendes bei.

Die Summe, welche Rosalie dem Kassier vor ihrer Abreise zur Aufbewahrung übergeben hatte, bestand aus falschen Banknoten aus der Fabrik Müller und Ruckmann.

Damit Dietrich keine genauere Besichtigung des Geldes möglich sei, wurde die List erfunden, die Brieftasche zu kouvertiren und zu versiegeln.

Petrowich war seit Längerem mit Nachschlüsseln versehen, um die Wohnung und den Schrank des Kassiers auf- und zuschließen zu können.

An dem Vormittage, als seine Verbündete im Leihamte erschien, bemächtigte er sich daheim der Brieftasche.

Die Wohnung war verlassen, da Arthur sich im Kollegium befand.

Die Entwendung der falschen Bankozettel erschien Petrowich nothwendig, weil der Kassier sich davon bezahlt gemacht, und durch die rasche Verausgabung einer so beträchtlichen Summe zuverläßig eine Entdeckung herbeigeführt hätte.

Petrowich, alias Peter Müller, befand sich im Besitze seiner Falsifikate und Rosalie Klein, statt die Beute mit ihm zu theilen, schrieb ihm, gleichsam zum Hohne jene Zeilen und entfloh.

In dem Billete spricht sie von gebrachten Mühen und Opfern; wir glauben gerne, daß die monatlange Heuchelei sie viele Mühe kostete und der Zwang, den sie sich auferlegen mußte, fromm und tugendhaft zu erscheinen, für sie in der That ein Opfer war.

Um sich vor einer möglichen Verfolgung Petrowichs zu sichern und ihn zu verhindern, Rache zu nehmen, bedurfte es nur einiger aus der Ferne an die Polizei in Wien gesandter Zeilen, mit der Anzeige, „Peter Müller sei mit der Fabrikation falscher Bankozettel beschäftiget.“

Bei dieser Denunziation war der Name Petrowich schlauer Weise verschwiegen, um dem Kassier keine Handhabe zur Vertheidigung zu bieten und um den Prozeß Peter Müllers zu isoliren.

Sie erreichte ihre Absicht vollständig.

Müller verrieth Niemanden und wurde verurtheilt.

Niemand wußte, daß er und Petrowich eine und dieselbe Person seien.

Erst das von Ruckmann gefundene Billet öffnete diesem die Augen und setzte ihn in den Stand, den Zusammenhang zu kombiniren, was ihm um so leichter wurde, da

ihm die Details aus dem Prozesse des verurtheilten Leihamts-Kassiers nicht unbekannt blieben.

Das Geheimniß wäre nur schwer gelichtet worden, hätte es Müller-Petrowich nicht beliebt, vom Schiffszuge zu entspringen und in Wien neuerdings und zwar als Baron von Nemeschy handelnd aufzutreten.

Siebentes Kapitel.

Bei dem Herausgeber der geschriebenen Zeitung wird ein Protokoll aufgenommen.

Die Mittheilung Arthurs geschah in Wenzels Stübchen, wo sich Beide nach Beendigung der Komödie traulich zusammengethan hatten.

Lieber Freund, nahm Wuk das Wort, als der Sohn des Gassenkehrers mit seiner Erzählung zu Ende gekommen war, an dem Unglücke Deines Vaters sind zwei Personen betheiliget, Petrowich und Rosalie Klein.

Was den Ersteren betrifft, erwiederte Arthur, so weilt er ebenfalls in Wien.

Wo wohnt er?

Das weiß ich noch nicht. Madame Baillou, die mich davon in Kenntniß setzte, verweigerte mir eine genaue Angabe, bis sich Rosalie Klein gefunden haben würde.

Woher kennt Madame Baillou diesen Petrowich?

Ich weiß es nicht.

Kennst Du Petrowich und Rosalie Klein?

Ich kenne sie.

Dann wird es vor Allem nothwendig sein, uns zu vergewissern, daß das Frauenzimmer, welches ich unter dem Namen Rosalie Klein kenne, mit derjenigen, die Du suchst, eine und die nämliche Person ist. Da die Klein zuverläßig auch Dich kennt, so werde ich veranstalten, daß sie Dich nicht zu sehen bekommt, denn wenn sie die Betrügerin ist, darf sie unsere Bekanntschaft nicht ahnen. Setzen wir nun den Fall, die Identität der Person treffe zu, was dann?

Dann wollen wir die Entdeckung Madame Baillou mittheilen und hören, wozu sie rathen wird.

Wenzel wendete dagegen nichts ein.

Die Nacht war bedeutend vorgerückt, als die Freunde zur Ruhe gingen.

Im Laufe des nächsten Vormittags verschaffte Wenzel dem Freunde Gelegenheit, die traurige Liebhaberin des Theaters zum Fasan zu sehen, und dieser erkannte in ihr augenblicklich die ehemalige Nachbarin seines Vaters.

Darauf verabschiedete er sich von dem Freunde und eilte zu Madame Baillou.

Die schöne Frau, von dem unerwarteten Besuche des jungen Mannes angenehm überrascht, wurde es aber noch mehr, als sie dessen Entdeckung erfuhr.

Während jedoch Arthur sie arg- und rückhaltslos von Allem in Kenntniß setzte, weigerte sie sich noch immer, ihm über Petrowich Auskunft zu geben.

Diese Zurückhaltung hatte ihren triftigen Grund.

Adele war es darum zu thun, die Verhältnisse derart zu gestalten, daß Pierre gezwungen wurde, aus Wien zu entfliehen, während es im Interesse Arthurs lag, daß Petrowich, der offenbar mit der Klein einverstanden war, verhaftet werde.

In diesem Punkte gingen die Interessen der Verbün-

deten auseinander, was jedoch Adele dem unerfahrenen jungen Menschen verheimlichte, oder vielmehr zu verheimlichen suchte, denn trotz ihrer Dialektik, trotz dem Aufwande ihrer Freundlichkeit gelang es ihr doch nicht, ihre Zurückhaltung vollkommen zu motiviren und im Grunde von Arthurs Herzen blieb ein Bodensatz von Mißtrauen, den er auch mit sich fortnahm.

Bei seiner nächsten geheimen Zusammenkunft mit Wenzel war es vorzüglich das Benehmen Adelens, welches den Gegenstand der Unterhaltung abgab.

Der Böhme rüttelte das Mißtrauen des Freundes vollständig auf und machte es mächtig emporsteigen.

Wir wollen jetzt diese Angelegenheit volltommen beleuchten, sagte er. Daß Madame Baillou Dich liebte, ist erwiesen, daß Deine Liebe zu Klementine ihr im Wege stand, folgt unmittelbar daraus. Stimmst Du darin mit mir überein?

Vollkommen.

Fahren wir nun fort in unseren Schlüssen und Betrachtungen. Du behauptest, durch Lenchen mit Deiner Geliebten in Verbindung geblieben zu sein und in Folge davon ergab sich die Zusammenkunft auf der Redoute. Wie Du mir mittheiltest, hat die Fabrikantenstochter den ganzen Abend, selbst dann, als Du mit ihr unter vier Augen sprachst, die Maske nicht abgenommen, das ist so auffallend, daß ich daraus den Schluß ziehe, die Maske, mit welcher Du verkehrtest, sei Adele und nicht Klementine gewesen.

Wenzel! rief Arthur betroffen.

Bleibe ruhig und laß mich fortfahren. In dieser meiner Ansicht bestärken mich mehrere Umstände. Ich finde es mit einem Charakter, wie Klementine ihn besitzt, unvereinbar, den Geliebten in der Weise unterzubringen, wie es mit Dir bei Lenchens Mutter geschah. Das sieht der Madame Baillou viel ähnlicher, als einem Mädchen, welches zum ersten Male liebt.

Mein Gott, erwiederte Arthur betroffen, in diesem Falle wäre ja Lenchen eine treulose, falsche Person!

Madame Baillon ist reich, hat sie für sich gewonnen und sie ging ihren Interessen nach. Gehen wir weiter. Seit dem Redoutenabende ist Klementine plötzlich schweigsam geworden.

Weil ich sie für treulos hielt und weil ich —

Lieber Arthur, fiel ihm Wenzel in's Wort, wenn Klementine wirklich treulos ist, dann ist sie mit Dir nicht auf der Redoute gewesen.

Ich sah sie aber doch mit ihrem Bräutigam und ihrer Tante zur Kirche fahren.

So lange Klementine nicht die Gattin eines Anderen ist, hast Du kein Recht zu behaupten, sie sei Dir treulos geworden. Kennst Du die gegenwärtigen Verhältnisse im Hause des Fabrikanten? Nein! Wer weiß, was dort vorgeht! Wer weiß, ob nicht Adele, die Dich um jeden Preis von Klementine getrennt sehen will, dabei ihre Hände im Spiele hatte. Eine Dame, die sich von ihrer Leidenschaft so weit drängen läßt, daß sie verkleidet zu zwei Studenten in's Zimmer kommt, um Schreiblektionen zu nehmen, einer solchen Frau traue ich Alles zu. Nun kommen wir auf ein zweites Thema zu sprechen. Wie gelangte Adele zur Kenntniß dessen, was Du als Geheimniß bewahrtest? Woher weiß sie, daß Petrowich in Wien weilt? Wie kam es, daß sie plötzlich nach dem Redouten-Abende bei Dir erschien und zu Dir sagte, sie wisse, daß Du von Klementine verlassen wurdest u. s. w. Woher diese merkwürdige Allwissenheit?

Was schließest Du aus dem Allen? fragte Arthur nachdenkend.

Ehe ich diese Frage beantworte, muß ich selbst noch eine stellen: Warum weigert sich Madame Baillou, Dir über Petrowich Auskunft zu geben? Warum diese geheimnißvolle, verdächtige Reserve?

Vielleicht ist, was sie behauptet, eine Täuschung, eine Unwahrheit?

O nein! Ich bin überzeugt, daß sie Petrowich kennt, ich bin auch überzeugt, daß sie eifrigst wünschen muß Rosalie Klein aufgefunden zu haben, allein eben so sicher möchte ich behaupten, daß sie bei dieser letzten Affaire einzig und allein ihre eigenen Zwecke im Auge hat. Dein Zweck verlangt, daß die Klein und Petrowich augenblicklich vernommen werden. Sie scheint Anderes im Sinne zu führen und wer weiß, was sie jetzt, da sie den Aufenthalt Rosaliens kennt, hinter Deinem Rücken unternehmen wird?

Welches mögen aber ihre Zwecke sein?

Darüber auch nur Vermuthungen zu erheben, wäre lächerlich, da uns alle Anhaltspunkte abgehen. Leider zu spät sehe ich jetzt ein, daß wir nicht schlau genug waren. Wir hätten Adelen den Aufenthalt der Klein nicht entdecken sollen, bis sie uns den Petrowichs mittheilte.

Wer hätte daran denken sollen.

Lieber Freund, wenn man mit dergleichen Frauen zu thun hat, darf man nichts vergessen. Indessen wollen wir uns beeilen, den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Wie das? Was sollen wir überhaupt beginnen?

Wir haben zweierlei zu thun. Erstens müssen wir uns die Ueberzeugung verschaffen, daß Madame Baillou eine Intriguantin ist. Diese Aufgabe zu lösen übernehme ich und ich habe bereits meine Ideen, wie ich darüber in's Klare kommen werde. Zweitens müssen wir schleunigst zu verhindern suchen, daß Madame Baillou mit Rosalie Klein in Verkehr tritt und das wirst Du bewirken.

Wozu räthst Du also?

Wenzel blieb die Antwort nicht schuldig.

Welcher Art diese war, werden wir hören, indem wir jeden der Freunde dahin begleiten, wo sie die Ideen Wenzels zu realisiren hofften.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir begeben uns wieder auf den alten Fleischmarkt und betreten dort die Wohnung des Herrn Franz Grossing, des Redakteurs der geschriebenen Zeitung.

Der kleine bucklige Gnome sitzt in einem mächtigen Armsessel, hat eine Menge Briefschaften vor sich und erwartet seinen Sekretär.

Dieser, ein armer Student, findet sich endlich ein.

Zum Henker, fährt ihn der Redakteur an, wo bleiben Sie so lange?

Ich bin — ich war —

Keine Exküse, Sie haben die bedungenen Stunden einzuhalten. Machen Sie, daß Sie an die Arbeit kommen!

Der Student ließ sich nieder und Grossing diktirte aus den eingegangenen Briefen folgende Aufsätze für die nächste Nummer der geschriebenen Zeitung:

„Wie man hört, steht im österreichischen Kaiserstaate das Verbot bevor, keine Glocken mehr zu gießen, damit, wie es heißt, das Metall, welches so mühselig aus dem Schooße der Erde gegraben wird, nicht nutzlos in der Luft schwebe. Wenn diese weise Verordnung zur Ausführung gelangt, und die jetzt vorhandenen Glocken einst unbrauchbar werden, dann wird man in der österreichischen Chistenwelt nicht mehr zur Kirche läuten, sondern wie bei den Juden in die Schule klopfen. Am grünen Donnerstag werden dann nicht mehr die Glocken nach Rom ziehen, sondern die Schulklopfer.“

„Unsere löbliche Regierung, welche nicht nur für die Lebenden, sondern auch für die Todten besorgt ist, hat, wie man weiß, seit einigen Monaten Todtenwagen eingeführt, welche die Leichen des Nachts auf den Friedhof spediren. Die Angehörigen, die ihre Theueren zur letzten Ruhestätte begleiten wollen, werden dadurch ihrer nächtlichen Ruhe beraubt. Man hat bei dieser Anordnung wahrscheinlich im Auge gehabt, daß die Leidtragenden ohnedem vor Kummer und Schmerz nicht schlafen können, und daß es leichter ist, das Verbot der Todtenschmäuse des Nachts zu übertreten. Da es jedem Fuhr-

mann erwünscht sein muß, nicht nur für die Hin-, sondern auch für die Rückfahrt eine Ladung zu erhalten, so sind die wackeren Todtenkutscher auf die Idee gerathen, die Leichen hinaus und ungarischen Tabak herein zu führen. Wie oft dieß geschah, weiß man nicht, seitdem es jedoch entdeckt wurde, muß mit dem Todtenwagen ein Ueberreiter hinaus und herein fahren."

„In Wien wird von nun an nicht nur dem Gewissen, sondern auch dem Magen gar kein Zwang mehr angethan. In den Wirthshäusern und Traiteurien mußten bisher an Fasttagen zweierlei Tische gedeckt sein, für Diejenigen, welche Fleisch- und für Diejenigen, welche Fastenspeisen aßen. Die letzteren waren durch Vasen mit künstlichen Bouquets gekennzeichnet. Neuestens begann diese Fastenordnung nicht etwa den Gästen, sondern den Wirthen beschwerlich zu werden, sei es, daß Mancher am Fleischtisch Fische, oder gar ein Anderer am Fastentisch Fleisch verlangte. Um nun derartigen Blasphemien ein Ende zu machen, petitionirten sämmtliche Wirthe bei der Regierung um Aufhebung der Anordnung. Die Regierung, der Ansicht huldigend, daß Fleischesser an Fastentagen nicht nur einen eigenen Tisch, sondern eine Schandbank verdienen, wies die Bittsteller ab. Diese aber sich erinnernd, daß bei uns die Regierung nur der Schmiedel ist, gingen jetzt zum Schmieden und ihr Gesuch wurde bewilliget. Nunmehr erscheinen Fische und Ochsen an einem und demselben Tische und werden in brüderlicher Eintracht verzehrt. Man sage nun noch, daß es in Oesterreich mit der Aufklärung nicht vorwärts geht."

„Während in anderen Ländern der Luxus als ein Emporbringen der Kommerzien angesehen, folglich von oben herab gefördert wird, geschieht bei uns gerade das Entgegengesetzte. So hört man, daß um den Luxus zu hemmen, demnächst das ganze Posamentirergewerbe aufgehoben und abgeschafft werden soll. Da dieses traurige Schicksal den Seilern nicht bevorsteht, denn Stricke befördern nicht den

Luxus, so wird es künftig in Oesterreich nicht mehr am Schnürl, sondern am Strick gehen."

„Die Wiener sind ohne ihr Verschulden um ein öffentliches Spektakel gebracht worden. Der bekannte Luftschiffer Blanchard wollte sich auch hier produziren und wendete sich schriftlich an den Monarchen. Die gebetene Erlaubniß wurde ihm verweigert. Der Kaiser schrieb ihm eigenhändig Folgendes: „Ich habe Ihren Brief erhalten, Monsieur Blanchard; Sie haben die Kuriosität Ihrer Zuschauer durch viele und an verschiedenen Orten gemachte Versuche hinlänglich befriediget, so daß mir deßhalb wegen Ihrer Aeußerung kein Zweifel übrig bleibt. Sobald Sie durch Ihre Kenntnisse und wiederholten Versuche das Mittel gefunden haben werden, die Aerostatik einigermaßen nützlich zu machen, soll es mir angenehm sein, wenn Sie nach Wien kommen wollen, um mich davon zu unterrichten und zu überzeugen. Unterdessen bin ich Ihr affektionirter Josef."

„Aus Galizien wird uns Folgendes mitgetheilt: Im Zamoscer Kreise ließ sich ein Bauer mit seinem Weibe nieder, der aus Polen entwichen war. Sein Herr, der Starost Graf Bielski, ein junger, heftiger Mann, brach, von ihm unterthänigen Landedelleuten unterstützt, über unsere Grenze herüber und schleppte den Bauer mit sich fort. Herr von Kollmannshüber, Kapitän des Zamoscer Kreises, nahm sich der Sache an und sie gelangte nach Wien. Von hier aus wurde durch die Gesandtschaft in Warschau Klage geführt, ohne daß eine Genugthuung erfolgte. Es wurde angeordnet, sich diese selbst zu verschaffen. Man lauerte die Zeit ab, wo Graf Bielski das an Galizieu gränzende Gut zu besuchen pflegte, brach dann mit 80 Füsilieren und 40 Lobkowitz-Dragonern hinüber und hob ihn sammt seinen Helfern auf. Der Graf mußte den Bauer freigeben und für die Stockschläge, die er ihm verabreicht hatte, tausend Gulden Schmerzengeld und außerdem noch 15,000 Gulden in die kaiserliche

Kasse zahlen. Seine Helfer, die Landelleute, erhielten jeder Einhundert Stockstreiche."

„Bisher durften Aufwartungen nur in Schuhen geschehen. Eine jüngst erschienene kaiserliche Verordnung setzt den männlichen Stiefel wieder in sein Recht ein. Von nun an wird Alles über den Stiefel gehen und selbst die noble Welt wird stärker auftreten."

„Wieder ein Luxus! Es sind kaum ein Paar Monate verflossen, seitdem das Lebzeltergewerbe in sämmtlichen k. k. Erbländern aufgehoben wurde, weil, wie es damals hieß, Pfefferkuchen eine Luxusspeise sind, den Magen verderben und die Quelle mancher Krankheiten abgeben. In Folge dieser Verordnung thaten sich die Lebzelter zusammen und machten Vorstellungen. Wie man hört, sollen sie dargethan haben, daß man sich auch an Rindfleisch den Magen verderben, daß mithin folgerichtig auch die Metzgerei aufgehoben werden müsse, ferner daß Spargel, Krebsenscheeren, Gefrornes u. s. w., ebenso als Luxusspeisen anzusehen seien, und endlich, daß die Lebzelter nicht nur Pfefferkuchen, sondern auch Meth und Wachskerzen bereiten, daß ihre Unterdrückung eine Beleidigung der Bienen sei und endlich, daß ohne Pfefferkuchen nicht einmal böhmische Fische bereitet werden können. Die letztere Vorstellung scheint gewirkt zu haben, die Lebzelter dürfen ihr Gewerbe fortführen, jedoch, dürfen sie kein Spielzeug kneten und keine Sachen aus gefärbtem Teige verfertigen."

„Unsere Polizei hat zu thun bekommen, es ist plötzlich, wer weiß durch welchen Kanal, die Kunde zu ihr gedrungen, es befände sich in Wien eine erkleckliche Anzahl von Bekennern zur Lehre des Deismus. Diese Leute, meist dem Gewerbestande angehörig, sind zwar gegenwärtig Wiener, entstammen jedoch dem Böhmerlande, von wo sie vor kürzerer oder längerer Zeit hieher übersiedelten. Sie haben am Neustift ihre geheimen Konventikel celebrirt. Wie man vernimmt, sollen besonders die Vorstädte Gumpendorf und Oberneustift reich an diesen Sektirern sein. In einem anderen wirk-

lich aufgeklärten Staate würde man diese Leute, die zwar die Existenz Gottes annehmen, aber dem Lehrbegriff der Christen, insofern sich derselbe auf Christum und Erlösung beziehet, verwerfen, ruhig gewähren lassen, bei uns aber wo nicht so wie in Preußen jeder nach seiner Facon selig werden darf, wird der Korporalsstock wieder zu thun bekommen und die Wiener Deisten werden vermuthlich, wie im vorigen Jahre die böhmischen nach dem Banat exilirt werden."

So weit war Grossing in seinem Diktat vorgeschritten als die Thüre aufging und drei junge Menschen, jeder mit einem Hispaniarohr versehen, eintraten.

Haben wir die Ehre mit Herrn Franz Grossing zu sprechen? fragte der Aelteste der Eingetretenen.

Ja, meine Herren, was steht zu Diensten?

Wir ersuchen Sie um eine Unterhaltung unter acht Augen.

Ich denke, wo acht Ohren hören, thun zwei mehr keinen Eintrag.

Wie es Ihnen beliebt, unser Ansuchen geschah blos in Ihrem Interesse.

Sie sind zu gütig, meine Herren.

Wir wollten nämlich Ihnen bei einer unangenehmen Erörterung Zeugen ersparen.

Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, von Ihnen unangenehmen Erörterungen ausgesetzt zu sein.

Das sollen Sie sogleich hören.

Wer sind Sie, meine Herren?

Studenten.

Darf ich um Ihre Namen bitten?

Ich heiße Jakob Ebner, antwortete der Erste.

Ich nenne mich Julius Welleba.

Und ich Wenzel Wuk.

Da Grossing diese drei Namen aufschrieb, so sagte der, welcher sich Ebner nannte: Sie machen Miene, unsere Unterhaltung zu Papier zu bringen, wir sind damit einver-

standen und bestehen darauf, daß ein förmliches Protokoll aufgenommen werde. Ihr Sekretär kann als Aktuar fungiren. —

Einverstanden, versetzte der Gnome, die Achsel zuckend.

Jakob Ebner begann hierauf, wie folgt, zu diktiren.

„Protokoll, aufgenommen in der Wohnung des Herrn Franz Grossing, am 23. Februar 1785, Nachmittags um vier Uhr.“

„Um die angegebene Zeit erschienen die Studenten Jakob Ebner, Julius Welleba und Wenzel Wuk bei Herrn Grossing, um von ihm, als dem Herausgeber der geschriebenen deutschen Zeitung Rechenschaft zu fordern.“

Wofür? rief der Gnome, den Studenten unterbrechend.

Ebner winkte dem Sekretär weiter zu schreiben und fuhr fort:

„Herr Grossing hatte in seiner Zeitung einen armen aber sehr braven Studenten, Namens Arthur Dietrich, beschimpft. Er sagte von ihm, der Apfel falle nicht weit vom Stamme, damit auf den Vater des Genannten hindeutend, welcher zwar wegen eines Verbrechens verurtheilt wurde, jedoch nur, weil er, wie Eingeweihten bekannt ist, durch eine unselige Verkettung von Umständen seine faktische Unschuld nicht darthun konnte.“

„Der Vorgang des Herrn von Grossing ist um so unverzeihlicher, da er in einer späteren Nummer seiner Zeitung eine Berichtigung der Thatsachen brachte, welche er dem besagten Arthur zur Last gelegt hatte, bei dieser Gelegenheit es aber sorgfältig vermied, den dem armen Studenten zugefügten Schimpf zurück zu nehmen.“

„In Folge jenes Artikels wurde Arthur von seinen bisherigen Wohlthätern verstoßen und der Noth preis gegeben.“

„Auf Grundlage dieses Vorganges von Seite des Herrn Grossing begaben sich die drei obgenannten Studen-

ten im Namen ihrer Kameraden in dessen Wohnung und begehrten von ihm Satisfaktion."

Worin soll diese bestehen? fragte der Gnome.

Ebner winkte wieder dem Aktuar und diktirte weiter:

„Herr Grossing verlangte zu erfahren, welcher Art die Genugthuung sein solle, die er zu geben habe? worauf der Wortführer der Studenten ihm zwei Punkte notifizirte: Erstens, Herr Grossing verpflichtet sich, in seiner Zeitung eine förmliche Ehrenerklärung Arthurs zu veröffentlichen. Zweitens: Herr Grossing verpflichtet sich, die Einsender jenes Artikels und der darauf erflossenen Berichtigung anzugeben."

Das letztere verweigere ich! rief der Buckelige.

Ebner diktirte weiter:

„Da der Herausgeber der Zeitung den letzteren Punkt zu erfüllen sich weigerte, so erklärte der Wortführer der Studenten, daß er und seine Kommittenten in diesem Falle sich einzig und allein an Herrn Grossing halten können, daß sie ihn für einen ehrlosen Verleumder erklären."

Meine Herren, rief Grossing auffahrend, meine Geduld ist zu Ende —

Ebner fuhr fort zu diktiren:

„Herr Grossing unterbrach den Wortführer, mit der Drohung, daß seine Geduld zu Ende sei! worauf Ebner erwiederte: „Wir stehen Ihnen zur Verfügung, wann und wo es Ihnen beliebt. Sie haben die Wahl, entweder als Ehrenmann aus der Affaire hervorzugehen oder ein Schuft zu bleiben."

Der Gnome, obgleich der Student inne hielt, gab keine Antwort, er war nachdenkend geworden und seine ganze Haltung ließ erkennen, daß er mit einem Entschluße ringe.

Endlich richtete er sich auf und sagte: Wohlan, wir wollen die Angelegenheit in Güte ordnen.

Ebner fuhr fort zu diktiren:

„In Folge dieser kategorischen Erklärung besann sich Herr Grossing eines Besseren und gab die Versicherung, er

wünsche die Angelegenheit in Güte zu ordnen. Die Studenten waren damit natürlich zufrieden und ersuchten ihn, die Namen der Einsender jener Artikel anzugeben, worauf er als Verfasser . . . . .

Schreiben Sie: „Als Verfasserin des ersten Artikels, Madame Adele Baillou und als Verfasser des zweiten Artikels, den Baron von Nemeschy, angab."

Die letzten Zeilen diktirte Grossing, worauf Ebner das Protokoll schloß.

„Zur Bekräftigung der Wahrheit bestätigen dieses Protokoll sämmtliche Anwesenden mit ihrer Unterschrift."

Nachdem das Dokument unterzeichnet war, faltete Ebner es zusammen, und schob es in die Tasche.

Wie, Sie nehmen es mit? fragte Grossing.

Als Garantie, antwortete Ebner, wir geben Ihnen unser Ehrenwort, daß wir keinen Mißbrauch beabsichtigen.

Die Studenten empfahlen sich und gingen von dannen.

Bist Du nun zufrieden gestellt? fragte Ebner Wenzel, als sie auf der Straße anlangten.

Vollkommen, ich danke Euch in Arthurs Namen für die gehabte Mühe.

Er eilte nach Hause.

Die Schlüsse, welche er nun machte, waren folgende:

Madame Baillou ist eine Intriguantin. Sie trägt die Schuld an unserem damaligen Ungemach. Jener Herr mit der schwarzen Augenbinde, welcher Arthur und Klementine auf dem sonntägigen Spaziergange verfolgte, war der Verräther und steht mit Madame Baillou in Verbindung. Die Berichtigung stammt von Baron Nemeschy, dem bestimmten Bräutigam Klementinens. Da Madame Baillou recht wohl weiß, daß diese Berichtigung eine Lüge enthielt, indem sie behauptete, der Spaziergänger sei nicht Arthur, sondern der verkappte Bräutigam gewesen, und da Adele dagegen keine Einwendung erhob, so muß sie mit dem Baron von Nemeschy einverstanden sein, und es ist beinahe sicher, daß er

der Mann mit der schwarzen Augenbinde war. Madame Baillou äußerte zu Arthur, daß er vorsichtig zu Werke gehen müsse, da Petrowich in doppelter Hinsicht sein Feind sei. Die Erklärung zu diesen Worten ist gefunden, wenn man annimmt, daß Petrowich und Nemeschy eine und die nämliche Person seien, denn in diesem Falle ist er Arthurs Feind als ehemaliger Verbündeter der Klein und als gegenwärtiger Bräutigam Klementinens. Aus dem Allen ergibt sich, daß Madame Baillou mit einem Verbrecher in Verbindung steht, daß sie mithin eine Person ist, der man kein Vertrauen schenken darf. Somit ist der Gang, den zu machen ich Arthur anrieth, vollkommen zweckgemäß und es ist nur zu wünschen, daß er auch von dem nöthigen Erfolge begleitet sein möge.

Ob dieser Wunsch Wenzels realisirt wurde, werden wir gleich hören.

Achtes Kapitel.

Eine Unterhaltung beim Staatsrath Baron von Kresel.

Beim Staatsrath von Kresel war in dessen Wohnung ein kleiner Kreis von Freunden und Gesinnungsgenossen versammelt.

Dort der behäbige Herr im Priesterkleid, dessen Aeuße-

res in ihm einen angehenden Fünfziger erkennen läßt, ist der Doktor der Theologie Markus Antonius Wittola, Pfarrherr zu Probstdorf und infulirter Probst zu Bienko.

Die in der Härling'schen Buchhandlung an jedem Sonnabend erschienene „Kirchenzeitung" wurde von ihm und zwar ganz im Josefinischen Sinne redigirt.

Er stützte mit kühnem Freimuthe und schonungsloser Offenheit die Anordnungen des Kaisers auf kirchlichem Gebiete und hatte gar manchen Strauß zu bestehen mit den Feinden des neuen Systems, die auch die seinigen waren.

Jener stattliche, in der Mitte der Fünfzig stehende Herr, mit der hohen glatten Stirn, dem klugen, wohlwollenden Blicke ist Herr Franz Sales von Greiner, Ritter des St. Stefanordens und referirender Hofrath in geistlichen und Schulsachen.

Durch ein Vierteljahrhundert unter vier Monarchen oblag er diesem Amte und zeigte sich stets als ein Feind der Gleißnerei, als ein Freund des wahren Talentes, welches er zu entdecken und zu versorgen verstand.

Sein Haus bildete zu allen Zeiten einen Vereinigungspunkt der bedeutendsten Talente und jeder Reisende von Distinktion trachtete dort eingeführt zu werden.

Seine Gattin, als Karoline Hieronimus, Dienerin und Vorleserin der Kaiserin Maria Theresia, hatte schon damals der guten Sache der Aufklärung manchen Dienst geleistet.

Eine Tochter Greiners, Karoline, später die Gattin des Hofrathes Pichler, war zur Zeit dieser Erzählung erst sechszehn Jahre alt, lieferte aber bereits manches artige Gedicht und verrieth die später vielgelesene, berühmte Dichterin.

Als dritter Gast bei Kresel war anwesend der Landrath Josef Valentin Eibel, der von Linz, wo er angestellt war, blos zu Besuche nach Wien kam.

Er hatte ehedem als ordentlicher Lehrer an der Schule

zu Wien das geistliche Recht vorgetragen, entsagte aber ein Jahr vor dem Ableben der Kaiserin Maria Theresia, der Kränkungen und Kabalen müde, dem Lehramte, kam als Gubernialrath nach Brünn und letztlich in der angegebenen Eigenschaft nach Linz.

Obgleich in eine andere Sphäre versetzt, verließ Eibel doch sein ursprüngliches Terrain nicht, seine Abhandlungen, in Form von Brochuren veröffentlicht, erwarben ihm eine Popularität, die über die Grenzen des Landes ging.

Er war der Erste, der die Titel mit dem Fragezeichen anwendete: „Was ist der Papst?“ u. s. w. und zahllose Nachäffer stellten andere Fragen auf, die sie freilich weder so gelehrt, noch so korrekt beantworteten.

Außer den Genannten war noch anwesend der Direktor der theologischen Fakultät zu Wien, Herr Hofrath Stefan von Rautenstrauch, nicht zu verwechseln mit Johann Rautenstrauch, dem immer fertigen Journalisten.

Der vorgenannte, ein noch rüstiger Herr, dem Orden der Benediktiner angehörend, zählte damals gerade das fünfzigste Lebensjahr, hatte sich durch seine theologischen Schriften zahlreiche Feinde zugezogen und durch die Verbesserung der theologischen Studien in Oesterreich große Verdienste erworben.

Der würdige, aufgeklärte Herr, als er an jenem Nachmittage bei Kresel so lebhaft an der gemeinschaftlichen Diskussion Theil nahm, ahnte wohl nicht, daß ihn sieben Monate später, wo er sich eben auf einer Geschäftsreise in Ungarn befand, zu Erlau der Tod ereilen würde.

Endlich befand sich noch anwesend der kaiserliche Rath Franz Edler von Heufeld, eine literarische Notabilität aus der theresianischen Epoche, ein Mann, der mit Sonnenfels und Klemm im Kampfe für die Reinigung der Muttersprache mitfocht, ein Kampf, der weder leicht noch gefahrlos war.

Später erwarb er sich auch um die Verbesserung der

Bühne rühmliche Verdienste, indem er eine Reihe von Stücken zur Aufführung brachte, die noch unter Josef mit Beifall gegeben wurden.

In einem seiner komischen Lustspiele: „Der Bauer aus dem Gebirge“ machte er den ersten glücklichen Versuch, den Hannswurst durch einen komischen Bauer zu ersetzen und fand darin viele Nachahmer.

Die kleine Gesellschaft bestand also durchgehends aus Männern des Wissens und der Aufklärung, aus Stützen des kaiserlichen Systems und die Unterhaltung bewegte sich in der Sphäre des öffentlichen Lebens.

Kresel führte eben das Wort und erging sich über die Schwierigkeiten mit welchen die Regierung zu kämpfen habe, so oft sie eine neue Maßregel dekretire, die nur einigermaßen den Interessen der einen oder der anderen nahe trete, oder an einem langgenährten Wahne rüttle.

Das erstere, meint er, finde ich am Ende noch begreiflich, denn es ist in der menschlichen Natur begründet, was jedoch das letztere betrifft, so sollte man glauben, die gesunde Vernunft müsse doch auch bei denjenigen ihre Stimme erheben, die aufzuklären, so viel Tinte verschrieben wird.

Das negative Ergebniß hat darin seinen Grund, erwiederte der Hofrath Rautenstrauch, weil so viel leeres Gefasel edirt wird, daß das wirklich Gute und Nützliche in dem Getümmel verschwindet und von dem Beschränkten im Geiste nicht herausgefunden wird.

Man sprach ja davon, die Censur solle einige Verschärfungen erfahren?

Auf diese Frage Heufelds antwortete Herr Greiner: Seine Majestät wollten die Verfügung treffen, daß jeder Autor mit seinem Manuskripte gleichzeitig sechs Dukaten erlegen solle, welches Geld, sobald das Opus zum Drucke nicht geeignet befunden, dem Armenfond verfallen sollte.

Mit dieser Maßregel, versetzte Eibel, würde man nicht

einmal eine Verminderung vielweniger eine Veredlung der Produktion erzweckt haben.

Es wurde deßhalb auch Alles angewendet, den Kaiser von seiner Idee zurückzubringen, belehrte Kresel, wir erkannten gleich das Fruchtlose der Verfügung.

Ist der Beschluß wegen des Pensionsfondes für Konvertiten bereits genehmigt?

Er wird demnächst zur Durchführung herab gelangen. Das ganze Kapital im Betrage von 44,000 Gulden wird dem Armeninstitut zufließen, somit nützlicher verwendet werden, als wenn man Leute unterstützt, die aus zeitlichen und eigennützigen Absichten zur katholischen Religion übertreten.

Die Maßregel wird von den Orthodoxen wieder beschrieen werden.

Es läßt sich erwarten, allein darauf ist man bei jeder derartigen Verfügung gefaßt. Der Skandal, der neulich im allgemeinen Krankenhause vorfiel, wo man einen Protestanten mit Bekehrungsversuchen molestirte, gelangte zur Kenntniß Seiner Majestät und wird dem betreffenden Pater Unannehmlichkeiten zuziehen, der Pastor Knopf nimmt sich der Sache sehr energisch an.

Ein eintretender Diener unterbrach an dieser Stelle die Unterhaltung, indem er dem Staatsrathe ein Gesuch überreichte.

Dasselbe lautete:

„Arthur Dietrich, Sohn des verurtheilten Leihhausbeamten Eberhard Dietrich, bittet unterthänigst, Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsrathe Baron von Kresel aufwarten zu dürfen.“

Der würdige Herr entsann sich der Szene mit dem jungen Menschen und sprach zu den Anwesenden: Meine Herren! Sie erlauben, daß wir unsere Unterhaltung auf ein halbes Stündchen unterbrechen. Ich ersuche Sie jedoch zu verweilen, Sie werden, wenn ich mich nicht irre, interessante Dinge zu hören bekommen.

Hierauf wendete er sich zu dem Bedienten: Der junge Mensch soll eintreten.

Arthur erschien.

Treten Sie näher, redete der Staatsrath den Studenten an, sprechen Sie ungescheut, ohne sich von der Anwesenheit dieser Herren beirren zu lassen.

Dieser junge Mensch, erklärte der Baron der Gesellschaft, ist der Sohn des vor längerer Zeit wegen Kassadefraudation verurtheilten Leihhausbeamten Dietrich. Er behauptet, sein Vater sei unschuldig, und ist jetzt vermuthlich hier, um mir Beweise seiner Behauptung beizubringen.

Exzellenz, nahm jetzt Arthur das Wort, ich befinde mich leider nicht im Besitze der erforderlichen Beweise, allein es ist mir gelungen, eine Person, welche diese Beweise zu liefern im Stande ist, zu eruiren, ferner weiß ich, daß eine zweite Person, die ebenfalls bei der Affaire betheiligt war, in Wien anwesend ist. Ich bitte Euere Exzellenz, mir gnädigst zu erlauben, daß ich den Hergang jenes Betruges, der meinem unglücklichen Vater gespielt wurde, wahrheitsgemäß darstelle.

Sprechen Sie, wir wollen Sie anhören.

Arthurs Erzählung fand allseitige Aufmerksamkeit.

Mein Vater, schloß er die dem Leser bereits bekannten Details, wurde verhaftet. Der Umstand, daß er seinem eigenen Geständnisse zu Folge, von Rosalie Klein 7500 Gulden in Verwahrung genommen hatte, wurde ihm verderblich. Seine Angabe, das Geld sei gestohlen worden, fand, weil Anzeichen eines Einbruches nicht vorhanden waren, keinen Glauben. Man huldigte der Ansicht, mein Vater habe die anvertraute Summe verausgabt, und um die Klein zu befriedigen, die Kassa angegriffen.

Ihr Vater, wendete der Landrath Eibel ein, nahm, wie Sie sagen, nur 4065 Gulden aus der Kassa, folglich hätte die Klein an ihn noch eine Forderung von 3435 Gulden gehabt?

So ist es auch. Sie hat aber diese Forderung niemals geltend gemacht und verschwand.

Der Umstand mußte doch dem Gerichte auffallen?

Das Gericht supponirte, mein Vater habe die Klein vollkommen befriedigt und was ihm dazu abging, aus der Kassa genommen. Da er vom ersten Momente an zugab, 4065 Gulden aus der Kassa geliehen zu haben, so reichte dieses Geständniß hin, ihn nach dem Gesetze schuldig zu finden.

In jedem Falle sind die Umstände für Ihren Vater widrig und verhängnißvoll gewesen.

Was haben Sie nun neuestens eruirt? fragte der Staatsrath.

Arthur antwortete: Rosalie Klein, die seitdem verschollen war, befindet sich nunmehr in Wien, sie spielt im Theater zum Fasan unter dem Namen einer Mamsell Groß Komödie. Bei einer Vernehmung dieser Person, wird es sich herausstellen, daß sie von meinem Vater den Rest der Schuld nicht erhalten hat. Man wird sie darauf mit Recht fragen können, wie es kam, daß sie diese Schuld bisher nicht beanspruchte?

Die Folgerung wäre logisch, versetzte Eibel, wenn die Klein die Aussage Ihres Vaters bestätigte. Es steht aber zu befürchten, daß eine Person, die — wenn das, was Sie angeben, wahr ist — schlau zu Werke ging, verschmitzt genug sein wird, zu behaupten, sie habe von Ihrem Vater nichts mehr zu fordern, was dann?

In diesem bedauerlichen Falle, erwiederte Arthur, beruht meine Hoffnung auf Petrowich. Auch dieser Mann ist jetzt zum Vorschein gekommen. Mein Vater ist der Ueberzeugung, Petrowich sei mit der Klein einverstanden gewesen und habe das anvertraute Geld entwendet. Er wohnte im Hause, wurde an dem Vormittage, als die Klein bei meinem Vater im Amte war, in der Nähe unserer Thüre gesehen und verschwand noch an demselben Tage spurlos aus

dem Hause. Noch mehr, Petrowich hatte sich in der Loge, welcher auch mein Vater angehörte, einführen lassen und seine Angabe, einer Loge in Kroatien anzugehören, stellte sich bei späteren Nachforschungen als lügenhaft heraus.

Die Motive für diesen Verdacht sind haltbar. Wo wohnt dieser Mensch, wer ist er?

Darüber vermag ich Euerer Exzellenz leider keine Auskunft zu geben. Hier tritt ein neuer, räthselhafter Umstand in's Spiel. Madame Baillou, auf eine mir unbekannte Weise von allen meinen Verhältnissen unterrichtet, sagte mir, Petrowich befinde sich in Wien, und als ich sie um die Angabe seiner Adresse ersuchte, verweigerte sie die Auskunft unter einem unhaltbaren Vorwande.

Die Anwesenden schüttelten bedenklich die Köpfe, Eibel schaute den Staatsrath mit einem vielsagenden Blicke an.

Arthur fuhr fort: Madame Baillou gab sich viele Mühe, Rosalie Klein aufzufinden, sie gab sich zwar den Anschein, als geschehe es in meinem Interesse, allein wäre dieß der Fall, warum sträubt sie sich, über Petrowich Auskunft zu geben?

Hier scheint in der That ein Geheimniß obzuwalten, bemerkte Kresel.

Nach einigem Besinnen hieß er den jungen Menschen das Gemach verlassen und draußen warten.

Unter den Anwesenden begann über den Gegenstand eine lebhafte Diskussion.

Arthurs ungekünstelte, bescheidene Darstellung hatte einen günstigen Eindruck gemacht, die Unschuld des verurtheilten Kassiers drang sich Allen auf; was sie jedoch befürchteten, war, daß es den schlauen Betrügern gelingen könne, die Bemühungen der Justiz im Falle der Wiederaufnahme des Prozesses zu vereiteln.

Exzellenz, sagte endlich der Probst Wittola, meines Erachtens wäre es das Zweckmäßigste, die ganze Angelegenheit dem Polizeidirektor dringend an's Herz zu legen, wenn

Einer im Stande ist, der fein gesponnenen Intrigue auf die Spur zu kommen, ist er's. —

Ich will ihn sogleich zu mir ersuchen lassen, sagte der Staatsrath. Dieser Entschluß war eben kund gegeben, als der Diener eintrat und Herrn Hofrath von Beer meldete.

Große Heiterkeit der Anwesenden empfing den Chef der Polizei.

Herr Hofrath, lächelte Kresel, Sie erscheinen wie ein Deus ex machina.

Nicht auch wie ein Lupus in fabula?

Eine gute Polizei weiß zur Sekunde einzuschreiten.

Exzellenz, ich bin entzückt von dem Effekte meines Eintrittes, man lacht mir entgegen wie dem Kasperl.

Weil ich Sie einen Moment früher zu mir ersuchen wollte. Ich will Ihnen nämlich die Gelegenheit bieten, sich unsterblich zu machen. Nehmen Sie Platz und schenken Sie mir ein geneigtes Gehör.

Oh, oh, Euer Exzellenz sind zu gnädig.

Herr Landrath Eibel, ich ernenne Sie zum Referenten der bewußten Angelegenheit.

Eibel kam unverzüglich der Bestellung nach und Herr von Beer bekam nun zu hören, was die Anderen bereits wußten.

Nun, Herr Hofrath, fragte Kresel, was ist Ihre Meinung, ist Dietrich schuldig oder unschuldig?

Exzellenz, in derartigen Fällen reichen Meinungen nicht hin, es müssen Beweise vorhanden sein. Den Prozeß Dietrichs in diesem Momente wieder aufzunehmen, würde der Sache nur schaden. Meines Erachtens müssen früher die Klein und Petrowich zum Bekenntnisse gebracht werden, dann folgt das Uebrige von selbst. Wünschen Euere Exzellenz, daß ich die Sache übernehme?

Herr Hofrath werden damit der Gerechtigkeit einen Dienst erweisen.

Ich will mein Möglichstes thun, verhehle aber die

Schwierigkeiten nicht, die obwalten. Wie ich im jetzigen Augenblicke den Zusammenhang übersehe, frägt es sich hauptsächlich darum, ob die Klein und Petrowich auch jetzt noch in Verbindung stehen oder nicht. Im letzteren Falle hoffe ich zu reussiren.

Der junge Mensch, den Sie im Vorzimmer sahen, ist der Sohn des Kassiers.

Ich ersuche Euere Exzellenz, ihm bedeuten zu dürfen, er möge sich entfernen und die strengste Verschwiegenheit beobachten.

Thun Sie das, lieber Herr Hofrath.

Arthur erhielt die Weisung und entfernte sich. Die Gesellschaft, durch Herrn von Beer erweitert, überließ sich wieder Besprechungen, die sich auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens bewegten.

Neuntes Kapitel.

Die traurige Liebhaberin des Theaters zum Fasan spielt eine traurige Rolle.

Die traurige Liebhaberin des Theaters zum Fasan weilt in ihrer Stube und ist eben beim Kaffee.

Zwei Herren treten ein, die sich nach ihrem Namen erkundigen und sich dann auch ihr präsentiren.

Der Wortführer von ihnen sagte: Ich bin der Doktor

Juris Liebermann, und dieser Herr — auf seinen Begleiter weisend — ist der Exekutor des Lebrechtischen Testaments.

Die Komödiantin, welcher die eben gehörten Namen fremd waren, fragte: Was wünschen Sie meine Herren?

Wir kommen zu Ihnen, um an Sie eine Schuld abzutragen.

Eine Schuld, an mich?

Wenn Sie sich in der Lage befinden, kein Geld zu benöthigen, dann bitte ich, es nur auszusprechen . . . .

Herr Doktor, unterbrach Rosalie den Advokaten Liebermann, Geld ist ein Ding, welches man immer braucht, allein Sie sprechen von einer Schuld und ich entsinne mich nicht, eine Forderung zu haben.

Vielleicht doch, versetzte der Exekutor, der Betrag ist kein geringer, es handelt sich um 3435 Gulden. Ich habe das Geld mitgebracht. —

Zählen Sie auf, sagte Liebermann zu dem Anderen, die Mamsell wird sich wohl der Schuld erinnern, wenn wir Ihrem Gedächtnisse ein wenig zu Hülfe kommen.

Zur großen Verwunderung der Komödiantin zog der Testamentsvollstrecker eine Brieftasche hervor und zählte die genannte Summe in Bankozetteln auf den Tisch.

Der Anblick war ein verlockender.

Vor einigen Monaten, begann der Doktor, starb Herr Lebrecht, einer der reichsten Hausbesitzer in Wien und verfügte letztwillig über sein Vermögen. Unter anderen Legaten, die er anordnete, befindet sich auch Eines im Betrage von 10,000 Gulden zu Gunsten seines etwas weitläufigen Anverwandten Dietrich.

Mamsell Klein horchte hoch auf.

Die genannte Summe, fuhr der Doktor fort, ohne die erhöhte Aufmerksamkeit der Zuhörerin bemerken zu wollen, wird laut Verfügung des Testirenden wie folgt vertheilt: 4065 Gulden erhält die Leihamtskasse, als den Betrag, um

welchen sie von Eberhard Dietrich defraudirt wurde, 3435 sind an Sie zu verabfolgen, da Sie dem Kassier 7500 Gulden zur Aufbewahrung übergeben, dagegen von ihm nur 4065 erhalten hatten, somit den genannten Betrag zu fordern haben. Den Rest von dem Legate erhält der Sohn Dietrichs. So das Testament.

Die Komödiantin spielte die Ueberraschte und rief: Ach Du lieber Gott, Sie erinnern mich an eine Sache, die ich längst aufgegeben habe.

Jedem das Seinige, bemerkte der Testaments-Exekutor, darum übernehmen Sie den Betrag, er kommt Ihnen zu von Rechtswegen.

Rosalie nahm das Geld.

Einerseits wirkte der Anblick der erheblichen Summe, die ihr wie eine gebratene Taube in den Mund flog, anderseits bedachte sie die Folgen des Entschlusses nicht; denn die Schlauheit, die sie in der Affaire mit Dietrich entwickelt hatte, war eine mehr angelernte, sie gebührte ihrem Verbündeten, dem wackeren Petrowich.

Nachdem Rosalie das Geld eingestrichen hatte, reichte ihr der Advokat eine bereits vorräthige Quittung, welche sie natürlich durchlas und unterschrieb.

Sie bestätigte darin den Empfang von 3435 Gulden, welche der gewesene Leihamtskassier von den ihm zur Aufbewahrung übergebenen 7500 Gulden ihr noch schuldete.

Die beiden Herren — da ihr Geschäft abgethan war — entfernten sich.

Da man im Besitze von dreitausend und so viel Gulden lieber eine lustige als traurige Liebhaberin spielt, so ließ die Mamsell sich augenblicklich unwohl melden, hinzufügend, sie werde durch mehrere Tage aufzutreten nicht im Stande sein, dabei aber machte sie sorgfältig Toilette, und war eben im Begriffe, die Wohnung zu verlassen, als ein Kommissär von einem Gehülfen begleitet, eintrat und sie verhaftete.

Die kurz vorher erhaltene Summe, natürlich noch vollzählig, wurde mit Beschlag belegt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später stand Rosalie Klein dem Polizeidirektor gegenüber.

Sie war blaß und beklommen, denn sie verhehlte sich's nicht, daß die Affaire Dietrich zur Sprache kommen werde, eine alte Wunde, die ihr um so lästiger war, je unerwarteter und plötzlicher sie aufbrach.

Die Angaben der Komödiantin wurden zu Protokoll genommen.

Nach den üblichen Vorfragen, betreffend Namen, Alter, Stand u. s. w., fragte sie der Amtsherr, ob sie wisse, warum sie verhaftet sei?

Die Antwort lautete verneinend.

Sie stehen im Verdachte, eine Betrügerin zu sein.

Ich . . . eine Betrügerin . . . o, mein Gott . . .

Ich muß Ihnen anrathen, nicht in Ohnmacht zu fallen und hier nicht Komödie zu spielen. Sie werden sich über zwei Punkte zu verantworten haben. Erstens, wie gelangten Sie in den Besitz jener 7500 Gulden, welche Sie dem gewesenen Leihamtskassier zur Aufbewahrung übergaben? Zweitens, wie kam es, daß Sie, nachdem Sie an Dietrich noch eine Forderung von 3435 Gulden hatten, diese bis zum heutigen Tage nicht geltend machten, vielmehr aus Wien verschwanden, so daß alle Nachforschungen, Ihren Aufenthalt zu erfahren, zu keinem Ziele führten?

Rosalie erkannte nun wohl, daß sie mit der Annahme des Geldes vom Testaments-Exekutor einen Fehler begangen hatte und machte Miene, den Weg einzuschlagen, den ihr Herr von Beer durch seine List abgeschnitten hatte.

Dieser merkte die Absicht und sagte: Ich muß Sie ferner darauf aufmerksam machen, daß Sie in der heute unterzeichneten Quittung bestättigen, daß Dietrich Ihnen noch 3435 Gulden schuldig geblieben sei, wenn Sie aber

hinterher die Schuld in Abrede stellen sollten, so sind Sie eine momentan überwiesene Betrügerin, weil Sie 3435 Gulden betrügerischer Weise annahmen und quittirten.

Die Mamsell, da sie ihre Position von allen Seiten umgangen sah, ergriff das einzige noch vorhandene Mittel sich zu vertheidigen, sie erfand gewisse lügnerische Ausreden, deren sich Verbrecher in ähnlichen Lagen oft bedienen.

Sie behauptete, die dem Kassier Dietrich anvertraute Summe im Lottospiel gewonnen zu haben.

Herr von Beer verlangte die Kollektur zu wissen, wo sie das Geld behoben hatte.

Sie gab eine an.

Bezüglich der zweiten an sie gerichteten Frage, erklärte sie, keine weitere Forderung an Dietrich geltend gemacht zu haben, weil sie sein Los nicht erschweren wollte, und weil sie, nachdem er bestohlen worden war, von dem Vermögenslosen ohnedem keinen Ersatz zu hoffen hatte.

Sind Sie der Ansicht, daß Dietrich damals wirklich bestohlen wurde?

Ich glaube es.

Haben Sie eine Vermuthung, wer die That verübt haben mochte?

Nein.

Sie haben gegenüber dem Kassier angegeben, Sie stünden im Begriffe, im Preßburger Nonnenkloster den Schleier zu nehmen?

Ich habe mich später anders besonnen.

Fand sich nach dieser Sinnesänderung kein Bewerber um Ihre Hand?

Nein.

Auch Petrowich nicht?

Ich sah ihn nicht wieder.

Wo befindet er sich jetzt?

Ich weiß es nicht.

Wie man hört, soll er in Wien weilen.

Die Klein wurde betroffen und versetzte, sich fassend: In Wien? Es ist möglich, ich habe davon keine Kenntniß.

Der Polizeidirektor hieß die Mamsell das Protokoll zu unterfertigen, worauf sie abgeführt wurde.

Die bezüglich der Aussagen der Klein gepflogenen Erhebungen ergaben die Lügenhaftigkeit derselben.

Die Lottodirektion wies nach, daß in der von der Verhafteten angegebenen Kollektur seit Jahren keine Terne von erheblichem Betrage ausbezahlt worden war und die Oberin des Preßburger Nonnenklosters gab an, eine Rosalie Klein nicht einmal dem Namen nach zu kennen.

Als Herr von Beer der Verhafteten im zweiten Verhöre diese Ergebnisse vorhielt, mehrte sich begreiflicher Weise ihre Verlegenheit.

Der Inquirent benützte die Gelegenheit, ihr vorzustellen, wie sie ihre Lage durch die Lügenhaftigkeit ihrer Aussagen nur verschlimmere und suchte sie zur Angabe der Wahrheit zu bewegen.

Rosalie blieb ihrem angenommenen Systeme treu, und suchte durch allerlei Einwendungen die Ergebnisse der Erhebungen zu entkräften.

Der Polizeidirektor gab sich keine weitere Mühe, sie eines Besseren zu überreden, und wendete sein Augenmerk auf die zweite Person des Drama's.

Die Sachlage, so weit sie jetzt vor ihm offen lag, ließ ihn mit Sicherheit auf einen Betrug von Seite Rosaliens schließen.

Was ihm dabei räthselhaft erschien, war die dem Kassier anvertraute Summe von 7500 Gulden.

Daß das Geld wirklich vorhanden war, litt keinen Zweifel, auffallend erschien es aber, daß Rosalie, die erwiesenermaßen eine solche Summe nicht besaß, sie von irgend Jemandem anvertraut erhielt, um einen Betrug zu begehen.

Das gleichzeitige Verschwinden Petrowichs berechtigte

zu der Annahme, dieser sei mit der Klein einverstanden gewesen.

Sollte er die 7500 Gulden zu dem obgenannten Zwecke hergeliehen haben? Ferner, wer hatte dem Kassier das Geld entwendet. Herr von Beer fand es auffallend, daß Jemand, der eine solche Snmme besitzt, sich in eine derartige Gefahr begeben könne.

In diesem Umstande lag der geheimnißvolle Knotenpunkt der Intrigue und um ihn zu entwirren, mußte vor Allem Petrowich aufgefunden werden.

Nach Arthurs Angabe behauptete Madame Baillou, Petrowich befinde sich in Wien, sie weigerte sich aber dem jungen Menschen dessen Aufenthalt mitzutheilen.

Dieser Umstand in Verbindung mit der Thatsache, daß die gesammte Polizei der Residenz ein Individuum dieses Namens nicht eruiren konnte, flößte dem Polizeidirektor den Verdacht ein, daß auch hier irgend ein Geheimniß zu Grunde liegen müsse, was ihn bewog, diesen Zweig der Untersuchung mit der größtmöglichsten Vorsicht aufzufassen. Er beschloß daher, Madame Baillou vorläufig nicht zu beunruhigen, sondern begnügte sich, sie beobachten zu lassen.

Als Herr von Beer diesen Entschluß faßte, waren nahe an vierzehn Tage seit der Verhaftung Rosaliens verstrichen, während welcher Zeit sich die Verhältnisse, die zusammen den Gegenstand dieser Erzählung bildeten, entwickelten.

Wir wollen, was sich zutrug, der Folge nach mittheilen.

Zehntes Kapitel.

Ein Purimfest bei Nathan Arnstein.

Bei Arnstein war Piknik, heute würde man es Soiree nennen.

Die Kunde davon war schon ein Paar Tage früher in den gewählten Zirkeln der Residenz verbreitet und ein dunkles Gerücht fügte hinzu, der Kaiser werde die Gesellschaft mit seiner Allerhöchsten Gegenwart beehren.

Das Gerücht sprach die Wahrheit, Fanni Arnstein erwartete den Besuch des Monarchen.

Dieser Besuch war, wir wollen das Geheimniß schon jetzt verrathen, kein zufälliger, sondern ein eingeleiteter.

Die Gründe, welche die Einleitung veranlaßten, sollen dem Leser im Laufe dieses Kapitels geoffenbart werden, einstweilen genüge die Erwähnung, daß der Prinz de Ligne von Fanni Arnstein in ihr Geheimniß eingeweiht worden war und die Vermittlung übernahm, Seine Majestät zum Besuche des Pikniks zu veranlassen.

Der Kaiser, der sich die Aufgabe gesetzt hatte, nicht nur die Aufklärung, die Wissenschaft, die Bildung zu fördern, sondern auch den Kommerz Oesterreichs zu heben, war bei Fries, Bargum, Arnstein, kurz bei den Matadoren der Großhändler kein seltener Gast, und was besonders Madame Arnsteiu betrifft, genoß sie oft die hohe Auszeich-

nung, von dem Monarchen im Augarten, oder wo er sie eben traf, angeredet zu werden.

Ihre körperlichen und geistigen Vorzüge reihten sie unter die ausgezeichnetsten Frauen der Residenz.

Die Einladungen zu dem erwähnten Piknik waren mit besonderer Answahl getroffen, die Vorbereitungen umfangreicher, Alles verrieth, daß Madame Arnstein diesen Abend mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu illustriren beflissen war.

Und illustrirt war er, im eigensten Sinne des Wortes.

Ein Meer von Kerzenflammen erleuchtete die Räume, die geschmückt waren mit Gewächsen aus allen Tropen und um dem Auge die nöthige Abwechslung zu bieten, mit kostbaren Gemälden von den Meistern aller Schulen.

Doch Bild und Blume waren es nicht allein, die prunkten, Seide und Sammet, Spitzen und Teppiche nahmen das Auge ebenfalls in Anspruch und wen das Alles nicht anregte, dem glitzerte das schwere russische Silberzeug entgegen, welches nicht allein von Reichthum, sondern auch von Kunstsinn und Geschmack Zeugniß gab.

Einige Stunden vor dem Beginne des Festes kamen Träger mit einem Klavier; eine Gesellschaft ohne Musik und Gesang kannte man damals nicht, ein kleines Konzert sollte somit den Abend eröffnen, und welch' ein Konzert!

Die Crême des Wiener Künstlerthums war eingeladen worden.

Vor Allem der Musikmeister Herr Amadeus Mozart der vielberühmte Klavierspieler der überallhin wo er Gesellschaften durch seine Kunst entzückte, sein eigenes Instrument transportiren ließ, zum Fürsten Kaunitz eben so wie zu Gallizin oder zur Gräfin Thun, zu Lychnowsky, Van Swieten u. s. w.

Außer ihm waren geladen, die Sängerinnen Cavallieri und Lange, Letztere Mozarts Schwägerin, die Sänger Adamberger, Benucci und Hoffmann.

Die Geladenen haben sich fast vollzählig eingefunden und Fanni Arnstein macht die Honneurs.

Treten wir ein, lieber Leser, und durchschreiten wir im Geiste die prachtvollen Räume, diesmal aber blos, um die Anwesenden kennen zu lernen.

Kennen zu lernen?

Vergebliches Bemühen!

Salons sind nicht erfunden, Personen und Charaktere zu studieren, sie sind blos die Ausstell- und Aushängekasten der Gesellschaft, wie hier bekommt man auch dort nur die Außenseite zu sehen, um die Qualität, den inneren Gehalt, zu prüfen, fehlen Muße und Gelegenheit.

Wie oft man vön ferne getäuscht wird, ist männiglich bekannt; wir sind daher blos auf ein flüchtiges Beschauen angewiesen, fast nur auf Namen, freilich auf Namen, welche in der Geschichte des Vaterlandes glänzen oder in der Chronik der Stadt Wien prangen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir auf einen Umstand aufmerksam machen.

Aus keiner Epoche der österreichischen Geschichte leben so viele Namen im Munde des Volkes, wie aus der Josefinischen.

Wie kommt das? wird man fragen.

Die Antwort liegt nahe.

Volksthümliche Fürsten strahlen wie die Sonne Glanz aus über Alles, was sie umgibt und Kaiser Josef war eine Sonne.

Von hochgestellten Militärs bemerken wir im Salon Arnstein den Grafen von Lascy und den Prinzen de Ligne.

Die hohe Beamtenwelt war durch den Grafen von Seilern, die Hofräthe Born, Martini, Greiner und Sonnenfels vertreten; daß Gottfried van Swieten, Jacquin und der berühmte Stoll nicht fehlten, braucht kaum erwähnt zu werden.

Aus den Finanzkreisen bemerkte man Fries, Hönikstein und Wezlar, die Dichtkunst war durch Alxinger, Riedl, Otto von Gemmingen, Ayrenhof repräsentirt.

Vergessen wir die Frauen nicht und die Fräuleins, denn wenn man in einem Garten wandelt, kann man die Blumen nicht übersehen.

So reich, so prachtvoll die Gesellschaft auch war, es fehlte ihr noch der Mittelpunkt.

Man unterhielt sich, in Gruppen zertheilt, je nachdem die Personen diesem oder jenem Stande angehörten, von Gegenständen, die ihrem Berufe nahe lagen, für die sie somit ein erhöhtes Interesse besaßen.

Die Finanziers besprachen die möglichen Folgen des kürzlich mit Rußland abgeschlossenen Handelstraktates.

Die Frauen deliberirten über Mode und entwarfen jetzt schon Programme für die Vermählungsfeier des Erzherzogs Franz mit der Prinzessin Elisabeth, obgleich sie noch im Schooße der Zukunft lag.

Die Politiker hatten ein reiches Feld vor sich, der bevorstehende Ausgleich mit Holland, die Grenzberichtigungsangelegenheit mit der ottomanischen Pforte und endlich die Wahl des römischen Königs und der neunten Churwürde in Deutschland.

Dort die Herren Jacquin, Born, Van Swieten und Stoll lassen sich von dem Ersteren die jüngste Sendung aus den Tropenländern für die botanischen Gärten detailliren, gehen dann über auf die von Hofrath Born erfundene Amalgamirungs-Methode und lauschen endlich den medizinischen Forschungen des Doktors Stoll.

Die Schöngeister unterhalten sich, indem sie sich ihre Korrespondenzen aus dem Reiche gegenseitig mittheilen, um über die geistige Bewegung iu Deutschland im Kurrenten zu bleiben.

Herr von Sonnenfels, von dessen sämmtlichen Schriften zwölf Bände stark, so eben der dritte Abdruck erschien, nahm die Komplimente einiger Frauen in Empfang und man gratulirte ihm, daß sein Porträt dem 14. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek beigegeben war.

Ach, meine Gnädigen, antwortete der Vater der österreichischen Publizistik, dieser Akt des Herrn von Nikolai war keine Aufmerksamkeit, sondern eine Bosheit, er wollte den Eindruck meiner Schriften mildern.

Herr Hofrath wünschen doch nicht, daß wir dem Manne Sonnenfels Schönheiten sagen?

O meine Gnädige, wer so reizend ist wie Sie, ahnt nicht, wie wohl es unser einem thut!

Man lachte.

Man ist hier sehr munter, sagte Prinz de Ligne hinzutretend, darf ich Theil nehmen?

Durchlaucht, versetzte Frau von Sonnenfels, man will meinen Herrn Gemal in die Enge treiben, ach, stehen Sie ihm gnädigst bei.

Der Herr Hofrath wird sich schon selbst heraushauen, mir ist um ihn nicht bange.

Durchlaucht, sagte Sonnenfels, ich bitte zu erwägen, daß meine Gegner dem zarten Geschlechte angehören, da kann man allenfalls durchschlüpfen, allein an's Heraushauen ist nicht zu denken.

Sie haben Recht, den Frauen gegenüber gibt es eine eigene Taktik.

Der Alcibiades am österreichischen Hofe muß das wissen.

Um Gott, erinnern Sie mich nicht daran, lieber Hofrath, ich bin zu mir gekommen, es ist eingetreten, was mir die selige Kaiserin oft profezeit hat. Unter uns gesagt, die große Frau hat mich wegen meiner galanten Verirrungen gar manchmal ausgescholten, aber nie vergessen, mich dabei recht mütterlich zu beklagen und am Ende sprach sie jedesmal die Hoffnung aus, daß es mit mir doch bald anders werden müsse. Ach, sie hat es nicht erlebt! Einmal, ich werde die Szene nie vergessen, nachdem sie mir den Text gelesen hatte, rief sie: „Ich weiß nicht, wie Sie es anfangen, Fürst! Sie waren der vertraute Freund des Paters Griffets, der Bischof von Neustadt sagt Gutes von Ihnen, der Erzbi-

schof von Mecheln desgleichen, der Kardinal ist vollends in Sie verliebt, und doch . . es ist mir unbegreiflich . . . .

Sie war eine erhabene, eine bewundernswerthe Frau, sagte Sonnenfels mit Begeisterung.

Durchlaucht, bemerkte Frau von Wezlar, Sie sprachen vorhin mit Sr. Exzellenz dem Feldmarschall von Lascy —

Ich habe ihn den Händen des Herrn von Stoll überliefert, es soll mich wundern, wenn er daraus gesund hervorgeht. Ich kann Lascy nicht sehen, ohne der Worte Friedrichs des Zweiten zu gedenken, die er Anno 70, bei Gelegenheit seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser zu mir sprach. Nachdem er Lascy's Belagerungs- und Marschkunst gelobt, sagte Friedrich: „Erinnern Sie sich noch der Feldzüge von 1758 und 1759, damals ist Ihnen ja Alles geglückt. Ich dachte mir oft: Werde ich diesen Menschen — er meinte Lascy — niemals los werden? Man muß ihn ja doch endlich belohnen! Es geschah, man machte ihn zum Feldzeugmeister, ein Anderer kam an seine Stelle. Gottlob, rief ich, nun wird's besser werden! Ich täuschte mich nicht, Torgau hat's bewiesen.“ So der Preußenkönig über Lascy. Doch ich verfalle in den Fehler des großen Rubens, der überall sich oder seine drei Frauen anbrachte.

Durchlaucht, sagte jetzt die Hofräthin von Sonnenfels, wer so spricht wie Sie und so malt wie Rubens, darf sich stets in den Vordergrund stellen.

Madame, Ihre Worte enthalten eine direkte Aufforderung, Ihnen mehr von Friedrich zu erzählen, er ist ein Hexenmeister, ihm entgeht nichts, ich fand bei ihm den feinsten Takt, der mir vorgekommen. Er hatte, es war nach einem Jahre darauf, einen alten Sorbonne-Doktor bei sich, mit dem er Tag für Tag disputirte. Einmal kam ich dazu, der König, mich erblickend, rief: „Um Gott, schaffen Sie mir ein Bisthum für ihn, damit ich ihn los werde!“ „Ich glaube nicht, erwiederte ich, daß meine und Euerer Majestät Empfehlung ihm bei uns etwas nützen würde.“ „Sie haben Recht,

rief der König, es ist am besten, ich schreibe an die Kaiserin von Rußland, sie wird mich von ihm befreien, er fängt an mich zu langweilen.“ Darauf erging er sich über Jansenisten und Jesuiten. Von den Letzteren sagte er: „Weil meine allerkatholischsten, allerchristlichsten, allerapostolischsten und getreuesten Brüder in Christo, die Könige, meine Kollegen, sie verjagt haben, so löse ich allerketzerischster sie auf, wo ich sie finde und man wird vielleicht noch einmal sehr schön mit mir thun, um sie nur wieder zu erhalten. Neulich sagte ich zu einem dieser Leute: Einen Rektor wie Sie, Herr Pater, kann ich leicht zu dreihundert Thaler anschlagen, Sie, mein ehrwürdiger Provinzial, verkaufe ich für sechshundert Thaler, die übrigen nach demselben Maßstabe, wenn man, wie ich nicht reich ist, muß man spekulieren!“ O, er ist nicht nur groß in Thaten, sondern auch in Worten.

Die Unterhaltung wurde durch eine Bewegung im Salon unterbrochen — Kaiser Josef, von dem Obersthofmeister Grafen von Rosenberg begleitet, erschien.

Der Monarch trug ein einfaches Civilkleid.

Die Frau des Hauses empfing den Kaiser an der Thüre.

Madame, sagte Josef, ich lade mich bei Ihnen zu Gast, Prinz de Ligne, der, wie Sie wissen, die merkwürdige Eigenschaft besitzt, nicht blos geistvoll, sondern auch eindringlich zu sprechen, bewies mir, daß ich keine Sünde begehen würde, wenn ich mich einmal herbeiließe, in der Fastenzeit ein jüdisches Purimfest*) mit zu feiern. Der Prinz verrieth mir, daß bei Ihnen ein derartig Fest begangen werde, und in Folge seines Verrathes bin ich da. Was daraus entstehen möge, ich wälze die Schuld auf den Prinzen und überliefere ihn Ihrem Strafarme.

Ich fühle mich glücklich, Euere Majestät in Ehrfurcht zu empfangen und werde Seiner Durchlaucht für den begangenen Verrath ewig dankbar bleiben.

---

*) Faschingsfest.

Der Kaiser durchschritt den Salon, grüßte freundlich nach allen Seiten und nahm dann Platz.

Das Konzert begann.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Chronik und Tradition, welche uns zu dieser Darstellung das Materiale liefern, haben vergessen, zu melden, was Meister Mozart an dem Purimfeste bei Arnstein gespielt und was die Sänger und Sängerinnen gesungen haben.

Wie Mozart gespielt hat?

Aengstigen Sie sich nicht, lieber Leser, ich werde Sie mit einer lobpreisenden Kritik nicht behelligen, wir wissen ja Alle, daß er ein Meister der Tonkunst war und zwar nicht blos als Dichter, sondern auch als Klavierspieler, wir begnügen uns daher anzuführen, daß der Beifall ein sehr lebhafter war, und daß Kaiser Josef jedesmal mit dem Rufe: „Bravo Mozart“, das Signal dazu gab.

Der Leser möge aber auch nicht erwarten, daß wir hier eine oder die andere Szene introduziren, die sich auf die Komposition des „Figaro“ beziehen könnte. wir müßten Thatsachen fälschen, und dazu fühlen wir keinen Beruf.

Wir bleiben daher der Wahrheit treu und sagen, daß Mozart damals trotz der „Entführung“ blos als perfekter Klavierspieler verehrt und gesucht, als Schöpfer von Kammermusik anerkannt, sonst aber in Wien nur von den wenigsten Kennern richtig gewürdiget wurde.

Es bleibt eine nicht zu leugnende Thatsache, daß Wien Mozarts Bedeutung erst erkennen lernte, als er längst zu Grabe getragen war.

Es machte auf uns einen höchst betrübenden Eindruck, in den hundert und hundert Büchern aus der Josefinischen Zeit, die wir zu eigen besitzen und die ausschließlich Wiener Zustände und Kämpfe besprechen, auch nicht einmal den Namen Mozart zu finden.

Man durchforsche das letztlich erschienene, voluminöse

Werk: „W. A. Mozart, von Otto Jahn“ und man wird sich überzeugen, daß Jahn durchgehends entweder aus auswärtigen oder späteren Quellen, aus mündlichen oder brieflichen Ueberlieferungen geschöpft hat. Ein Wiener Buch oder Journal bis zum Jahre 1791 ist darunter nicht anzutreffen.

Wir sind zwar nicht im Stande, es zu dokumentiren, allein alle damaligen Verhältnisse in's Auge gefaßt, berechtigen uns zu dem Schlusse, daß auch die „Zauberflöte“, ohne Ausstattung, ohne Maschinerie, ohne die ihr unterschobene freimaurerische Tendenz und endlich ohne die populären Papagenolieder, keinen durchgreifenden Erfolg gehabt hätte.

Die Wiener aus den neunziger Jahren mögen nicht wenig die Mäuler aufgerissen haben, als man ihnen die Neuigkeit erzählte, es habe ein musikalischer Heros unter ihnen gelebt, aber sie glaubten noch nicht daran, sonst hätten sie damals schon sein Grab gesucht und zuverlässig gefunden, während es erwiesen ist, daß die Grabesfrage in Wien zum aller ersten Male in den „vaterländischen Blättern“, und zwar erst im Jahre 1808 auftauchte, und zwar durch ein „Eingesendet“, welches die, einige Jahre früher im „deutschen Merkur“ gestellte Frage, wiederholte.

Genug davon, wenden wir unsere Anfmerksamkeit wieder den Auserwählten im Salon Arnstein zu, die den Konzertsalon verlassen und sich in den Speisesaal verfügt hatten.

Kaiser Josef kam zwischen der Dame des Hauses und der Gräfin von Seilern zu sitzen.

Madame, begann der Monarch, zu Fanni Arnstein gewendet, ich habe die Schmackhaftigkeit der jüdischen Küche schon vielfach rühmen gehört, ich ersuche Sie, mich ein wenig zu informiren, damit man doch am Ende weiß, was man speist? Ich bin nichts weniger als Gourmand, allein ich wünschte mich zu belehren.

Majestät, in meinem Hause wird streng nach dem Ritus gelebt, trotzdem wird heute kein exklusiv jüdisches Gericht aufgetragen werden.

Ich bedauere es.

Einiges Backwerk etwa ausgenommen —

Also doch, ich söhne mich mit Ihnen wieder aus. Ist es wahr, daß bei Ihnen Fleisch- und Milchspeisen gleichzeitig nicht genossen werden dürfen?

Ja, Majestät. Das Speisegesetz verordnet nach dem Genuß von Fleisch sechs Stunden zu warten, dann erst ist es erlaubt, Milchspeisen zu genießen. Umgekehrt genügt jedoch eine Frist von einer halben Stunde. Man hat nämlich die zur Verdauung nöthige Zeit in Betracht gezogen.

Die Gesetzgeber scheinen Konflikte im Magen befürchtet zu haben, was glauben Sie, Hofrath Sonnenfels?

Das Speisegesetz war, als es gegeben wurde, durch lokale und Sanitätsrücksichten begründet, damals konnte man ihm seinen Nutzen nicht absprechen —

Warum reformirt man es heute nicht?

Majestät, der Martin Luther der Juden ist noch nicht geboren.

Glauben Sie, daß der jüdische Ritus und Kultus ohne Verletzung seiner Grundprinzipien reformfähig ist?

Zuverlässig! Wenn nur erst die Bildung und Aufklärung unter den Juden Platz gegriffen haben wird, dann wird die Aufgabe leicht gelöst sein.

Ich finde, wendete sich der Kaiser wieder zur Dame des Hauses, daß zwischen einem christlichen Souper und diesem Purimfest kein Unterschied besteht.

Das rührt daher, Euere Majestät, weil das vorzüglichste Attribut des Purimfestes fehlt.

Welches ist das?

Der Purimnarr.

Ah, ein Spaßmacher.

Purimnarren sind Spaßmacher von Profession, welche

die Gesellschaft amüsiren müssen und das Recht besitzen, in Prosa und in Versen gesprochen und gesungen, was immer ihrer Aufgabe entspricht, auf's Tapet zu bringen.

Die Purimnarren sind also eine Abart der ehemaligen Hofnarren, wie wär's, wenn man die hier vakante Stelle besetzte?

Sämmtliche Herren schauten den Kaiser großmächtig an.

Ohne Prüderie, meine Herren, fuhr dieser fort, Einer von uns muß den Purimnarren machen, er wird mit dem Privilegium ausgestattet, Jedem eine Wahrheit sagen zu dürfen, wogegen keine Reklamation erhoben werden darf. Da ich aber jetzt schon bemerke, daß die Wahrsagerei Manchem schwer fällt, so soll, um unparteiisch vorzugehen, das Los entscheiden. Dort sehe ich überzuckerte Mandeln, weiße und rothe. Für jeden der anwesenden Herren wird eine Mandel in eine verdeckte Vase geworfen und zwar lauter weiße bis auf eine rothe. Derjenige, welcher diese aus dem Glückshafen zieht, muß die Rolle des Purimnarren übernehmen.

Der Vorschlag des Monarchen wurde unter den Symptomen einer heiteren Bewegung angenommen, dabei gab es aber auch verlegene Gesichter, die nur mit Bangen dem verhängnißvollen Zuge entgegensahen.

Befehlen, Majestät, daß der Narrenzug kommissionell überwacht werde?

Um Gott, nur keine Kommission, sonst werden wir heute nicht fertig!

Während der Vorbereitung sagte der Monarch: Wenn ich zu zaubern vermöchte, würde ich die rothe Mandel dem Doktor Stoll in die Hand hexen.

Der kaiserliche Leibarzt lächelte und entgegnete: Euere Majestät wissen, daß ich vor der Wahrheit nicht zurückschrecke.

Ja, wenn es gilt, sie anzuhören, aber sie aussprechen?

Euere Majestät, sagte jetzt Madame Arnstein, die persönlich die Vase übernommen hatte, ich bitte unterthänigst, zu ziehen.

Der Monarch zog weiß.

Die Dame machte nun der Reihe nach die Runde, weiß, weiß, immer weiß.

Die Hälfte der anwesenden Herren hatte schon gezogen und noch immer lag die rothe Mandel in der Vase.

Endlich erblickte sie das Licht des Festes, der Zieher war der — Prinz de Ligne.

Die Heiterkeit wurde laut.

Prinz, sagte der Monarch unter Lachen, ich gratulire zu der gewonnenen Würde. Ich hoffe, daß Sie unverzüglich Ihr neues Amt antreten, das Schicksal hat gesprochen, nun ist die Reihe zu reden an Ihnen.

Der Prinz verneigte sich und sagte: Das Privilegium, die Wahrheit zu sprechen, ist zu kostbar, als daß ich es zurückweisen sollte, voila, ich bin der Purimnarr!

Der Prinz begann:

„Fast fünfzig Jahre hab' ich mitgemacht und es glücklich bis zum Narren gebracht, der Andern Narrheit ist eine Geistesblase, die meine zog ich aus der Vase; Narren sehen so wie Tröpfe Alles durch die eig'ne Brille, was die meine zeigt, sollt Ihr hören, seid aufmerksam und stille."

„Die Wiener Damen zittern, denn zur Stunde durchzieht die Stadt die grause Kunde, der Kaiser werde, dem Luxus zu steuern, die rothe Schminke durch Zoll vertheuern (zur Fanni Arnstein gewendet): Sie zittern nicht? Ist's Trotz, ist's froher Muth? Ich errathe — Ihre Schminke liegt im Blut."

„Mit diesem Herrn (er deutete auf General Ayrenhof) anzubinden, wird man gefährlich finden, ein nahes Wort und er zieht vom Leder, ertönt es ferne, spitzt er flugs die

Feder, verfolget Euch durch's ganze Land, der „Postzug„*) ist ihm stets zur Hand.“

„Der Heiligen ist Hieronymus Einer, diese da, die früher so sich nannte, (zur Hofräthin Greiner gewendet), eh' sie mit dem Greiner, zu Hymens Altar rannte, ist heilig mir durch das, was sie gewesen, sie hat der großen Theresia vorgelesen.“ **)

Bravo, Prinz, bravo, fahren Sie fort! so sprach der Kaiser.

Die ganze Gesellschaft folgte im Beifallspenden dem Monarchen.

Der Improvisator fuhr fort:

„Dieser (auf Sonnenfels deutend) war einst Deutschmeister, dann wurd' er des Deutschen Meister und klärte auf die Geister, weil sich aber gewisse Köpfe schwer erleuchten lassen, so beleuchtete er die Wiener Straßen.“ ***)

„Die Poeten so an dieser Tafel sitzen und vor der Wahrheit Angstperlen schwitzen, sie mögen sich ermannen, Purimnarr ist kein Kritikus, er spendet jedem Lorbeern im Ueberfluß, doch sei, was die Chemiker behaupten, hier vorgebracht, daß man aus Blättern und Rinde des Lorbeers Blausäure macht.“

„Im Vorbeigehen, daß ich diesen nicht vergesse (Nathan Arnstein) die Wahrheit ist, er geht niemals in die Messe.“

„Dem Doktor Stoll die Wahrheit zu sagen ist schwer, Diejenigen, die es könnten, sind nicht mehr.“

„Die Gerechtigkeit ist blind, das hat man wohl bedacht, und diesen da (zu dem Grafen von Seilern) zum Präsidenten gemacht, wer möchte besser wie er dazu taugen, er hat sogar an den Füßen Augen.“

---

*) Eines der damals beliebtesten Lustspiele Ayrenhofs.

**) Karoline Hieronymus, später Hofräthin Greiner, war Vorleserin der Kaiserin Theresia.

***) Sonnenfels führte in Wien die Straßenbeleuchtung ein.

Prinz, rief Seilern lachend, Sie verrathen Privatgeheimnisse!

Um Vergebung, Graf, ich hab's von Ihrem Schuster erfahren.

Alles lachte, sogar Van Swieten, als de Ligne dieß sah, wendette er sich an ihn:

„Gottfried von Bouillon war ein Mann der Schlacht, Gottfried Van Swieten ist Einer, der niemals lacht, soeben that er's, das ist nun Wahrheit, jetzt erst glaub' ich an die Macht der Narrheit."

„Da Purimnarr an Madame von Trattner vorüberwandelt, bemerkt er, daß ihr strenger Herr sie mit Nachdruck*). behandelt Ihr Nachbar der Hofrath Born hat einst in seinem Zorn die Mönche angesungen, was ihnen nicht angenehm geklungen, die Censur wollt' das Buch vertuschen, der Kaiser gab es frei und erlaubte Born mir in's Handwerk zu pfuschen."

„Der Graf von Fries, das weiß man in allen Zonen, zählt nach Millionen, als echtes Glückskind ging er nicht auf einer Schneckenstiege sondern flog auf Sturmleitern zum Siege, er zeigte der Welt die kühne Wandlung, wie man groß wird durch kluge Handlung." **)

Prinz, sagte jetzt der Kaiser, wie es scheint, machen Sie Miene, mich zu übergehen? Auch ich verlange meine Portion Wahrheit vom Purimnarren.

Eure Majestät, antwortete de Ligne, ich denke vielmehr, die Uebrigen zu verschonen, dagegen mein letztes Wort an Euere Majestät zu richten.

Ah, endlich, lassen Sie hören!

Der Prinz begann:

---

*) Der Buchdrucker von Trattner war einer der eifrigsten Nachdrucker in Wien.

**) Der Vater des Bankiers, Reichsgrafen von Fries, war ein schlichter Zunftmeister in Mühlhausen, glückliche Geschäfte hoben den Sohn zu einem der ersten Wiener Bankiers empor.

„Ein Hausherr auf dem Graben hat zum Schild den „römischen Kaiser“ sich erkoren; Euere Majestät verboten ihm das Bild und meinten, damit die Kosten nicht ganz verloren, soll er aus dem römischen Kaiser einen Heiligen machen. Das war ein schweres Stück Arbeit, indessen es gelang, ich bitte nicht zu lachen, mir ist es zu beweisen nicht bang, wer sich bemüht auf den Graben zu gehen, kann statt des römischen Kaisers den heiligen Josef sehen. Aus dieser Thatsache folgere ich die Wahrheit, Majestät, daß Ihnen der römische Kaiser höher wie der heilige Josef steht.“

Prinz, Sie haben Ihre Aufgabe vortrefflich gelöst, die Wahrheitsliebe verdient belohnt zu werden, ich bin dazu bereit, erbitten Sie sich eine Gnade.

Fanni Arnstein blickte den Prinzen bedeutungsvoll an, dieser sprach:

Sire, ich wage davon insoferne Gebrauch zu machen, daß es mir gestattet sei, die Allerhöchste Huld einer Dame zuzuwenden, die ihrer bedarf.

Das nenne ich ritterlich, fahren Sie fort, das Eisen zu schmieden, so lange es glüht.

De Ligne schritt nun zum Staunen Aller zur Wand, öffnete eine nicht bemerkbare Tapetenthüre und brachte eine Dame heraus, die in weißen Atlas gekleidet, von weißen Spitzenschleiern umwogt war.

Die Dame, vor dem Monarchen angelangt, beugte das Knie und sprach:

Euere Majestät, ich bitte um Gerechtigkeit!

Madame, sagte der Monarch, was Sie bitten, kann ich Ihnen unbedingt zusagen, gerecht zu sein ist meine Pflicht. Gnädig kann der Fürst sein, gerecht muß er sein. Wer sind Sie?

Ich heiße Rahel Oppenheim —

Sind Sie mit dem Großlieferanten verwandt?

Ich bin seine Gattin.

Was wollen Sie?

Ich wurde von einer hochgestellten Dame an meiner Ehre beleidigt und beschimpft.

Wer ist die Dame?

Die Fürstin von Nenberg. Mein Gatte war zwei Mal bei Seiner Durchlaucht, Genugthuung zu verlangen, doch ohne Erfolg.

Warum kam Ihr Gatte nicht zu mir? Steht der Kontrolorgang nicht Jedermann zu jeder Stunde offen? Wozu dieses weitläufige Arrangement? Denn, wie ich merke, war das Fest angelegt, um mit dieser Szene zu schließen.

Euerer Majestät höchster Vorwurf, antwortete Madame Oppenheim, ist gerecht, indessen wag' ich zu meiner Entschuldigung Folgendes anzuführen: Die Fürstin Neuberg begnügt sich nicht allein, mich zu beschimpfen, sondern that es im Angesichte einer großen, gewählten Gesellschaft, und zwar bei einer, wie ich später erfuhr, eigens zu diesem Zwecke veranstalteten Gelegenheit; gegenüber der mir unter solchen Umständen zugefügten Schmach glaubte ich es vor Euerer Majestät Huld verantworten zu können, wenn ich meine Anklage ganz unter denselben Verhältnissen vorbringe.

Wohlan, erheben Sie Ihre Anklage.

Vor ungefähr drei Wochen, begann die Lieferantin, kamen Herr Hofrath Kriegl und ein Herr, der sich Baron Nemeschy nannte, zu mir und boten mir Edelsteine um den Preis von 30000 Gulden an, die ich, weil mir die Steine gefielen, sogleich ausbezahlte. Mit diesem Schmuck hatte es nun, was mir erst nach der Affaire allmälig hinterbracht wurde, folgende Bewandtniß.

Die Klägerin trug nun die Geschichte des Rubinschmuckes vollständig vor, vollständig bis auf das, was ihr noch Geheimniß war — nämlich die Rolle, welche Adele Baillou dabei spielte.

Wie nun der Schmuck aus dem Besitze des Fürsten in den Nemeschy's überging, erzählte Rahel weiter, ist mir nicht bewußt, denn Beide verweigern die Aufklärung, die Fürstin

aber scheint der Meinung gewesen zu sein, Ihr Gatte habe den Schmuck einer Geliebten verehrt, erblickte in mir eine Nebenbuhlerin und beschimpfte mich.

Nun kam die Lieferantin auf die Szene bei Mack zu sprechen und beschloß mit ihrer Darstellung die Anklage.

Kaiser Josef, als Rahel zu Ende war, versprach ihr, die ganze Angelegenheit untersuchen zu lassen.

Rahel Oppenheim zog sich zurück.

Nun Purimnarr, wendete sich der Monarch zum Prinzen, sind Sie mit mir zufrieden?

Ach, Sire, möchten Sie es in so hohem Grade mit uns sein, wie wir mit Ihnen.

Und nun zum Tanz, schöne Dame des Hauses, ich ersuche um die Gunst, den Ball mit Ihnen zu eröffnen.

Eine halbe Stunde noch blieb der Kaiser, dann entfernte er sich.

Das war das Purimfest bei Nathan Adam Arnstein im Jahre 1785 nach christlicher oder 5545 nach jüdischer Zeitrechnung.

Eilftes Kapitel.

Der Baron in der Falle.

Baron von Nemeschy hatte die Wohnung bei seinem künftigen Schwiegervater, dem Seidenband-Fabrikanten Hellinger genommen und war damit, ohne es zu wissen,

in eine Falle gegangen, welche die Feilhauerin ihm gelegt hatte.

Sechs Augen überwachten ihn, Frau Margarethe, ihr Schwager und ein in's Vertrauen gezogener schlauer Bursche, der dem wackeren Baron als Diener beigegeben war.

Die vorgeschützte Krankheit Klementinens dauerte fort, dadurch erzweckte man, daß der Baron keinen Verdacht fassen und seine Braut nicht sehen konnte, da, wie man ihm sagte, der Doktor Besuche bei der Patientin untersagt hatte.

Einige Tage waren verflossen, als Lorenz, so hieß der Bursche, dem der Auftrag den Baron zu bedienen ertheilt war, zu Frau Margarethe in die Stube trat.

Es war Morgens, Nemeschy schlief noch.

Was bringst Du?

Ich komme, was ich unternahm, mitzutheilen.

Ich bin neugierig.

Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß der Baron nicht nur seinen Koffer stets versperrt hält, sondern auch das Zimmer jedesmal verschließt, selbst wenn er nur zu Tische geht, oder einen Gang im Hause macht.

Der Baron ist ein vorsichtiger Herr, lächelte die Feilhauerin, er mißtraut uns. Ich kann's ihm nicht verargen, denn uns geht es mit ihm nicht besser.

Außerdem bemerkte ich, daß der Baron vor dem Schlafengehen sich einschließt, ohne das Licht auszulöschen, ich glaubte, es sei nicht überflüßig, zu erfahren, was er zu dieser Zeit thue? Ich verschaffte mir die Möglichkeit, ihn zu belauschen, indem ich ein Löchlein durch die Thüre bohrte.

Hast Du auch bedacht, Lorenz, daß man im Holz frisch gebohrte Löcher leicht erkennen kann?

O, darauf vergaß ich nicht, ich hab' das Loch alt gemacht, indem ich es mittelst eines Federbartes mit Asche

rieb. Durch diese Oeffnung beobachtete ich durch zwei Abende den Baron.

Was sahst Du?

Etwas Merkwürdiges.

Sprich, Lorenz, sprich!

Nachdem der Baron entkleidet war, holte er aus seinem Koffer einen Tiegel, von der Art, wie sie den Apothekern dienen, um Salben zu verabreichen. In dem Tiegel befindet sich irgend eine Schmiere, ich entnahm dieß aus der Anwendung, die der Baron davon machte. Zuerst schmierte er seine Beine und zwar oberhalb der Knöchel —

Er wird doch nicht schon vom Zipperlein befallen sein?

So dachte auch ich, allein es war damit noch nicht genug. Nachdem er mit den Beinen fertig war, that er das Nämliche in der Hüftengegend und zwar rings um den ganzen Leib . . .

Der Baron wird doch nicht Seitenstechen haben?

Der Bursche zuckte die Achseln und erwiederte: Was ihm fehlt, weiß ich nicht, zuverlässig aber ist er krank.

Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß die Bemerkungen der Feilhauerin und des Burschen keine Ironie enthieltel, was sie sprachen, war wirklich ihre Ansicht.

Wenn auch Mißtrauen gegen Nemeschy obwaltete, so verstieg es sich doch keineswegs so hoch, daß es der Wahrheit nur einigermaßen nahe gekommen wäre.

Wer hätte auch denken sollen, daß der wackere Baron Wunden pflege, welche ihm die Eisen des Züchtlings und der Reif des Schiffziehers aufgerieben hatten?

Der Baron, meinte Frau Margarethe, sieht doch sonst gesund aus.

Man sollt' es glauben, versetzte Lorenz.

Hast Du noch etwas gesehen?

Gestern Abends schlich ich mich wieder zur Thüre und entdeckte . . .

Was denn?

Daß die Oeffnung von innen verpickt war.

Die Feilhauerin schaute den Burschen groß an.

Sapperment, sagte sie, das ist auffallend, diese Sorgfalt unseres Gastes ist in hohem Grade verdächtig. Lorenz, bleib' auf der Lauer, wir wollen abwarten, ob nicht auch noch andere Dinge zum Vorschein kommen.

Der Bursche entfernte sich.

An demselben Tage wurde wieder eine Nummer der geschriebenen Zeitung ausgegeben.

Hellinger ließ sich seit jenem fatalen Artikel, der seinen häuslichen Frieden gefährdet hatte, das Blatt zuschicken, um sogleich von jeder Kundgebung, die ihn betraf, in Kenntniß zu sein.

Nach dem Mittagstische zog er die Zeitung aus der Tasche, um sie, wie schon einmal seit der Anwesenheit des Barons, laut vorzulesen.

Haben Sie schon wieder die Teufelszeitung? sagte die Feilhauerin zu dem Schwager, ich hasse sie, wie die Pestilenz.

Das war ihr voller Ernst, sie erblickte immer in der Zeitung den Urheber von Tinchens Leiden.

Nemeschy lächelte und suchte sie von der Ungerechtigkeit ihrer Antipathie zurückzubringen.

Hellinger machte dem freundschaftlichen Wortwechsel ein Ende, indem er laut zu lesen begann.

Der erste Artikel lautete:

„Gestern wurde durch die Polizei ein Frauenzimmer verhaftet, welches unter dem Namen Groß, bei dem Theater zum Fasan mitspielte. Die Mamsell soll eines Betruges verdächtig sein, und hat es auf ihrem Gewissen, daß schon vor längerer Zeit ein Beamter, der ganz und gar unschuldig sein soll, in's Zuchthaus wandern mußte. Wie man vernimmt, soll bei dieser Affaire auch noch ein Mann betheiligt sein, nach dem die Sicherheitsbehörde bereits fahn-

det. Groß war blos der Theatername der Mamsell, ihr wirklicher ist — Rosalie Klein."

Diese anonym eingesendete Notiz kam, wie man leicht erräth, von Adele Baillou.

Der zu Grunde liegende Zweck war offenbar.

Die Mittheilung sollte als Allarmschuß für Pierre gelten.

Die Verhaftung der Klein, die Jagd auf Petrowich, daraus folgte die Nothwendigkeit, daß Pierre endlich seine Plane aufgeben und sein Heil in der Flucht suchen würde.

Dem sah Adele mit großer Zuversicht entgegen.

Und hätte sie den Eindruck mit ansehen können, welchen der Name „Rosalie Klein" beim Vorlesen der Zeitung auf ihren Gatten hervorbrachte, so hätte ihre Zuversicht den höchsten Grad erreicht.

Nemeschy zuckte auf, starrte den Fabrikanten an und verlor seine Haltung so weit, daß er den Oberleib nach rückwärts an die Lehne des Sessels drückte.

Zwar dauerte dieß Alles nur wenige Sekunden, allein das Falkenauge der Feilhauerin hatte es bemerkt und erkannte momentan, daß irgend eine innige Beziehung zwischen dem Baron und der verhafteten Klein bestanden haben mußte.

Nemeschy, um die gegebene Blöße zu verdecken, bemeisterte sich und sagte leicht hingeworfen: Die Zeitungsnachricht hat mich förmlich erschüttert.

Kennen Sie die Klein?

Woher sollte ich eine Person ihrer Stellung kennen? Der Grund ist ein anderer. Ich besuchte erst jüngst das Theater „zum Fasan", und hatte Gelegenheit Mamsell Groß in der Rolle der Agnes Bernauer zu sehen, wo sie die verfolgte und mißhandelte Unschuld so natürlich und so wirksam spielte, daß ich jetzt, wo ich ihre Verhaftung vernahm, mächtig erschüttert wurde. Diese Person ist eine Betrügerin, es ist unglaublich!

Die Feilhauerin stellte sich, als nehme sie die Begründung für baare Münze.

Hellinger fuhr mit dem Vorlesen des Zeitungsblattes fort, Nemeschy bekämpfte die Zerstreuung und gab sich das Ansehen eines aufmerksamen Zuhörers.

Mit innerlicher Ungeduld erwartete er heute das Ende der Mahlzeit ab, der Drang allein zu sein, veranlaßte ihn, sich, sobald es ohne aufzufallen geschehen konnte, in sein Gemach zu begeben.

Hier überließ er sich seinen Gedanken und ging mit sich zu Rathe.

Einen Moment lang dachte er zu fliehen, doch kam er von dieser Idee bald zurück.

Petrowich wird von der Polizei gesucht, reflektirte er, immerhin, sie mag ihn suchen, es frägt sich dabei, ob eine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, ihn zu finden. Niemand weiß, daß Petrowich und Müller eine und die nämliche Person ist, Niemand ahnt, daß der Baron von Nemeschy Petrowich ist. Woher sollte da ein Verrath kommen? Es würde mir zwar ein Vergnügen gewähren, diese Klein, die mich um den ganzen Antheil betrog, ordentlich einzutunken, allein darauf muß ich leider verzichten, vielleicht gelingt es ihr, sich herauszuhauen, begegnet sie mir später, dann will ich es ihr gedenken. Für jetzt überlasse ich sie ihrem Schicksale und verfolge meine Plane weiter. Zu entfliehen habe ich noch Zeit genug!

Der Schiffzieher behauptete somit den Platz.

Er wußte eben nicht, daß das Abschiedsbillet der Klein an Petrowich im Besitze Ruckmanns war, daß dieser und Adele sein Geheimniß kannten, endlich, daß ihm noch von anderer Seite her Gefahr drohte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen stand dem Baron eine unangenehme Ueberraschung bevor.

Lorenz übergab ihm eine Vorladung, welche ihn zum Polizeidirektor beschied.

Nemeschy starrte das verhängnißvolle Papier an.

Nun hatte sich, was er gestern noch ferne glaubte, eingestellt. Die Gefahr war da.

Was nun?

Schon, daß der Schiffzieher diese Frage an sich richtete, bewies, daß er seine Plane aufzugeben noch immer zögerte.

Welche Tollkühnheit, welcher Wahnsinn! wird man sich denken.

Und dennoch war dem nicht so. Man wird Nemeschy's Zögern begreiflich finden, wenn man seine Ansicht erfährt. Schon aus dem Umstande, daß man ihm blos eine Vorladung sandte, und ihn nicht überfiel und verhaftete, konnte er schließen, daß es sich um irgend eine untergeordnete Sache handle.

Man will von dem Baron Nemeschy etwas erfahren und ladet ihn ein, Auskunft zu geben, tröstete er sich. Bedenklich bleibt der Schritt, bedenklich und gefährlich, denn Herr von Beer hat eine feine Nase und könnte wittern, was mir unangenehm ist. Träte dieser Fall ein, dann stürzte mein Bau zusammen und ich säße wieder fest.

Der Vorladung folgen, oder sich aus dem Staube machen? das war die Frage.

Der Bedrohte schwankte und konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Lorenz trat ein und meldete, daß das Frühstück servirt sei.

Nemeschy begab sich in das Speisegemach, wo Hellinger und Frau Margarethe ihn erwarteten.

Das Antlitz der Letzteren strahlte vor Freude, sie war bereits durch den Burschen unterrichtet.

Stellen Sie sich vor, was mir heute bereits begegnete!

begann Nemeschy, welcher glaubte, die Vorladung nicht verschweigen zu sollen.

Waren Sie schon außer Hause?

Man brachte mir die Ueberraschung in die Stube.

Sie machen mich neugierig.

Der Polizeidirektor wünscht mich zu sprechen.

Was Sie sagen? rief die Feilhauerin, die Erstaunte spielend.

Der Fabrikant schaute den Schwiegersohn in spe verwundert an und fragte: Was mag Herr von Beer von Ihnen wollen?

Mein Gott, antwortete Frau Margarethe, statt des Barons, der Herr Hofrath werden Herrn von Nemeschy kennen lernen wollen!

Sie sprach diese Worte mit einer bewunderungswürdigen Naivetät.

Frau Margarethe glaubte den Grund der Vorladung zu wissen, hütete sich aber, ihn zu verrathen.

Wie man sich erinnern wird, hatte sie durch die bei Madame Oppenheim eingezogenen Erkundigungen die Bestätigung erhalten, daß Nemeschy an die Genannte Edelsteine verkauft hatte, in deren Besitz er auf noch unbekannte Weise gerathen war.

Sie war ferner unterrichtet, daß die Lieferantin die Sache zu eruiren beschlossen habe und folgerte nun, daß dieß bereits geschehen sei, und daß der Baron aus diesem Grunde vorgeladen wurde.

Wir können es jetzt schon erwähnen, daß der Schluß der Feilhauerin kein falscher war.

Der Polizeidirektor hatte von Seiner Majestät die mündliche Weisung erhalten, die ganze Affaire mit Energie zu untersuchen und zu eruiren, ob der Schmuck aus den Händen des Fürsten von Neuberg unmittelbar in die des Barons Nemeschy übergegangen war.

Frau Margarethe fuhr fort, während des Frühstücks

die Heitere und Sorglose zu spielen und Nemeschy bemühte sich vergebens, ihren Ton nachzuahmen, und gute Laune wie sie zu affektiren.

Heute versagte ihm die Verstellungskunst den Dienst.

Die Feilhauerin weidete sich an seiner Verlegenheit — denn man darf nicht vergessen, daß sie in dem ihrer geliebten Nichte aufgedrungenen Bräutigam einen Feind erblickte — und bestrebte sich sie zu steigern.

Dieß zu bewirken, gerieth sie auf ein Mittel, dessen Bedeutung sie freilich nicht ahnte.

Sie benahm sich, ohne es zu wissen, wie jener tölpische Bauer, der sein geliebtes Weib zu kitzeln, seine Zuflucht zur Heugabel nahm.

Frau Margarethe begann mitten in der Unterhaltung durch die Nase zu schnuppern und that dieß so oft, bis Hellinger es bemerkte.

Was machen Sie, Frau Schwägerin? fragte der Fabrikant.

Ich weiß nicht, antwortete sie, wie mir ist?

Fehlt Ihnen etwas?

O nein, aber — sie schnupperte wieder — es ist sonderbar.

Was haben Sie denn?

Riechen Sie nichts?

Nun begann auch Hellinger die Nase anzustrengen, schüttelte aber den Kopf und sagte: Wahrhaftig, Frau Schwägerin, ich rieche nichts.

Dann wird es meinerseits blos eine Sinnestäuschung sein, warf Frau Margarethe leicht hin und stellte sich, als ginge sie auf ein anderes Thema über, allein schon nach kaum einer Minute begann sie das frühere Manöver und rief: Ich kann mir nicht helfen, ich bring' das Ding nicht aus der Nase. Herr Baron, riechen Sie nichts?

Nemeschy begann nun ebenfalls zu schnuppern und verneinte die Frage.

Was riechen Sie denn? fragte der Fabrikant.

Die Feilhauerin richtete ihr Auge auf Nemeschy und versetzte: Ich lasse mir's nicht ausreden, ich rieche eine Wundsalbe, mit welcher sich Jemand geschmiert hat.

Der Baron, welcher eben die Kaffeetasse zum Munde führte, mußte sie rasch auf den Tisch stellen, um deren Inhalt nicht zu verschütten.

In diesem Momente glaubte er sich nicht nur entdeckt, sondern wähnte mit einem Schlage die Sachlage zu durchschauen.

Die Feilhauerin stand mit der Polizei in Verbindung! das war seine Ueberzeugung.

Frau Margarethe war von der Wirkung ihres blos übermüthigen Scherzes beinahe erschreckt, sie hatte geglaubt, mit einer blindgeladenen Pistole in die Luft zu schießen und gewahrte die Folgen eines gutgezielten Kartätschenschusses. Damit stand sie vor einem neuen Räthsel.

Nemeschy machte Riesenanstrengungen sich zu fassen, gestand, daß ein unbedeutendes Fußleiden ihn zwinge, eine Salbe anzuwenden u. s. w.

Hellinger schaute die Schwägerin verblüfft an, diese wieder den Baron, die Situation war für den Letzteren martervoll, für die Ersteren peinlich.

Nemeschy entschuldigte sich, da die vom Polizeidirektor ihm anberaumte Empfangsstunde herannahte und verließ den Speisesalon.

Tante Margarethe schaute ihm lange kopfschüttelnd nach.

Ich muß gestehen, begann sie, daß mir der Baron mit jedem Tage räthselhafter, ich möchte bald sagen, verdächtiger erscheint. Der Name Rosalie Klein machte ihn erschrecken, der Scherz mit der Salbe raubte ihm beinahe die Besinnung. Was sagen Sie dazu, Herr Schwager?

Ich theile Ihr Erstaunen, Frau Schwägerin, und fange

an zu fürchten, daß ich mein Kind an einen Abgrund gezerrt habe.

Demnach war es die höchste Zeit, daß ich nach Wien kam. —

Bei Gott, Sie erschienen zur gelegensten Stunde. Ich fürchte, daß wir neuen Skandal erleben.

Ich freue mich darauf.

Frau Schwägerin, das kann nicht Ihr Ernst sein, bedenken Sie, daß unser Haus wieder dem Gerede preisgegeben wäre —

Es ist immer besser, man spricht von uns, als daß man uns bejammere. Meine Meinung geht nun dahin, daß Sie kurz nach der Entfernung des Barons sich ebenfalls zum Hofrath Beer begeben, um zu erfahren, wie es mit Nemeschy stehe?

Ich folge Ihrem Rathe.

Ich dagegen begebe mich zu Tinchen, um ihr die Erlösung vom Krankenbett zu verkünden.

Sie meinen also?

Daß wir dem Baron gegenüber keiner Maske mehr bedürfen. Tinchen kann die Gattin eines Menschen, der mindestens zweideutig ist, nicht werden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Baron Nemeschy hatte sich auf seine Stube begeben und nachdem er dort an zwanzig Minuten sich eingeschlossen, verließ er die Wohnung und das Haus.

Zwölftes Kapitel.

Im Bureau des Polizeidirektors.

Der Polizeidirektor Herr von Beer arbeitete in seinem Bureau, blickte häufig auf die vor ihm an der Wand hängende Uhr, schüttelte jedesmal den Kopf und arbeitete dann weiter.

Er erwartete Jemand, der zu erscheinen säumte, was den Amtsherrn offenbar mißstimmte.

Endlich verlor er die Geduld und rief: Luchs!

Dieß war der Name eines alten, hageren Amtsdieners, welcher ob seiner Verwendbarkeit und Verläßlichkeit die rechte Hand des Hofrathes war.

Ist Herr von Nemeschy noch nicht draußen?

Nein, Herr Hofrath.

Die Vorladung lautete auf zehn Uhr und jetzt ist's bereits halb Eilf.

Es sind sogar zwei Minuten darüber.

Der Citirte scheint kein pünktlicher Mann zu sein.

Vielleicht geht seine Uhr etwas langsamer.

Auf sich warten lassen, ist eine Unhöflichkeit —

Wenn's bei dem Baron sonst nichts ist . . . .

Hat Er Notizen über ihn?

Bisher noch nicht, aber mir will's vorkommen, als würde er uns noch viel zu thun schaffen.

Apropos, was ist's von wegen der Sektirer?

Mir gelang es noch nicht, Fortschritte zu machen.

Luchs, laß Er sich die Sache angelegen sein, Er weiß, wie stark Seine Majestät gegen alle Sektirerei eingenommen sind.

Wohl ist es mir bekannt, Herr Hofrath, allein wir sind auch nur Menschen —

Seine Majestät verlangen von Höchstihrer Polizei mehr. —

Leider.

Luchs, blasphemir Er nicht.

Ich habe das Möglichste gethan . . .

Aber ohne Erfolg, und darin liegt das Uebel; man beurtheilt Unternehmungen nach dem Erfolge.

Leider.

Was Er nur heute mit seinem „Leider" hat!

Ich denke . . .

Subalterne dürfen keine anderen Ansichten haben als ihre Höheren, kommen wir auf die Sektirer zurück.

Die Hütte auf dem Neustift, wo sie nach der heimlichen Anzeige der alten Nachbarin ihre nächtlichen Zusammenkünfte gehalten haben, wurde unter Aufsicht gestellt, allein seitdem läßt sich kein Adamit mehr blicken. Das Heidenvolk scheint von der Gefahr Wind bekommen zu haben.

Luchs, ich muß Ihn auf einen Irrthum aufmerksam machen. Er betrachtet die Adamiten als Heiden, das sind sie nicht. Sie glauben an die Existenz Gottes, leugnen aber die Gottheit Christi und die Persönlichkeit des heiligen Geistes.

Um Vergebung Herr Hofrath, ich habe mich nie um dieser Leute Glaubensanschauung bekümmert, ich hielt sie für Heiden, weil man sie darnach traktirt hat. Daß man Menschen, die an Gott glauben und ihn verehren, von Weib und Kind trennt und mit einer Tracht Prügel beladen nach Siebenbürgen schickt, wär' mir im Traum nicht eingefallen, um so weniger, als hier in Wien frank und

frei Leute herumgehen, die gar nichts glauben und den lieben Gott förmlich kassirt haben, wie etwa einen treulosen Beamten.

Luchs, ich will nicht hoffen, daß Er räsonnirt?

Der Himmel behüte mich davor, ich wollte mit dem Gesagten nur meinen Irrthum entschuldigen.

Ich höre draußen Jemanden sprechen, der Baron scheint endlich gekommen zu sein, sieh' Er hinaus und wenn er es ist, laß' Er ihn eintreten.

Der Amtsdiener verließ das Bureau, kam aber unverweilt zurück und meldete, es sei nicht der Erwartete, sondern der Seidenbandfabrikant Hellinger, der vorgelassen zu werden bittet.

Er soll eintreten, versetzte Herr von Beer lebhaft, denn da er das Verhältniß Nemeschy's zu Hellinger kannte, erwartete er Aufklärung über das Ausbleiben des Ersteren.

Nun, was ist's, redete er den Fabrikanten an, ist Ihr Schwiegersohn in spe erkrankt?

Er befindet sich wohl —

Warum kommt er nicht?

War er noch nicht da?

Sie fragen?

Er verließ schon nach neun Uhr das Haus und wir waren der Meinung, daß er der Vorladung Folge leiste.

Der Polizeichef schaute Hellinger groß an, dachte aber dabei an Nemeschy.

Endlich fragte er: Was führte Sie hieher?

Wie Herr Hofrath wissen, soll der Baron Nemeschy der Gatte meiner Tochter werden. Ereignisse und Wahrnehmungen in den jüngsten Tagen beunruhigen mich und flößen mir gegenüber dem Baron Mißtrauen ein. Ich erachtete es demgemäß für nöthig, mich Ihnen, Herr Hofrath vorzustellen und gleichzeitig zu bitten, mir — vorausgesetzt, daß es kein Amtsgeheimniß ist — den Grund der an ihn ergangenen Vorladung anzuvertrauen.

Herr von Beer besann sich eine Weile, dann rief er: Luchs!

Befehlen, Herr Hofrath.

Der Aktuar soll kommen.

Wir werden, wendete sich Herr von Beer zu dem Fabrikanten, um überflüßige Auseinandersetzungen zu vermeiden, ein Protokoll aufnehmen; wie ich bemerke, wird es ohnedem dazu kommen, denn wenn Sie als Privatmann Mißtrauen fühlen, so muß ich als Polizeidirektor Verdacht hegen.

Der Aktuar trat ein, die Aufnahme des Protokolls begann mit dem Ereignisse von dem Tage an, wo Nemeschy durch Kriegl bei dem Fabrikanten eingeführt worden, und endete mit dem Momente, da der Baron zuletzt das Haus verließ.

Als der Hofrath im Verlaufe des Verhörs die Rolle welche Frau Margarethe Grundler spielte, zu erkennen in die Lage kam, rief er den Amtsdiener in's Bureau und befahl ihm, einen Fiaker zu nehmen und die Schwägerin des Herrn Hellinger als nöthig gewordene Zeugin mitzubringen.

Das Protokoll war noch nicht geschlossen, so erschien bereits die Feilhauerin, die sofort, als ihr Schwager mit seiner Aussage fertig war, an die Reihe kam.

Nach Abschluß ihrer gleichfalls sehr umständlichen Angaben kam Herr von Beer wiederholt auf zwei Momente zu sprechen, und zwar auf den Eindruck, den der Name Rosalie Klein auf Nemeschy gemacht, und auf seine Bestürzung, als auf den heimlichen Gebrauch der Salbe die Rede kam.

Während des Verhörs der Feilhauerin hatte Herr von Beer befohlen, den Burschen Lorenz als dritten Zeugen im Fiaker zu holen.

Lorenz mußte bei Gelegenheit seiner Aussage an sei-

nem Körper genau die Stellen bezeichnen, wo der Baron sich geschmiert hatte.

Hierauf wurde der Aktuar und der Diener entfernt, so daß der Hofrath mit dem Fabrikanten und Frau Margarethe allein blieb.

Herr Hellinger, begann der Erstere, Vorsicht und Dienstesrücksichten verwehren mir, Ihnen das, was mir jetzt schon beinahe als gewiß erscheint, mitzutheilen; so viel kann ich Ihnen jedoch sagen, daß Sie in Ihrer Frau Schwägerin die Retterin Ihrer Ehre und Ihres häuslichen Glückes erblicken können. Sie sind an einem Abgrunde gestanden, von dem Sie jetzt noch keine Vorstellung haben. Der Baron wird zuverlässig in Ihr Haus nicht mehr zurückkehren, sollte er Ihnen, gleichviel wo, zufällig begegnen, so veranlassen Sie seine Arretirung; seien Sie jedoch dabei vorsichtig, denn er hat Gründe, sich bis auf den Tod zu wehren. Das Zimmer, welches er bewohnt hat, halten Sie verschlossen, wenn er, wie ich erwarte, nicht zum Vorschein kommt, wird man morgen seine Effekten untersuchen. Im Uebrigen bleiben Sie verschwiegen und tragen Sie das auch dem Lorenz auf.

Hellinger und seine Schwägerin verließen das Bureau.

Nach ihrer Entfernung ertheilte Herr von Beer Befehle, den Baron Nemeschy, dessen Personsbeschreibung er beifügte, schleunigst aufzusuchen und zu verfolgen, hierauf beschied er sein Faktotum zu sich in's Bureau.

Der Amtsdiener trat ein.

Komm' Er näher, Luchs.

Befehlen, Herr Hofrath.

Vier Augen sehen mehr als zwei, was von den körperlichen gilt auch von den geistigen.

Der Amtsdiener erweiterte merkbar die seinigen und fragte: Was soll ich denn sehen, Herr Hofrath?

Merk' Er auf und antwort' Er mir. Was denkt Er von einem Menschen, der kerngesund ist, dem Speise und

Trank schmecken, der nie über ein körperlich Leiden klagt, der aber allabendlich, ehe er zu Bette geht, die Thüre versperrt und sich heimlich beide Beine in der Gegend der Knöchel, rund um den Fuß mit einer Salbe schmiert?

Von einem solchen Menschen denke ich, daß er bereits Eisen an den Füßen trug, weil die in der Regel die Füße wund reiben.

Was hält Er von einem Menschen, der ganz unter den nämlichen Umständen sich in der Gegend der Hüften salbt?

Von einem solchen halte ich, daß er bereits auf dem Schiffszuge gewesen.

Wird sich Seine Ansicht nicht ändern, wenn man ihm sagt, daß dieser Mensch, als man gleichsam im Scherze behauptete, es rieche nach einer Salbe, daß dieser Mensch, sage ich, zu Tode erschrack und seine Fassung verlor?

Im Gegentheil, ich würde dann, was ich denke, um so eifriger festhalten.

Wenn Er aber in diesem Menschen einen Baron vor sich hätte?

Das würde mich nicht irre machen?

Warum nicht?

Weil auch ein Baron auf dem Schiffszuge gewesen sein kann, oder weil es auch möglich ist, daß das fragliche Individuum sich nur für einen Baron ausgibt.

Herr von Beer, welcher bis nun kein Zeichen einer Zustimmung gab, sagte jetzt: Seine Ansicht ist auch die Meinige. Bring' Er mir aus dem Fache Littera S. das Fascikel „Schiffszug" herein.

Der Amtsdiener brachte das Verlangte.

Sieh' Er nun nach, fuhr der Hofrath fort, ob sich unter den Schiffziehern ein Baron Nemeschy befindet?

Luchs antwortete: Herr Hofrath, ich bitte, mir die Mühe des Suchens zu ersparen.

Warum das?

Weil ich absolut weiß, daß niemals ein Baron Nemeschy zum Schiffszug verurtheilt wurde.

Der Amtsherr lächelte: Ich wußte es auch, wollte jedoch hören, ob wir auch darin übereinstimmen. Der Mensch, welcher sich hier unter dem Namen eines Baron Nemeschy aufhält, hat somit Titel und Namen usurpirt.

Ohne Zweifel.

Wie mag aber sein wirklicher Name sein?

Luchs, ohne sich zu besinnen, erwiederte: Ihn zu finden wird gar keine Mühe kosten.

Red' Er weiter, wie will Er's anfangen?

Aus dem Umstande, daß der sogenannte Baron jetzt noch seine Wunden pflegt, schließe ich, daß sie nicht alt sein können.

Bravo Luchs, bravo.

Er muß also nothwendiger Weise zu jenen Individuen gehören, die in den letzten Monaten, nehmen wir, um sicher zu gehen, sogar zwölf an, entweder entlassen, oder entsprungen sind.

Hat Er Logik studiert, Luchs?

Nein, Herr Hofrath.

Seine Schlüsse sind aber trotzdem tadellos.

Wer weiß, ob dem so wäre, wenn ich studiert hätte.

Das versteht Er nicht, Luchs, Herr Hofrath von Sonnenfels hat es schon vor fünfundzwanzig Jahren bewiesen, daß die alleinige Erfahrung in Staatssachen nicht genügt.

Gegenüber dem Ausspruche eines Herrn Hofrathes, antwortete Luchs, muß ich als Amtsdiener das Maul halten, es fiele mir aber gar nicht schwer, zu beweisen, daß mir meine Erfahrung noch jedesmal genügt hat.

Kommen wir wieder zur Sache.

Dem oben Gesagten zu Folge, fuhr Luchs fort, brauchen wir nur unsere Verzeichnisse durchzugehen und zwar, da in den letzten zwölf Monaten eine Entlassung von Schiffziehern nicht stattfand, so muß das in Rede stehende Indi-

vidnum nothwendig ein entsprungenes sein. Ich werde demgemäß, die Liste der Flüchtigen mit den hinter ihnen ausgefertigten Steckbriefen durchgehen und mit dem angeblichen Baron vergleichen.

Hier ist Nemeschy's Personsbeschreibung, wie sie der Fabrikant zu Protokoll gab.

Die Zahl der Entsprungenen war eine so geringe, daß es wenig Mühe kostete, zum Ziele zu gelangen.

Der ist's, sagte der Amtsdiener auf den Namen Peter Müller weisend, der ist's und kein Anderer.

Wo und weßhalb wurde er verurtheilt?

Hier in Wien wegen Fabrikation falscher Bankozettel.

Um welche Zeit?

Luchs gab das Datum an.

Hol' Er die damals aufgenommenen Protokolle hervor.

Der Befund in den Protokollen war ein günstiger. Sein früherer Lebenslauf als falscher Spieler, seine Gewandtheit im Umgange, seine gebildete Sprache bestätigten, daß er allerdings die Rolle eines Barons zu spielen und zu einem derartigen Unternehmen fähig sei.

In der Ueberzeugung des Hofrathes und des Amtsdieners waren also Peter Müller und der Baron von Nemeschy nur Eine Person.

Nach dieser Seite hin begann Herr von Beer wieder, wissen wir vorläufig genug. Nun kommen wir zu einem zweiten Thema. Baron Nemeschy hat sich auch verrathen, daß ihm die verhaftete Rosalie Klein, eine näher bekannte Person sei, es ist daher möglich, ich sage nur, es ist möglich, daß wir in Nemeschy auch den gesuchten Petrowich gefunden haben. Die Zeit der Verurtheilung Müller's unterstützt meine Ansicht; eben so klärt sie auf, was bisher räthselhaft erschien, woher Rosalie Klein jene 7500 Gulden nahm, welche sie dem Leihamtskassier zur Aufbewahrung übergeben hatte. Die Bankozettel stammten aus der Fabrik Peter Müller's.

Der Amtsdiener stimmte der Kombination durch Kopfnicken bei.

Der Polizeidirektor fuhr fort: Ich habe den Baron vorgeladen, um von ihm zu erfahren, wie er in den Besitz jenes Rubinschmuckes gekommen sei, den der Fürst Neuberg bei Mack gekauft hat; daß der Baron statt zu erscheinen, sich aus dem Staube machte, ist ein letzter Beweis für die Richtigkeit unserer Schlüsse. Damit schließen wir einstweilen das mündliche Protokoll über Nemeschy und wenden uns zu einer anderen Person. Madame Adele Baillou hat sich gegenüber dem Studenten Arthur Dietrich geäußert, Petrowich befinde sich in Wien, sie weigerte sich aber dem Studenten dessen Adresse anzugeben. Madame Baillou kennt also das Individuum, welches unter den Namen, Petrowich und Nemeschy erschien. Diese Frau wußte also, daß Nemeschy Namen und Stand usurpirt hat und im Begriffe stehe, die Tochter des Fabrikanten zur Frau zu nehmen. Indem sie diesen schändlichen Betrug gewähren läßt, beweist sie, entweder daß sie mit Nemeschy einverstanden ist, oder daß sie Gründe hat, ihn zu schonen. Wird sich's herausstellen, daß die Baillou auch den Peter Müller kennt, dann ist sie um so stärker gravirt, weil sie in diesem Falle weiß, daß er ein entsprungener Schiffzieher ist. Die Aussage des jungen Dietrich verdient allen Glauben, allein sie genügt nicht, um die Baillou zu überweisen. Darüber zur Rede gestellt, würde sie erwiedern: Ja, ich habe das gesagt, weil es mir zu Gehör kam, aber ich kenne Petrowich nicht und so fort. Diese Bekanntschaft der Baillou mit Nemeschy, das Verhältniß zwischen ihnen zu eruiren, ist unsere Aufgabe. Hat Er mich verstanden, Luchs?

Vollkommen, Herr Hofrath.

Er kann abtreten, es ist die höchste Zeit, daß wir zu Tische gehen.

Der Amtsdiener machte eine militärisch steife Wendung, und verließ das Bureau.

Herr von Beer, als er allein war, begann sich umzukleiden und sprach für sich: Da Nemeschy sich der Aussage über den Schmuck entzogen hat, so werde ich beim Fürsten Neuberg anklopfen. Schade, daß heute die Zeit schon so weit vorgerückt ist, ich muß die Vernehmung auf morgen verschieben. Seine Durchlaucht haben das Diner bereits eingenommen und die Konferenz mit mir könnte Hochdero Verdauung beeinträchtigen. Die Verdauung aber ist für Herrschaften, die nichts thun, ein Noli me tangere. Damit aber morgen kein Hinderniß obwalte, will ich die Durchlaucht noch heute avisiren und es ihr freistellen, mich entweder zu empfangen oder sich zu mir zu bemühen. Ich erwarte das Letztere von wegen der Eifersucht der Fürstin, denn daß hier eine Frau im Spiele ist, erscheint mir höchst wahrscheinlich. Die Frauen besitzen in dergleichen Dingen feinen Instinkt, ich rechne auf den der Fürstin.

Während dieses Vortrages kam seine Umkleidung zu Stande und er verließ das Bureau.

Dreizehntes Kapitel.

Wieder zwei Vernehmungen.

Am anderen Morgen erschien Florentin Fürst von Neuberg im Bureau des Polizeidirektors.

Herr von Beer hatte sich in seiner Voraussicht nicht

geirrt, der Fürst zog es vor, die Konferenz mit dem Amtschef außer Hause abzuhalten, wo er sicher war, von der Gattin nicht belauscht zu werden.

Durchlaucht, begann der Hofrath, der Gegenstand unserer Unterhaltung wird der Rubinschmuck sein, den Sie bei Mack gekauft haben.

Von dieser fatalen Angelegenheit!

Ich bedauere, Sie nicht mit Angenehmerem unterhalten zu können. Ein Allerhöchster Befehl...

Wie, Se. Majestät haben befohlen?

Die Sache auf's Strengste zu untersuchen, die beleidigte Oppenheim setzt alle Hebel in Bewegung, und sie wird nicht ruhen, bis ihr Satisfaktion geworden sein wird.

Die Lieferantin ist im Rechte, ich geb' es zu, allein die Angelegenheit hätte ohne Aufhebens geordnet werden können.

Dieser Meinung bin ich auch, daß es nicht geschah, ist Ihre Schuld, Durchlaucht. Warum verweigerten Sie dem Oppenheim die verlangte Aufklärung? Nemeschy sandte ihn zu Ihnen und Sie schickten ihn zu Nemeschy. Das sah fast aus wie Fopperei und mußte den Lieferanten empören.

Wenn sich die Affaire nur jetzt noch schlichten ließe.

Jetzt ist's zu spät.

Warum zu spät?

Weil mittlerweile Eventualitäten eintraten, welche die Schmuckgeschichte mit einem Kriminalprozeß verweben.

Herr Hofrath, Sie erschrecken mich.

Thut mir leid. Baron Nemeschy ist entflohen und wird bereits verfolgt. Wenn vorliegende Indicien nicht trügen, ist er einer der raffinirtesten Gauner, der Titel und Namen usurpirt hat, um sie zum Deckmantel neuer Verbrechen zu gebrauchen. Euere Durchlaucht werden einsehen, daß wenn Sie bezüglich der Edelsteine keine genügende Auskunft geben, Sie eines Einverständnisses mit dem Verbrecher verdächtig erscheinen.

Florentin entsetzte sich und rief: Herr Hofrath, Sie werden doch nicht glauben, daß ich eines Verbrechens fähig bin?

Der Gedanke liegt mir ferne, eben deßhalb ersuche ich Sie auf's Eindringlichste, mir zu sagen, wie der sogenannte Baron Nemeschy in den Besitz des Rubinschmuckes kam?

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Herr Hofrath, daß ich es nicht weiß.

Aber Sie wissen doch, wem Sie ihn eingehändigt haben?

Das wohl . . . . allein . . . .

Durchlaucht, ich kann und darf Sie der Auskunft nicht entheben.

Ach, diese fatale Situation! Ich möchte das Geheimniß wegen der Fürstin nicht preisgeben —

Ich bin leider nicht in der Lage, Ihnen, bezüglich etwaiger Verschwiegenheit Hoffnungen zu bieten, Sie wissen, daß Amtsgeheimnisse bewahrt werden, allein die Oppenheim, die öffentlich beleidigt wurde, dringt auf öffentliche Genugthuung und hat das Versprechen Seiner Majestät, daß sie ihr werden soll, Sie müssen sich demnach in Stand setzen, Ihre Durchlaucht die Fürstin zu versöhnen. Fehlen ist menschlich, besonders wo das Herz im Spiele ist und das war bei Ihnen der Fall. Sie haben den Rubinschmuck einer Dame zum Präsent gemacht.

Ich gestehe es ein.

Wer ist diese Dame?

Florentin zögerte mit der Antwort.

Durchlaucht, ich bitte Sie, Ihre Situation, die ohnedem fatal ist, nicht zu verschlimmern. Verwickeln Sie einen einfachen Eklat, denn der steht Ihnen bevor, nicht zu einem förmlichen Prozeß. Wählen Sie zwischen zwei Uebeln das kleinere.

Wohlan, es sei, ich habe den Schmuck der Madame Baillou verehrt.

Der Polizeidirektor schien um eine Kopflänge zu wachsen und ließ ein langgedehntes „So?“ vernehmen.

Euere Durchlaucht, fuhr er nach einer Pause fort, werden diese Aussage zu Protokoll geben?

Ja!

Der Hofrath begann zu schreiben und setzte dann das Verhör fort:

Ist Ihnen bekannt, auf welche Weise der sogenannte Baron Nemeschy in den Besitz des Schmuckes kam?

Ich weiß nichts, mir war die Existenz dieses Barons unbekannt, bis zu dem Momente, wo dieser Name in der Schmuckaffaire auftauchte.

Erwähnte Madame Baillou niemals dieses Namens?

Mit keiner Silbe.

In welchem Verhältnisse mag die Baillou zu Nemeschy stehen?

Davon hab' ich nicht einmal eine Ahnung.

Herr von Beer erkannte, daß der Fürst in der That nicht weiter unterrichtet war und begnügte sich mit dem erhaltenen Resultate.

Das Protokoll wurde unterzeichnet und Florentin empfahl sich.

Der Hofrath hatte wenig und doch genug erfahren.

Madame Baillou, dachte er, benöthigte Geld, genirte sich als Verkäuferin der Edelsteine aufzutreten und bediente sich zu diesem Zwecke des Barons. Da nun dieser ein Gauner ist, so muß die Baillou mit ihm in einem sehr intimen Verhältnisse stehen, da sie ihm so kostbare Edelsteine anvertraute.

Den erzählten Ereignissen zu Folge, weiß der Leser, daß die Unterstellung des Hofrathes eine falsche war, daß sie ihn aber trotzdem zu einem richtigen Schlusse führte.

Herr von Beer befand sich noch unter dem Eindrucke dessen, was wir so eben vernommen, als der eintretende Amtsdiener meldete, ein junger Mensch bitte in der Dietrich'schen Affaire vernommen zu werden.

Der Polizeidirektor sagte kurz: Er soll herein kommen!

Der Angemeldete erschien.

Wie ist der Name?

Wenzel Wuk.

Stand?

Früher Student —

Und jetzt?

Kasperl beim Theater zum Fasan.

Ah, dort spielte ja die Klein?

Zu dienen, Herr Hofrath.

Was hat Er vorzubringen?

Ich wünsche Ihnen, Herr Hofrath, Alles mittheilen zu dürfen, was seit meinem Zusammenwohnen mit Arthur Dietrich, diesem arrivirt ist, es wird daraus sich Manches ergeben, was seiner Sache förderlich sein wird.

Red' Er.

Wenzel begann zu erzählen und Herr von Beer erfuhr manches Neue.

Man wird sich der Schlüsse erinnern, die Wenzel nach der Expedition bei dem Redakteur der geschriebenen Zeitung im Geiste gemacht hatte; sie dem Polizeidirektor mitzutheilen, war der Zweck seines Erscheinens, um aber verstanden zu werden, mußte er die darauf bezüglichen Ereignisse erzählen.

Der Gesichtskreis des Hofrathes erweiterte sich, er sah die Intrigue entstehen, er hörte zum ersten Male der Leidenschaft Adelens für Arthur erwähnen, und es klärte sich ihm Manches auf, was ihm bisher dunkel erschienen war.

Das Hauptergebniß dieser Erläuterungen war ein neuester Beweis für das intime Einverständniß zwischen Nemeschy und Madame Baillou und endlich Wenzels Kombination, daß Nemeschy und Petrowich eine und dieselbe Person seien.

Alles, was bisher am Tage lag, bot ein solches Gewebe von Fäden, daß es leicht, zu einem Netze verwendet, über dem Haupte der Baillou zusammen gezogen werden

konnte. Herr von Beer war in Folge davon dem Entschlusse nahe, die Dame sogleich verhaften zu lassen, allein nach genauerem Erwägen gab er diese Idee auf, berechnend, daß gerade die genannte Frau ohne ihr Wissen zum Mittel dienen könne, ihres Verbündeten schneller und sicherer habhaft zu werden.

Wenzel wurde bedeutet, von seiner Anzeige mit Niemandem zu sprechen, und überhaupt über die ganze Angelegenheit Schweigen zu beobachten, was er zusagte.

Nach seiner Entfernung wurde wieder der unausweichliche Luchs hereingerufen.

Es sind Anzeichen eingelaufen, begann Herr von Beer, welche die Bekanntschaft der Baillou mit Nemeschy erhärten. Fürst Neuberg hat den Schmuck der Baillou gegeben, Nemeschy hat ihn verkauft, folglich steht er mit der genannten Frau in Verbindung. Ich anordne, daß sie unter die strengste Kontrolle gestellt wird, wir müssen alle ihre Verbindungen kennen und werden, wenn meine Voraussicht mich nicht täuscht, durch sie den Aufenthalt Nemeschy's erfahren.

Ich denke auch, Herr Hofrath.

Er wird also das Nothwendige veranlassen.

Sehr wohl, Herr Hofrath.

Er kann in Gottes Namen gehen.

Luchs ging — der Polizeidirektor verließ das Bureau und eilte nach der Hofburg, um Seiner Majestät dem Kaiser zu rapportiren.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Vorstellung im Theater zum Fasan.

Seit einigen Abenden erfreute sich das Theater zum Fasan eines ungewöhnlich zahlreichen Zuspruches, nicht blos von Seite des Vorstadtpublikums, sondern auch von den Stadtleuten.

Frau Fuhrmann machte treffliche Geschäfte.

Wem verdankte sie dies? Doch nicht dem Umstande, daß man ihre traurige Liebhaberin hinter Schloß und Riegel setzte? Nein.

Frau Fuhrmann hatte einen Glückswurf gemacht mit einem sogenannten Zugstücke, an dem sich die Wiener nicht satt sehen und hören konnten.

Der geschriebene Theaterzettel nannte das Stück eine Maschinenkomödie, welche damalige Bezeichnung mit der heutigen „Zaubermärchen“ identisch war.

Der Aufwand an Maschinerie in dem neuen Stücke war aber auch ein immenser.

Die splendide Direktrice hatte vor Allem dicken Eisendraht gekauft, an welchem verschiedene Hexen und einmal auch der Kasperl durch die Luft gezogen wurden, dann kam ein Pferd in Lebensgröße auf die Bühne; es war wohl nur aus Pappendeckel fabrizirt, allein seine Konstruktion war so stark, daß es den Kasperl, der zu furchtsam es zu besteigen,

sich nach vielen Kapriolen dazu entschloß, dessen Schweif anzufassen, mit sich fortzog.

Weiter wurde in diesem Stücke viel gedonnert und geblitzt, ein papierner Felsen spaltete sich, und dahinter stand eine Wiege mit einem Wickelkinde, welches dem armen Kasperl als alleiniges Eigenthum aufoktroirt wurde; der Lustigmacher gerieth darüber in Verzweiflung, steckte das Kind in eine Butte und als er mit derselben im folgenden Akte auftrat, — das war kein Mechanismus mehr, sondern pure Zauberei — war das Kind fort, oder vielmehr es wár nicht fort, sondern hatte sich inzwischen in einen Rosenstock verwandelt.

Doch die Maschinen waren es nicht allein, die dem Stücke Zugkraft verliehen, es kam darin noch etwas, noch nie Dagewesenes vor, Kasperl prodúzirte sich auf der Geige und sein vortreffliches Spiel war's, welches das Stadtpublikum anzog.

Der Titel des Stückes war: „Kasperl als Primgeiger, oder die Hexe vom Heuberg“ und der ungenannte Verfasser war Wenzel Wuk.

Nach diesen Vorausschickungen betreten wir das Auditorium des Theaters zum Fasan.

Die Parterrebänke sind besetzt, der Kreuzerplatz strotzt.

Einige an den Wänden aufgesteckte Unschlittkerzen verbreiten ein magisches Zwielicht, doch ist auch damit nur die vordere Hälfte begünstiget, die rückwärtige bleibt zu ihrem eigenen Besten in Dunkel gehüllt.

Die Zone in Hemdärmeln scheint sich aber trotz Dampf und Finsterniß wohl zu befinden, sie ist sehr laut und unterhält sich ungenirt wie im Wirthshaus.

Der Lärm wird häufig von zwei kräftigen Männerstimmen übertönt, welche rufen: „Schaffen's Bier oder Würstl!“ oder „Quargl und Käs!“

Her da ein Seitl! befiehlt ein Edler vom Strozzischen

Grund und eine Donna von der Laimgrube begehrt ein Paar „Brennheiße.“

Verflixt, noch einmal, geben's Acht, Sie schütten mir meinen Sonntagsrock an!

Wegen dem Bisl Bier!

Macht der einen Lärm.

Haltet Euren Brotladen.

Wer läßt's befehlen? Mein Geld ist so gut wie das Eurige.

Ruhig, da hinten.

Ruhig, dort vorne!

Darauf beginnen die Ritter und Mannen auf dem Kreuzerplatz mit den Händen zu trommeln und mit den Füßen zu stampfen, ein Herr im Parterre brach in den Ruf aus: Herrgott, ist das heute eine Nation!

Die Kreuzergäste, die Alles sein wollen, nur kein „Volk“ und keine „Nation“ — es ist eigenthümlich, daß gerade diese Worte bei den gemeinen Oesterreichern zu Schimpfworten geworden sind — die Kreuzerleute, sagen wir, replizirten die Invektive durch andere weniger zarte Ausdrücke, der Tumult wuchs, die Direktion befahl die vier Kerzen des Orchesters anzuzünden.

In normalen Zeiten pflegte diese Manipulation kalmirend zu wirken, ungefähr wie Kirschlorbeer-Wasser bei Krämpfen, heute aber schien die Hölle mehrere laute Geister auf Urlaub entsendet zu haben, welche sich im Theater zum Fasan ein Rendezvous gaben.

Der Lärm stieg, der Hader zwischen Parterre und Kreuzerplatz schwoll an.

Unter den Wortkämpfern des ersteren machte sich vor Allen ein Organ bemerkbar, welches einem kräftigen Herrn angehörte, der, um seinen vermittelnden Ermahnungen mehr Nachdruck zu geben, im Eifer des Streites auf die Bank gesprungen war.

Dieses Sichblosstellen hatte zum Nachtheile, daß er von

einem der Gegner erkannt wurde, welcher sich beeilte, höhnisch auszurufen:

O je, das ist der Fleckſieder von Mariahilf.

Wie heißt der gnädige Herr?

Rindum.

Rin-dumm, hoho, Rin-dumm.

Er muß heute schlechte Geschäfte gemacht haben, weil er so schwierig ist.

Hören's auf, setzen Sie sich nieder!

Laßt ihn steh'n, er will ja eine Predigt halten.

Der Fleckſieder kommt nicht vom Fleck!

In diesem Tone ging es fort.

Während dem zogen zwei Frauen, die rechts und links von Rindum saßen, an seinen Kleidern, damit er den erhöhten Standpunkt verlasse.

Geh' Mann, sei g'scheidt, bat die eine.

Herr Vater, um Gottes willen, machen's kein Aufsehen! die andere.

Jene war die Gattin Petronella und diese die Tochter Emilie.

Wir zweifeln, daß die Bitten der Geängstigten Herrn Rindum nachzugeben vermocht hätten, denn er war über die Rohheit des gemeinen Volkes zu sehr empört, und wer weiß, ob es nicht auch noch zu Thätlichkeiten gekommen wäre, würde nicht eine andere Person erschienen sein und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben.

Es war die Direktrice, welche mit einer angezündeten Laterne, die Kourtine hinter sich lassend, hervortrat.

Verehrungswürdiges Publikum! begann sie mit drohender Stimme, Sie haben das Eintrittsgeld gezahlt, um hier eine Komödie anzusehen, nicht aber um selbst eine aufzuführen. Ich bin schon fünfzehn Jahre Theaterdirektorin, und habe noch jedesmal gefunden, daß Diejenigen, die am wenigsten zahlen, den größten Lärm machen. Mir wird es wirklich keine Schande bereiten, wenn es morgen in der Stadt hei-

ßen wird: „Auf dem Kreuzerplatz beim „Fasan“ war gestern eine rechte Bagage übereinander!“ Ruhig und nicht gemuckst, oder ich lasse nicht spielen und gebe jedem sein Geld zurück. Was wollen Sie, die Komödie oder das Geld?

Die Komödie, die Komödie! rief es von allen Seiten.

Sie sollen sie haben, aber betragen Sie sich, wie es einem verehrungswürdigen Publikum zusteht.

Bravo, Fuhrmannin, bravo!

Die Direktrice zog sich unter allgemeinem Beifall zurück, die vier Musiker, welche das Orchester bildeten, begannen die Ouverture oder ein Musikstück, welches dafür gelten mußte.

Wir würden uns kaum die Mühe genommen haben, die Szene im Auditorium zu erzählen, wenn sie nicht von Folgen begleitet gewesen wäre, die in dieser Geschichte nicht übergangen werden konnten.

Wenzel, als Kasperl bereits kostümirt, befand sich beim Beginne des Tumults hinter der Kourtine, ohne dem Lärm, der zum täglichen Brot gehörte, Aufmerksamkeit zu schenken.

Plötzlich vernahm er die Worte „Fleckſieder von Mariahilf“ und gleich darauf den Namen „Rindum“.

Mit einem Sprunge war er am Vorhange und guckte durch ein Loch in's Auditorium.

Er erblickte einen auf der Bank stehenden Mann und zwei Frauen an seiner Seite.

Die Rufe vom Kreuzerplatz sagten ihm, wer jener sei, sein Herz verrieth ihm diese.

Milli ist im Theater, murmelte er unter einer beschleunigten Bewegung seines Herzens, ach, das wird heute ein kurioses Spiel werden!

Eine heftige Gemüthsbewegung beherrschte ihn, er gedachte der Umstände, unter welchen er aus dem Hause Rindums entfernt worden war, und des Billets, das er später in der Violine fand, und in welchem ihn Emilie der Späherei anklagte.

Wenzel hatte seit damals sich bemüht, das Mädchen zu vergessen, ihr Erscheinen genügte, die eingeschlummerte Neigung wach zu rufen.

Daß die anwesende Familie ihn erkennen würde, lag außer Zweifel, sollte er den Zufall nicht benützen, um den Verdacht, der auf ihm ruhte, zu entfernen?

Liebe und Eitelkeit vereinten sich, ihn die an sich gestellte Frage bejahen zu lassen; ein glücklicher Gedanke wies ihm den Weg, das Ziel anzustreben, ob es auch zu erreichen sei — konnte er freilich nicht bestimmen.

Ehe die Komödie begann, sagte Frau Fuhrmann zu ihm: Kasperl, nehmen Sie sich heute zusammen, wir haben ein unruhiges Publikum.

Ach, Frau Direktorin, ich bin sehr aufgeregt, ich werde heute entweder exzellent spielen oder sehr miserabel.

Haben Sie vielleicht gar einen Trunk über den Durst gethan?

Wenzel schüttelte den Kopf und dachte: „Trunken bin ich wohl, aber weder von Bier noch von Wein."

Die Komödie begann.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie gegenwärtig das Publikum in den Lokalstücken die Einleitungsszenen als nothwendiges Uebel hinnimmt und die Theilnahme erst mit dem Erscheinen des Komikers beginnt, so auch war es damals mit der lustigen Person.

Erst das Erscheinen des Kasperl brachte Leben in die Zuschauer und die damaligen Dichter sorgten dafür, daß sein erstes Auftreten in der entsprechenden Weise geschah.

In der „Hexe vom Heuberg" zeigte die Bühne einen finsteren Wald, Donner und Blitz verkündeten Unwetter, auf einmal ertönte mitten in Nacht und Sturm eine Geige und Kasperl, der sich selbst den allerlustigsten „Oberlandler" aufspielte, kam herein getanzt.

Das Parterre klatschte, der Kreuzerplatz stürmte Beifall.

Kasperl hatte nämlich Angst vor Hexen und suchte durch Musik und Tanz sich Muth einzuflößen.

Einzelne eingestreute Worte erklärten die Situation, gezogene, zitternde Violintöne verriethen die ihn überkommende Angst, dann aber ermannte er sich plötzlich und brach wieder los in die tollste Lustigkeit.

Das Publikum jubelte.

Ich weiß nicht, wie mir's ist, lispelte der Flecksieder während der Entreeszene seiner Gattin zu, die Stimme dieses Kasperls klingt mir bekannt, mir kommt es vor, als hätte ich sie schon irgendwo gehört.

Mir scheint es ebenfalls, antwortete Petronella.

Wenn der Wald nur nicht so finster wär'!

Es wird wohl nicht immer so bleiben, antwortete die Flecksiederin.

Emilie sprach nichts, aber sie horchte und traute ihrem Gehöre nicht.

Zwei in weiße Leintücher gewickelte Hexen machten der Finsterniß auf der Bühne und dem Zweifel im Parterre ein Ende, sie trugen brennende Fackeln.

Emilie drückte die Hand an ihr Herz und suchte den Eindruck, welchen Ueberraschung und Schreck hervorbrachten, zu bewältigen.

Rindum zupfte seine Gattin am Arme und raunte ihr zu: Ich bitt' Dich, Petronella, sieh' doch den Kasperl an, es ist ja der Lump, der bei uns gewohnt hat.

Meiner Treu, Du hast Recht, es ist der Spion!

Die Szene zwischen dem Lustigmacher und den Hexen endete, nachdem sie ihm ihren Schutz zugesichert hatten, mit einem lustigen Tanz, worauf die Hexen und nach ihnen Kasperl eine Reise durch die Luft antraten.

Die Verwandlung versetzte die Zuschauer in eine Dorfschenke, wo eben Kirchtag ist und die Musikanten auf sich warten lassen.

Die Bauern wollen tanzen, Instrumente sind wohl da,

aber kein Musiker. Inzwischen erfährt man, daß die Wirthstochter in einen Burschen verliebt ist, und zwar gegen den Willen des Vaters.

Die Bauern rebelliren gegen den Wirth, dieser geräth in Verzweiflung und beschwört — den Teufel? O nein, er beschwört die Hexe vom Heuberg, ihm Musikanten zu schicken und verpflichtet sich zu einem Gegendienst.

Die Hexe — repräsentirt durch eine unsichtbare Stimme, nimmt ihn beim Wort und läßt den Kasperl als Primgeiger erscheinen, mit ihm drei verkleidete Hexen, deren eine Triangel schlägt, während die zweite Pauken wirbelt und die dritte Harfe spielt.

Nun geht unter dem Jubel der Kirchtaggäste und des Theaterpublikums der Tanz los.

Kasperl war noch nie so ausgelassen wie heute.

Seine Primgeigerei verhinderte ihn nicht, sich unter die Tanzenden zu mischen, hier einer Bauerndirne einen Kuß zu rauben, dort einem Dorftänzer das Bein zu unterschlagen, damit er der Länge nach hinpurzle und endlich faßte er gar die Wirthstochter um den Leib und raste mit ihr durch die Stube.

Das zieht ihm Händel an den Hals, die Bauerburschen nehmen ein Tischtuch, werfen den Primgeiger hinein und spielen Fuchsprellen.

Unter dem Zetter- und Mordiogeschrei Kasperls fällt der Vorhang.

Während des Zwischenaktes entspann sich unter den Gliedern der Familie Rindum ein Gespräch, das sich begreiflicher Weise blos mit Wenzel beschäftigte.

Ich möchte nur wissen, woher der Mensch das Alles genommen hat?

Auf diese Frage der Gattin, erwiederte der Fleckſieder: Der Taugenichts scheint schon lange sich damit abgegeben zu haben.

Er ist wirklich sehr g'spaßig.

Und geigen kann er, das ist wahr. Na, Milli, Du redest ja gar nichts, was sagst Du zu dem Menschen?

Herr Vater, ich bin ganz erstaunt, er spielt wirklich sehr gut und wie mir scheint, ist er beim Publikum beliebt.

Der Lump, wenn er nur kein Naderer wär'.

Wer weiß, Herr Vater, ob Ihr Verdacht nicht ungerecht war.

Laß das gut sein, der Schelm schaut ihm aus den Augen heraus.

Ich bin neugierig, was er noch treiben wird? sagte jetzt Frau Petronella.

Emilie verfiel wieder in ihr früheres Sinnen und richtete an sich die Frage: Ob er wohl weiß, daß ich im Theater bin?

Die Bestättigung dessen sollte ihr bald werden.

Im Beginn des zweiten Aktes stellte die Bühne eine Felsengegend vor.

Kasperl hat Hände, Beine, Hals und Kopf mit zahllosen schwarzen Tüchern eingebunden, die Burschen haben ihn fürchterlich zugerichtet.

Den Kirchtag, klagte er, werd' ich mir merken so lang' ich leb'. Die ganze Donau ist zu klein für die Menge Fisch', die ich kriegt hab'. Und warum? Weil kein Musikant mittanzen darf, das hab' ich ja nicht gewußt, ich hab' geglaubt, wenn der Wirth seinen eigenen Wein trinkt, so kann auch der Musikant bei seiner eigenen Musik tanzen. Und wenn Sie erst hören werden — wendete er sich an's Publikum — was mir nachher geträumt hat? Es ist eine ganze Geschichte, soll ich sie Ihnen erzählen?

Mehrere Stimmen aus dem Publikum: Ja Kasperl, erzähle!

Kasperl: Wie ich meine Schläg' gehabt hab', hat mich meine Frau Godl die Hex' einbalsamirt, hat mich eingefatschent und ich bin eingeschlafen. Auf einmal war ich in einem Paradies. In diesem Paradies haben drei Menschen gelebt,

ein Vater, eine Mutter und eine Tochter, ich war das vierte Rad am Wagen. Vater Adam war ein braver Mann, Mutter Eva war eine brave Frau und die Tochter — ihren Namen hab' ich vergessen — war ein lieber, braver Schatz. Vater Adam war ein Musikfreund und ich hab' im ein Stückl nach dem anderen aufgespielt, um mich bei ihm einzuschmeicheln, denn ich hab's schon g'spürt, daß mir seine Tochter an's Herz ging, natürlich Alles nur im Traum. In unserem Paradies befand sich auch ein Baum, dessen Früchte zu genießen von der Polizei verboten war. Vater Adam schlich sich aber allnächtlich dahin und ich bin ihm nachgeschlichen. Wär' ich pfiffig gewesen, so hätt' ich zu ihm gesagt: „Lieber Vater Adam, ich bin wie Du ein Anbeter Gottes und will vom Baum des Erkenntnisses genießen!“ ich aber als dummer Kasperl hab' geschwiegen und das brachte mir Unglück. Vater Adam miethete einige Knechte, die mich durchwichsten bis ich schwarz und blau wurde und warf mich dann aus dem Paradies hinaus, und wissen Sie warum? Er hatte mich im Verdachte, daß ich von der Polizei ausgeschickt worden sei, ihn zu bespähen.

Der Kasperl ein Naderer, man sollte glauben, daß so etwas einem gesunden Menschen nicht einmal im Traume einfallen könne, und doch ... doch ist's mir begegnet — freilich nur im Traume. Als ich aus dem Schlafe erwachte, war natürlich Alles verschwunden, die Schläg' die ich erhielt, waren vergessen, das Unrecht, welches man mir zugefügt, war vergessen, aber das Gute, so ich im Paradiese genossen, an das werd' ich immer denken und wenn es möglich wär', daß man einen Menschen. den man im Traume kennen lernt, im Leben begegnet, so möchte ich zu dem Vater Adam, wenn ich ihn träfe, sagen: Lieber Herr Papa, wenn ich ein Naderer wär', wie man Ihnen weiß gemacht, so hab' ich genug gewußt, Sie zu verrathen und Sie würden jetzt nicht mehr von der verbotenen Frucht naschen können, wie Sie es noch immer heimlich thun. Daraus folgt,

daß Sie sich in mir geirrt haben, daß ich ein aufrichtiger Mensch, ein flotter, lustiger Kampl bin, kurz der Kasperl zum Fasan!

Hierauf schickte er sich an, aus dem Extempore wieder in seine Rolle einzufallen, allein der Jubel des Publikums verhinderte ihn daran.

Der Flecksieder raunte seiner Gattin zu:

Hast ihn verstanden? Der Vokativus!

Du bist der Adam —

Du die Eva und die Milli hat er auch hineingebracht.

Unser Haus hat er ein Paradies geheißen.

Verflixter Kampl, er hat ein Maul wie Messer und Schwert —

Ich möcht nur wissen, woher er das Alles hat?

Nun, Milli, was sagst Du dazu?

Herr Vater, Sie hatten ihm Unrecht gethan.

Ich gebe zu, daß es so ist, aber geschadet hat es ihm nicht.

Endlich legte sich der Sturm, dem Kasperl war die Möglichkeit geboten, weiter zu spielen.

Seine Laune, sein Muthwille waren nicht nur nicht erschöpft, sondern sprudelten jetzt noch urwüchsiger wie bisher.

Es kam die Szene mit dem Kinde.

Man hörte das Geschrei eines Säuglings, der Lustigmacher sucht den kleinen Wurm, ohne ihn zu finden.

Endlich macht er die Entdeckung, das Kind müsse drinnen im Felsen stecken.

Das Kind schreit sich zu Tode, ruft Kasperl und ich kann ihm nicht helfen. Wenn nur eine Hebamme da wär'. Ha, was fällt mir ein! Die Hexe vom Heuberg hat mir ihren Schutz versprochen, ich brauch' ihn nicht, sie soll ihn auf das Kind übertragen. Heubergerin hülf, Heubergerin hülf!

Donner und Blitz, der Fels zertheilt sich, Kasperl holt eine eingewickelte Puppe heraus.

Herrgott, ruft er, das Kind kommt mit Stiefeln und Spornen auf die Welt, es muß einen ungarischen Vater haben. Ich möchte wissen, ob es ein Bub ist oder ein Mädl?

Eine Stimme vom Kreuzerplatz rief: Schau nach, Kasperl, schau nach!

Der Lustigmacher verbeugte sich vor dem Publikum und sagt: Ich danke für den guten Rath.

Bravo, bravo!

Nun treibt's Kasperl mit dem Kinde.

Sei still, armes Hascherl, ruft er, wein' nicht, es ist auf der Welt nicht so schlecht, wie die Leute erzählen. Sei still oder ich schick' Dich in's Findelhaus. Jetzt schreit's noch erbärmlicher! Es muß Hunger haben! Möchst a Milli?*) Ja, mein lieber Wurm, ich möcht' auch eine, aber ich krieg's nicht, die gute Milli ist halt rar. O Milli, wo bist Du?

Wenzel rief diese Worte so kläglich, daß es der Tochter des Fleckfieders auf der Parterrebank obgleich sie wie das ganze Publikum lachen mußte, doch an's Herz ging.

Spitzbub, Du siebenmal geriebener Spitzbub! murmelte Emiliens Vater.

Wenzel benützte jede Gelegenheit, um durch Extempore's sein Gefühl zu offenbaren und auf seine Redlichkeit hinzuweisen. Auch dem Papa Rindum erwies er eine Aufmerksamkeit.

Am Schluße des Stückes mußte er sich als Primgeiger hören lassen. Heute wählte er zu dieser Produktion eine Piece von Mozart, welche den Fleckfieder derart in Entzücken versetzte, daß er nicht nur selbst applaudirte, sondern auch den Seinigen zurief: Klatscht Kinder, klatscht, er muß heraus und muß noch einmal spielen.

---

*) Lokaler Ausdruck für: „Magst Du Milch?"

Rindum, Dank seinen ausdauernden Händen, seinem mächtigen Strampfen und endlich seinem gewaltigen Bravorufen, setzte es durch, vom Publikum unterstützt zu werden, worauf die Wiederholung erfolgte.

So endete diese Vorstellung zur Zufriedenheit Aller.

Sogar die Direktrice war es heute mehr wie sonst.

Kasperl, rief sie, nachdem der Vorhang gefallen war, heute waren Sie lustig, wie noch nie. Aber Sie haben ja mehr als die halbe Komödie extemporirt.

Hat man es bemerkt, Frau Direktorin?

Das Publikum nicht! Es ist schade, daß die extemporirten Komödien verboten sind, Sie wären auch ein prächtiger Hannswurst gewesen. Mir war um die heutige Vorstellung bange, wegen Ihrer Aufregung . . .

Ich sagte es Ihnen ja, ich werde entweder exzellent spielen, oder sehr miserabel.

Sie waren ausgezeichnet. Das macht Ihnen der Leopoldstädter nicht nach.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Flecksieder hebt den Kasperl aus seiner Rolle.

Im Hause des Flecksieders auf Mariahilf trat nach dem Besuche der Komödie zum Fasan ein Stimmungswechsel ein, der den Frieden der Familie zu gefährden drohte.

Emilie verlor zwar kein Wort, aber ihre Traurigkeit, die rothgeweinten Augen, verriethen zur Genüge die Gefühle, die sie beherrschten.

Frau Petronella gewahrte mit Schrecken die Veränderung, welche bei ihrer Tochter stattgefunden und gab sich über deren Grund keiner Täuschung hin.

Der Wahrheit zur Ehre bekennen wir, daß Emilie nichts übertrieb, nichts affektirte, die Liebe war mit ganzer Macht in ihrem Herzen auferstanden und dem Mädchen fehlte die Kraft, vielleicht auch der Wille, sie niederzukämpfen.

Das Gefühl in der Brust Emiliens war so alt wie das erste Zusammentreffen mit Wenzel; anfangs unterordnete es sich dem Verstande, später litt es unter dem Drucke der üblen Meinung, welche über den jungen Menschen verbreitet wurde, seit dem Komödiantenabende aber emanzipirte es sich von allen beengenden Einflüssen und machte seine absolute Herrschaft geltend.

Ein paar Tage lang beobachtete die Mutter den Kummer der Tochter und enthielt sich jeder Aeußerung, dann aber drängte es sie zu sprechen und sie that es, aber nicht mit dem Mädchen, sondern mit dem Gatten.

Bei ihrem nächsten Zusammensein mit Rindum ergriff sie das Wort.

Lieber Philipp, sagte sie, Du wirst wissen, daß wir nur ein einziges Kind besitzen.

Der Fleckfieder fand diese Bemerkung originell und antwortete in guter Laune: Ich weiß noch mehr, liebe Petronella, ich weiß sogar, daß dieses Kind ein Mädl ist und den Namen Emilie führt.

Wir, die Eltern sind verpflichtet, für das Wohl des Kindes zu sorgen.

Das ist eine zweite überraschende Bemerkung, lachte Rindum, wo hinaus willst Du damit?

Ich will Dich dahin bringen, an die Zukunft unserer Tochter zu denken.

Aha, ich verstehe! Was die Mütter die Zukunft ihrer Töchter nennen, ist eine Heirat.

Du wirst zugeben, daß unser Mädl sich bereits in dem Alter befindet —

Es fällt mir nicht ein, es in Abrede zu stellen, eben so wenig denke ich daran, gegen eine vernünftige Heirat eine Einsprache zu erheben.

Was nennst Du eine vernünftige Heirat?

Ich bitt' Dich, liebes Weib, richte keine, ich möchte bald sagen, thörichten Fragen an mich. Du weißt recht gut, daß man ein einziges Kind einem Manne nicht in die Arme wirft, der nichts ist und nichts hat.

Darüber bin ich anderer Meinung. Leute, die nichts sind, können etwas werden, Menschen, die heute nichts besitzen, können in kurzer Zeit reich sein. Darum meine ich, solle man vor Allem auf den Charakter und die Fähigkeiten des Mannes sehen, und besonders darauf, ob sich die jungen Leute zugethan sind?

Der Fleckfieder richtete sich in die Höhe und rief: Oho, es gibt also bereits einen Techtelmechtel hinter meinem Rücken? Die Anspielungen in der Komödie sind mir gleich verdächtig vorgekommen, ich dulde in meinem Paradiese keine Schlange.

Philipp, sei gerecht, Wenzel hat das um Dich nicht verdient.

Unsere Tochter verdient er auch nicht. Petronella, sei klug, Du wirst doch Dein einziges Kind nicht einem Komödianten an den Hals hängen?

Ich glaube, er wählte diesen Beruf nur aus Verzweiflung —

Aber um Gottes Willen, wenn er kein Kasperl ist, so ist er ja gar nichts.

Er kann aber etwas werden, er hat Talent, ist willig,

brav, und was die Hauptsache ist, Milli weint sich blind um ihn.

Der Fleckſieder fuhr sich in die Perrücke, seine zweite Hälfte begann ihm warm zu machen.

So weit ist es also mit dem Mädl? rief er, und Ihr glaubt, ich werde so schwach sein, zu Allem Ja zu sagen?

Ich glaube nicht nur, sondern erwarte mit Zuversicht, daß Du Dein einziges Kind nicht unglücklich machen wirst.

Papperlapapp, sie wird auch ohne ihn glücklich werden.

Du irrst Dich, Philipp, sprich mit ihr und Du wirst anderer Meinung werden.

Hast Du mit ihr schon geredet?

Keine Silbe.

Gut, so will ich's thun. Milli, komm' herein.

Das Mädchen erschien.

Deine Mutter, fuhr Rindum sie an, entdeckte mir, daß Du in den Kasperl verliebt bist.

Ach, Herr Vater —

Ist's Wahrheit oder nicht?

Ja, es ist so.

Du bist aber klug genug, einzusehen, daß der bürgerliche Fleckſieder und Hausherr seine einzige Tochter keinem Komödianten zum Weibe geben wird.

Ich sehe das ein, Herr Vater, und das eben ist der Grund meiner Thränen.

Ich hab' nichts dagegen und erlaube Dir, nach Belieben zu weinen, wenn Du genug hast, wirst Du aufhören.

Es wird dazu kommen, Herr Vater, ich verspreche es Ihnen, doch werde ich damit nicht aufhören, mich unglücklich zu fühlen.

Es wird sich schon ein Anderer finden!

Emilie schüttelte den Kopf und erwiederte: Herr Vater, ich weiß, daß Sie mir keinen Zwang anthun werden, denn wenn Sie mein Glück auch nicht begünstigen, warum sollten Sie darauf bestehen, mich unglücklich zu machen?

Was mich betrifft, so schwöre ich Ihnen, daß ich jeden Mann, außer den meiner Liebe, zurückweisen werde.

Hast Du Dein letztes Wort gesprochen?

Ja, Herr Vater.

Ich behalte mir das letzte Wort vor und will versuchen, ob es mir nicht möglich werden wird, einen verrückten Frauenkopf zurecht zu setzen.

Nach dieser Rede verlangte er seinen Rock und sein Hispaniarohr und verließ aufgeregt die Wohnung.

Emilie warf sich weinend in die Arme der Mutter, welche die Tochter zu trösten versuchte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was hatte der Fleckfieder im Sinne, wohin verfügte er sich?

Das Gewerbe dieses Mannes dürfte vielleicht manchen Leser zur Vermuthung veranlassen, Rindum beabsichtigte die väterliche Autorität um jeden Preis zur Geltung zu bringen, ungefähr wie es der Fabrikant Hellinger in einem ähnlichen Falle seiner Tochter gegenüber gethan.

Diese Voraussetzung wäre eine irrige.

Rindum war kein Kunstverständiger, wohl aber ein Kunstverehrer und bewies, daß er selbst Opfer nicht scheute, wo es galt, seine Pietät für Künstler zu bekunden, Rindum war Mitglied einer Loge und in Religionssachen geheimer Anhänger des Deismus.

Zwischen ihm und dem geldstolzen, in seinem Geschäfte überaus ehr- und ruhmsüchtigen Fabrikanten, bestand somit ein gewaltiger Unterschied, der auch in der verschiedenen Auffassung von den väterlichen Pflichten sich bemerkbar machte.

Hellinger war Absolutist und Despot, Rindum dagegen hielt wohl auch seine Autorität hoch, allein sie war ihm nicht ein Gott, der neben sich keine anderen Götter duldete, sie gönnte vernünftigen Vorstellungen Raum, sie

suchte nicht zu zertreten, sondern zu vermitteln; kurz Hellinger war Egoist und Rindum Menschenfreund.

Diesen Standpunkt festgehalten, wird man sogleich errathen, daß der Fleckfieder sich einzig und allein dahin begeben haben konnte, wo der Stein des Anstoßes lag, er ging zu Wenzel Wuk, um ihm reinen Wein einzuschenken.

Der Lustigmacher des Theaters zum Fasan versah sich dieses Besuches nicht, er war zu wenig eitel, um zu hoffen, die Liebe habe bei Emilie solche Fortschritte gemacht, daß sie zum Gegenstande elterlicher Diskussion werden konnte.

Wenzel saß am Tische und kopirte ein Musikstück, als es an der Thüre klopfte und der Fleckfieder mit dem Hispaniarohr eintrat.

Dem Lustigmacher war bei diesem Anblicke keineswegs lustig zu Muthe.

Rindum grüßte mit einem barschen „Guten Tag“ und begann ohne Verzug seine Ansprache.

Ich störe Sie in Ihrer Beschäftigung, sagte er, es thut mir leid, kann Sie aber der unangenehmen Erörterung nicht entheben, es ist Ihre Schuld.

Herr Rindum, ich bin gefaßt, Ihnen Red' und Antwort zu stehen.

Ich zweifle nicht daran, in Ihrem Stande ist man um Worte nie verlegen, wer gewohnt ist, vor einem ganzen Publikum zu sprechen, den bringt ein Einzelner nicht aus der Fassung. Ich und meine Familie waren neulich im Theater, wo Sie spielen, hätte ich letzteres geahnt, ich wäre ferne geblieben.

Ich habe im Gegentheil den Zufall, der Sie zu uns geführt, gesegnet, denn er bot mir Gelegenheit . . .

Wozu, mein Herr? Ihre Eitelkeit zu befriedigen, meinem Kinde noch mehr den Kopf zu verrücken und Unfrieden in eine Familie zu säen.

Wie früher, haben Sie auch jetzt eine falsche Mei-

nung von mir. Ihre Anwesenheit kam mir erwünscht, um den abscheulichen Verdacht, womit Sie mich belastet, von mir zu wälzen. Was den Unfrieden betrifft, an dem ich Schuld sein soll, so weise ich die Anklage zurück. Verstehen Sie mich wohl, Herr Rindum, ich spreche mit Ihnen als ein ehrlicher Mann zu dem anderen. Ich weise die Schuld von mir, weil sie außer meiner Absicht lag. Ich will nicht wiederholen, wie ich in Ihr Haus und wie ich aus demselben fortkam. Sie hatten ein Recht, sich für getäuscht zu halten, ja sogar Ihr Verdacht hatte den Schein für sich, nach diesen Richtungen bin ich nicht ohne Schnld.

Ich spreche nicht von dem Mißverständnisse, wozu mich die Chatoulle veranlaßte, auch nicht von Ihrer Neugierde, die genugsam bestraft wurde, sondern von meiner Tochter.

Darauf wollte ich eben jetzt kommen. Ich bekenne Ihnen, daß ich Emilie liebe, herzlich liebe.

Sie sagen mir das rund heraus und wollen doch an dem Unfrieden in meinem Hause keine Schuld tragen?

Ich sagte nur, daß es ohne Absicht geschah. Als ich Ihr Haus verlassen mußte, war ich dreifach unglücklich. Meine Kleider waren zerrissen, ich mußte fort von jenem Wesen, zu dem mein Herz mich zog und nahm das bittere Bewußtsein mit, dort verachtet zu werden, wo ich geliebt sein wollte. Das Schicksal ließ mich hier eine Existenz finden, ich bedurfte nur fünf Minuten Zeit, um zu Ihrem Hause zu gelangen, es hätte mich nur zwanzig Zeilen gekostet, um Emilie über ihren Irrthum aufzuklären. Ich that es nicht, und wissen Sie, Herr Rindum, warum ich es unterließ? Wissen Sie, warum ich es vorzog, verkannt und verachtet zu bleiben? Weil ich das vermeiden wollte und wirklich vermieden habe, was Sie mir jeßt aufbürden. Ich erkläre Ihnen also, daß ich an dem Unfrieden in Ihrem Hause eben so unschuldig bin, wie an d e m in meinem

eigenen Herzen. Das, lieber Herr Rindum, kommt, ohne daß man es will. Sie kamen offenbar in der Absicht, mir eine Szene zu machen, wenn Sie nach dem, was ich Ihnen so eben vorgestellt habe, dazu noch ein Recht zu besitzen glauben, so will ich auch das über mich ergehen lassen. Sie haben Ansprüche auf meine Dankbarkeit.

So war's nicht gemeint, unterbrach der Fleckſieder eifrig den Sprecher, ich bin nicht gekommen, mir den Dank zu holen, sondern Ihnen wegen meiner Tochter Vorstellungen zu machen. Wenn Sie als Ehrenmann dastehen wollen, so schreiben Sie dem Mädl, sie soll sich die thörichte Leidenschaft aus dem Kopfe schlagen . . .

Lieber Herr Rindum, ein Brief, wie Sie ihn verlangen, würde nichts fruchten, denn als Ehrenmann muß ich mich der Wahrheit befleißen, und diese ist, daß ich Emilie liebe. —

Aber wohin soll diese Liebe führen?

Vielleicht zum Traualtar, zuverlässig aber über kurz oder lang in's Grab.

Hören Sie mir mit dem Grab auf, ich hab' nur Ein Kind und will es nicht verlieren.

Da Sie vom Grabe nichts wissen wollen, so kehren wir zum Traualtar zurück.

Als Kasperl mit meiner Tochter? Nimmermehr!

Wenn Sie der Kasperl genirt, wird dem Uebel gleich abgeholfen sein. Der Kasperl ist bald abgeschüttelt.

Wenn Sie aber den abbeuteln, was sind Sie dann?

Dann bin ich wieder der arme Wenzel Wuk, dem alle Wege offen stehen. Ich könnte sogar . . . doch halt, ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Rindum.

Als Kasperl?

Nein, als Wuk. Sie kennen doch die Geschichte von den Patriarchen?

Ich kenne sie.

Sie werden sich erinnern, daß der eine von ihnen sieben Jahre um eine Frau gedient hat, ich stelle Ihnen denselben Antrag.

Wie, Sie wollten sieben Jahre dienen?

Um Ihnen zu beweisen, daß ich nur aus Noth ein Kasperl wurde, daß ich nicht eitel bin, und daß ich Ihre Tochter wirklich liebe. Ich denke, in sieben Jahren kann man die Fleckſiederei wohl erlernen, ich verpflichte mich dazu, bis dahin wird der Kasperl lang herausgesotten und vergessen sein.

Rindum bedachte sich und erwiederte dann: Ihr Antrag mißfällt mir nicht, er verdient überlegt zu werden.

Meinerseits bedarf es keiner Ueberlegung mehr. Für mich wäre nur Gefahr vorhanden, wenn Sie zwei Töchter besäßen, dann könnte es mir ergehen, wie dem Patriarchen, der nach sieben Dienstjahren mit der Häßlichen abgespeist wurde und dann um die Schöne zu erwerben, sich abermals sieben Jahre placken mußte. Letztere Zumuthung wäre mir keineswegs angenehm.

Sie wollten also das Komödiespielen an den Nagel hängen?

Je eher, desto lieber.

Und das Flecksieden treiben?

So eifrig wie Sie —

Wissen Sie, junger Mann, daß das leichtsinnig gehandelt heißt?

Warum denn?

Weil Sie einen Stand aufgeben, für den Sie Beruf besitzen und eine Bahn verlassen, die Sie mit Talent betreten haben.

Bin ich dazu nicht gezwungen, da mir das Vorurtheil gegen meinen Stand in meinem Glücke hinderlich ist?

Vorurtheil! Sie haben Recht, es ist nur ein Vorurtheil und ich vermöchte mich am Ende darüber hinwegzu-

setzen, allein die Nachbarn, die Bekannten, das dumme Wiener Volk, sie werden mich am Ende den Fleckſieder-Kasperl taufen, nein, nein, es geht nicht, Sie müssen fort vom Theater, aber mit dem Fleckſieden ist's auch nichts, dazu hat die Milli keine Neigung, wir müssen daher an einen dritten Stand denken und ich meine, Sie thun am klügsten, sich an die Geige zu halten. Sie haben den „Kasperl als Primgeiger“ gespielt, versuchen wir's einmal, ob wir nicht den Wenzel Wuk als Primgeiger zur Aufführung bringen. Ich habe bereits meine Idee darüber, ich werde Sie bei Mozart einführen, ich hab' bei ihm einen Stein im Brett, er wird Ihnen an die Hand gehen und da kann's nicht fehlen.

Ach, Herr Rindum, erlauben Sie mir, Sie Vater zu nennen und Ihnen dankbarst die Hand zu küssen.

Schon gut, schon gut. Wenn Sie den Kasperl abgeschüttelt haben, lassen Sie sich bei uns sehen. Gott befohlen!

Wenzel hätte nach seiner Entfernung jubeln und springen mögen, so glücklich fühlte er sich, da fiel ihm plötzlich die Fuhrmannin ein und er murmelte: Arme Direktorin, sie wird eine böse Miene zu dem neuen Spiel machen, es thut mir leid um sie, ich bin ihr zu Dank verpflichtet, allein was kann ich thun? es muß sein, vielleicht findet sich ein Zucker, ihr den bitteren Trank zu versüßen.

Sechzehntes Kapitel.

Der Schiffzieher und seine Gattin.

Adele Baillou, die Fee, der Engel, die Zauberin, befand sich in einer ängstlichen Spannung.

Ihre Situation war eine gefährliche, somit eine peinliche geworden und durch wen? Durch Pierre, ihren Gatten.

Seit dem flüchtigen Besuche des Fürsten beschäftigte sie das Ereigniß mit dem Rubinenschmuck.

Die kostbaren Edelsteine sollten ihr Verderben herbeiführen.

Adele war bereits zur Kenntniß der ganzen Affaire zwischen der Fürstin und der Lieferantin gelangt, sie wußte, daß Nemeschy als Verkäufer des Schmuckes vor die Polizei geladen, daß er aber nicht erschienen war.

Wo befand er sich?

Hatte Pierre die Stadt und das Land verlassen — Mittel besaß er genug dazu — dann gab es noch, wie Adele meinte, eine Möglichkeit, sich zu behaupten; die unglückliche Frau wußte eben nicht, daß durch die Affaire Petrowich-Rosalie, welche zu eruiren sie mitgeholfen hatte, der Boden unter ihren Füßen unterminirt war.

Sie machte sich gefaßt, wegen des Schmuckes Auskunft geben zu müssen und hatte die Angabe bereit, sie habe ihn dem Baron Nemeschy zum Verkaufe übergeben.

Ihr Vertheidigungsplan, wie sie ihn im Geiste entwarf, war auf die Abwesenheit Pierre's basirt, und da man allezeit was man wünscht, auch glaubt, so schlug die Ansicht von der Flucht ihres Gatten immer tiefere Wurzeln.

Aus dieser Täuschung wurde sie durch ihren Verbündeten Otto Ruckmann gerissen, der ganz bestürzt zu ihr kam und ihr mittheilte, Nemeschy habe wieder das Landhaus in Baumgarten zum Zufluchtsorte gewählt und verlange nach ihm, Ruckmann, um sich mit ihm zu besprechen.

Er weilt also noch immer hier! rief Adele, von dieser Hiobspost nicht minder aufgeregt wie der Agent.

Ich sagte es Ihnen schon bei unserer ersten Besprechung, setzte sie klagend hinzu, daß er nicht ruhen wird, bis er sich und uns in's Unglück gestürzt.

Ruckmann ballte die Faust und rief: Er soll es nicht, das Landhaus soll sein Grab werden!

Die Drohung fand Anklang bei Adele, hatte sie doch schon früher mit dem Agenten den Plan gefaßt, Pierre in eine Falle zu locken und nun war er selbst hineingegangen.

Wohl selten dürften zwei Personen mit so gleichartigen Empfindungen sich zu einem Unternehmen vereiniget haben.

Adele und Ruckmann waren durch das Erscheinen des Schiffziehers in ihrer Existenz bedroht worden, damals fühlten sie Furcht vor ihm und Abscheu.

Mittelst der ersteren zwang er sie zu schweigen, wandelte auf seiner verbrecherischen Bahn fort und beschwor die Gefahr über sich und über sie herauf.

Der Abscheu Beider, die sich in solcher Weise bedroht sahen, verwandelte sich in Haß und Wuth.

Sie stimmten wie in Allem auch darin überein, daß, um sich von dem entsetzlichen Menschen zu erlösen, zu dem Entsetzlichen gegriffen werden müsse.

Er will den Schauplatz nicht verlassen, sagte Adele, wohlan, er soll bleiben und hier verschwinden.

Nun begann man das „Wie" zu besprechen und die

Verbündeten entwarfen gemeinschaftlich einen Plan, an dessen Ausführung ohne Verzug gegangen wurde.

Worin dieser Plan bestand, soll der Leser erfahren, indem wir die Handlung dramatisch sich abspielen lassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man wird sich der Beschaffenheit des Landhauses in Baumgarten noch erinnern.

Dort befand sich noch Alles in der früheren Verfassung, im Hofe Türk, der Fanghund an der Kette, im Hinterstübchen die kurzsichtige nnd stocktaube Magd Dorothea, in der Vorderstube, von wo man mittelst zehn Stufen nach der thurmartigen Erhöhung, die „Aussicht" genannt, gelangte, hatte sich wieder der wackere Baron von Nemeschy einquartiert.

Der Schiffzieher lag auf dem Sofa ausgestreckt nnd erwartete seinen Freund Ruckmann.

Sein Ideengang war ungefähr folgender: So nahe dem Ziele und heute ist es bereits verschwunden. Der Baron Nemeschy hat seine Rolle ausgespielt, nun heißt es wieder eine Umgestaltung vornehmen und neue Plane erfinden. Diese verdammte Klein, die mich eben so betrog, wie den Leihamtskassier, brachte mir zum zweiten Male Schaden und an ihr liegt es nicht, wenn sie mich nicht mitreißt. Sie und die Tante Margarethe, der ich alle Qualen des Schiffzuges an den Hals wünsche, versetzten mich in die Bedrängniß. In diesem Weibe steckt eine Hölle von List und Schlauheit, welcher Satan mag sie von Stadt Steier herab beschworen haben? Ich habe das Loch in der Thüre zu spät entdeckt und wurde belauscht. Die Feilhauerin weiß von meinen Wunden und schöpfte Verdacht, das verrieth mir ihr Blick, dazu die Vorladung von der Polizei, wobei die Feilhauerin die Hände im Spiele hat, es blieb mir nichts übrig, als mich zu salviren. Ruckmann muß nun horchen, wie die Dinge in Wien stehen, wenn sich der Sturm gelegt haben wird, wage ich mich wieder in's offene

Meer, dießmal werde ich mich wieder französisiren, der Muttersprache zu Liebe, die Sprache der Jugend bleibt dem Menschen durch's ganze Leben die liebste und angenehmste.

Wir führten diesen Monolog an, um darzuthun, daß die Gefahr den Unternehmungsgeist Pierre's nicht gelähmt hatte, daß seine Zuversicht und sein Muth nicht gebeugt waren.

Der erwartete Agent fand sich ein und spielte die im Voraus festgesetzte Rolle.

Unglücklicher, fuhr er den Flüchtling barsch an, was machst Du hier?

Ich ruhe aus, antwortete der Andere gelassen.

Von Deinen Thaten!

Was weißt Du von meinen Thaten?

Ganz Wien spricht davon.

Das ist sehr schmeichelhaft.

Unseliger, Du kannst noch scherzen?

Bah, soll ich etwa klagen, und den Kopf verlieren wie Du? Was spricht man? laß hören.

Die Geschichte mit dem Rubinenschmucke ist in aller Leute Munde.

Meinst Du den, welchen ich an die Oppenheim verkaufte?

Den meine ich und keinen anderen. Der Schmuck wurde von dem Fürsten Neuberg bei dem Juwelier Mack gekauft, die Fürstin wußte davon, und wähnte ihn für sich bestimmt. Die Lieferantin erschien mit dem Schmuck im Theater, die Fürstin erkannte ihn, glaubte in ihr die Nebenbuhlerin zu sehen, und es gab Skandal. Die Jüdin, um sich zu rechtfertigen, nannte Dich als Verkäufer und der verhaftete Hofrath Kriegl bestätigte es. Die Polizei, mit der Untersuchung beauftragt, will nun wissen, wie Du zu dem Schmucke gelangt bist?

Nemeschy schüttelte den Kopf und versetzte:

Die Verwicklung ist mir unangenehm. Indessen erblicke ich darin keine besondere Gefahr für mich. Meinst Du, daß die Polizei nicht auch andere Dinge von mir zu erfahren wünscht?

Ja wohl. Das ist nicht Alles.

Ich dachte mir's, sprich weiter.

Man redet in der Stadt von noch einer Affaire, in welcher Du zu meiner größten Verwunderung wieder eine Rolle spielst.

Der Schiffzieher schaute den Agenten mit erweiterten Augen an und sagte: Was soll das für eine Rolle sein?

Der Sohn des Leihhausbeamten Dietrich, auf dessen Veranlassung Rosalie Klein verhaftet wurde, hat den Baron Nemeschy an der Seite der Fabrikantenstochter gesehen und hat bei der Polizei angezeigt, daß er in dem Baron Nemeschy jenen Menschen erkannt habe, welcher im Vereine mit der Klein an dem Unglücke seines Vaters Schuld trage, der aber damals den Namen Petrowich trug.

Der Schiffzieher ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen und rief: Hund von einem Bettelstudenten, wenn ich ihn antreffe, gleichviel wo, zertret' ich ihn wie einen Wurm. —

Ruckmann stellte sich erstaunt und noch mehr erschreckt und rief: Peter, ist es möglich, daß Du auch dabei betheiligt warst? Davon wußte ich ja kein Sterbenswörtchen —

Der Schiffzieher entgegnete mürrisch: Lassen wir das bei Seite, ich befinde mich nicht in der Laune, über Dinge zu deliberiren, die hinter mir liegen, mir macht die Gegenwart genug zu schaffen.

Wer hat diese Kalamität heraufbeschworen? Warum hast Du, nachdem Du 30,000 Gulden für die Edelsteine einnahmst, nicht das Weite gesucht?

Der Schiffzieher versetzte: Weil ich der Baron Nemeschy war und nicht Otto Ruckmann.

Und selbst jetzt noch, fuhr dieser fort, warum zögerst Du? Was hast Du hier noch zu hoffen?

Nemeschy zuckte die Achseln und antwortete: Mein Schiff ist leck geworden, ich leugne es nicht, indessen gebe ich den Gedanken es zu retten noch nicht auf. Ich rechne dabei auf Dich —

Auf mich, nimmermehr, thu' was Du willst, ich betrete dieses Haus nicht wieder, Du hast mich ohnedem schon verrathen.

Otto, Du sprichst ein hartes Wort, ich weiß nichts von einem Verrath, erkläre Dich.

Der Leser wird in der Szene, so weit sie bis jetzt vorgeschritten, die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden wissen, und die Absicht, die Ruckmann damit verband, leicht errathen.

Der Agent, zur Erklärung aufgefordert, beeilte sich, sie zu geben.

Heute Morgens, begann Ruckmann, erschien eine Dame in meiner Wohnung, die sich mir als Adele Baillou präsentirte und Deine Adresse zu wissen verlangte. Ich entsann mich wohl, daß ich diese Frau auf Deinen Wunsch auf der Redoute verfolgt hatte, allein ich hielt nichtsdestoweniger zurück und leugnete, den Baron Nemeschy zu kennen. Darauf hin wurde Madame böse und sagte: Ich ersuche Sie, mir gegenüber jede Verstellung bei Seite zu setzen. Wenn Sie den Baron Nemeschy nicht kennen, so wird Ihnen vielleicht Peter Müller bekannt sein.

Auf meine Frage, wie sie dazu kam, das zu erfahren, gab sie mir die Auskunft, Du selbst habest sie, im Falle sie Deine Adresse benöthigen sollte, an den Agenten Ruckmann gewiesen.

Das ist wahr, murmelte Pierre, es geschah bei Gelegenheit meines Eintreffens, damals konnte ich nicht wissen, welche Wendung meine Geschäfte nehmen würden.

Ich habe also ein Recht zu behaupten, daß Du mich verrathen hast.

Diese Madame Baillou, tröstete ihn der Schiffzieher, ist uns nicht gefährlich, von ihr hast Du nichts zu besorgen.

Woher kennst Du sie, was hast Du mit ihr zu schaffen?

Das sind Dinge, die Du nicht zu wissen brauchst.

Meinst Du? Wozu mußte ich die Wohnung im Nachbarhause, welche an jene der Baillou stieß, miethen? Du hast, wie der Augenschein mich lehrte, die Mauer durchbrochen und Madame bestohlen —

Und sie schwieg und ließ mich gewähren. Daraus folget, daß sie Gründe hat, mich zu schonen, das genüge Dir. Was wollte sie eigentlich von Dir?

Ich sagte Dir es ja schon, sie begehrte Deine Adresse.

Wozu?

Sie behauptet, in dringender Angelegenheit mit Dir sprechen zu müssen.

Der Schiffzieher besann sich, da er auf Ruckmanns aktive Hülfe wenig mehr rechnen konnte, so glaubte er die Unterstützung seiner Frau in Anspruch nehmen zu können und gestattete Jenem, den Wunsch der Dame zu gewähren.

Damit erfüllte er die geheime Absicht seiner Gegner, welche diese Szene ersonnen hatten, um Madame Baillou nach dem Landhause zu bringen, ohne daß in dem Schiffzieher eine Ahnung ihres Einverständnisses mit Ruckmann erwachte.

Die Dunkelheit hatte die Gegend bereits umflort, als Adele, zum Manne verkappt, in dem Landhause eintraf.

Türk schlug an, Pierre wurde aufmerksam und blieb auf der Huth.

Die junge Frau trat in die Stube, deren dicht geblendete Fenster von außen nicht erkennen ließen, daß sie durch eine brennende Kerze erhellt war.

Die Angekommene warf sich wie erschöpft in einen Armsessel und sagte: Ich bin fast entathmet, der Weg ist weit.

Sie kommen doch nicht zu Fuße?

Außerhalb der Linie verließ ich den Wagen, Ihre Lage ist wahrhaftig nicht geeignet, bei Ihnen vorzufahren.

Nach einer Pause im Tone des Vorwurfs: Es hat Ihnen also nicht genügt, mich bereits einmal um das Glück meines Lebens betrogen zu haben, Sie ruhten nicht, bis es ein zweites Mal geschah.

Ich beuge mein Haupt vor Ihrem gerechten Vorwurfe, antwortete Pierre, entschuldige mich jedoch damit, daß in meinem Willen nichts Böses lag. Hätte ich die Verhältnisse gekannt, die mit dem Schmucke obwalteten . . . . .

So würden Sie mit dem Verkaufe vorsichtiger gewesen sein, fiel ihm die Dame höhnisch in's Wort, doch genug von dem, was sich nicht mehr ungeschehen machen läßt. Sie kennen die Situation und ich frage Sie, was gedenken Sie nun zu beginnen?

Der Schiffzieher versetzte: Vorläufig halte ich mich verborgen —

Und wenn es Ihnen gelingt, sich einer Verhaftung zu entziehen, was dann?

Dann werde ich mich nach Ungarn begeben, versetzte Pierre mit einem Tone, welcher erkennen ließ, daß er an seine eigenen Worte nicht glaubte.

Adele stellte sich, als halte sie die falsche Münze für echt und fuhr fort: Sie hegen demnach nicht die Absicht, mich zu verderben?

Ich verwahre mich dagegen, als ob ich sie je gehabt hätte.

In diesem Falle übergeben Sie mir jenes Dokument, welches meine Freiheit gefährdet.

Befände ich mich bereits in Sicherheit, ich würde keinen Anstand nehmen, es zu thun, vorläufig jedoch muß ich das Falsifikat behalten, es bildet meine einzige Garantie gegen einen Verrath von Ihrer Seite.

Ihre Angabe ist ein bloßer Vorwand, Sie wissen recht wohl, daß Sie von mir nichts zu besorgen haben, während

im Gegentheile ich keinen Moment vor Ihrer Tücke sicher bin. Sie haben sich durch Verbrechen in Gefahr gebracht und werden, abgesehen daß ich bereits Schaden litt, mich ganz unglücklich machen. Mein Entschluß ist gefaßt.

Pierre spitzte die Ohren und fragte mit erheuchelter Gleichgültigkeit: Was gedenken Sie zu thun?

Was man in einer Situation wie die meinige thun muß. Durch die Schmuckaffaire bin ich kompromittirt.

Durch wen?

Durch den Fürsten Neuberg. Von der Polizei gedrängt, mußte er bekennen, die Edelsteine mir verehrt zu haben, damit ist mir die Möglichkeit entzogen in Wien meine bisherige Stellung zu behaupten. Zu diesem Umstande gesellt sich nun noch die Gefahr, die mir von Ihnen droht, um nun außer der Existenz nicht auch noch die Freiheit einzubüßen, werde ich mindestens letztere zu retten versuchen.

Der Schiffzieher erschrack.

Die Flucht Adele's beraubte ihn des von ihr gehofften Beistandes und entzog sie seinem Einfluße, während sie aus sicherer Ferne noch immer in der Lage war, ihre Pfeile nach ihm zu senden.

Die Nachtheile waren zu offenbar, um ihnen nicht vorzubeugen.

Pierre sah ein, die Saiten zu straff gespannt zu haben, ein zur Verzweiflung getriebener Gegner, der nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren hat, ist doppelt gefährlich, dem Uebel mußte daher durch einen Vergleich gesteuert werden, — wir sagen Vergleich, da Pierre das Falsifikat herauszugeben nicht gewillt war.

In Folge dieses Entschlusses begann er sich seiner Gattin in allerlei Windungen des Gespräches zu nähern, bediente sich eines zuredenden freundschaftlichen Tones, verschwendete Versprechungen und Betheuerungen und rückte endlich mit seinem Vorschlage heraus, welcher dahin ging, Adele möge ihre Abreise verzögern, ihn von der Lage der Dinge in

Wien in Kenntniß setzen und wenn diese in der That so gefährlich geworden, daß Pierre nur durch eine Flucht sich zu retten vermöge, so werde er diese antreten und seiner Gattin das Falsifikat übergeben.

Madame Baillou ging dem Anscheine nach mit Widerstreben den Vergleich ein, im Grunde ihres Herzens aber jubelte sie, denn thatsächlich dachte sie Wien nicht zu verlassen, sondern wollte sich mit Pierre, ohne daß es ihm auffiel, auf guten Fuß setzen, sein Vertrauen gewinnen und ihn dann im Vereine mit dem Agenten für immer unschädlich machen.

Nachdem die beiden Gatten sich zu gegenseitiger Unterstützung geeinigt hatten, verließ Adele das Landhaus und eilte fort in der Richtung gegen die Stadt.

Eine kurze Strecke außerhalb Baumgarten harrte eine geschlossene Kalesche, die sie bestieg.

In dem Wagen saß Otto Ruckmann, welcher sie begleitet hatte, um das Ergebniß der Zusammenkunft zu ererfahren.

Nun, fragte er, was haben Sie ausgerichtet?

Es ist Alles nach Wunsch gegangen, versetzte Madame Baillou, die fingirte Abreise verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht, er zeigte sich nachgiebiger und versprach bei gestiegener Gefahr abzureisen.

Und Sie glauben daran?

Es fällt mir nicht ein. Wir bleiben unserem Vorhaben getreu. Ich habe heute erreicht, daß ich das Landhaus zu jeder Zeit betreten kann, ohne daß Pierre Verdacht schöpft, ich werde zwei Tage verstreichen lassen, und dann die Nachtzeit zum Besuche wählen. Sie müssen mich begleiten und ohne daß Pierre es merkt, in das Landhaus zu gelangen trachten. Bei dieser Gelegenheit werden wir uns von dem Unhold befreien. Die Details des Planes will ich erwägen, und Ihnen übermorgen mittheilen. Bis dahin vermeiden wir es, uns zu sehen, wir müssen vorsichtig sein, ich habe gewisse

Physiognomieen wahrgenommen, die dem Hause, wo ich wohne, eine auffallende Aufmerksamkeit widmen. Dieß ist auch der Grund warum ich zu diesen nächtlichen Gängen Männerkleidung wählte.

Der Agent versprach sich ebenfalls der nöthigen Vorsicht zu befleißen.

Auf dem Glacis angelangt, verließen Beide den Miethwagen, gingen noch eine kurze Strecke mit einander, Stunde und Ort des nächsten Zusammentreffens festsetzend und schieden dann, entgegengesetzte Richtungen einschlagend, um in ihre Wohnungen zu gelangen. Sie wähnten unbemerkt ihre Bahn zu wandeln, sie irrten sich; der schlaue Fuchs findet in dem Jäger seinen Meister, der glatte Aal entschlüpft der nackten Hand, ist sie aber klug bekleidet, entgeht er seinem Schicksal nicht.

Auch die schöne Zauberin fand ihren Jäger und die vorsichtig bekleidete Hand.

Siebzehntes Kapitel.

Der Amtsdiener Luchs beginnt seine Operation.

Herr Hofrath von Beer befand sich in seinem Bureau, als der alte Luchs, sein Faktotum, eintrat.

Wie man sich erinnern wird, hatte der Polizeidirektor diesem die Eruirung des Verhältnisses zwischen Madame Baillou und dem Baron Nemeschy aufgetragen und er erschien nun vor dem Chef, um Rapport zu erstatten.

Herr Hofrath, begann der Amtsdiener — diese Charge bekleidete Luchs — ich komme, gehorsamst zu melden, was ich Alles entdeckt habe.

Laß Er hören. Er macht ein vergnügtes Gesicht, das läßt schließen, daß Er Wichtiges in Erfahrung gebracht.

Ich kann, ohne arrogant zu sein, sagen, daß dem wirklich so ist.

Er hat also wirklich einmal Glück gehabt?

Wie es beliebt, Herr Hofrath. Es ist für unsereins sehr traurig, daß man alleweil unsere Erfolge dem Glück in die Schuhe schiebt, während die Mißerfolge jedesmal dem Unverstand in Rechnung gebracht werden. Hätt' ich nichts erreicht, so würde es geheißen haben: „Er ist und bleibt ein bornirter Kopf!“

Luchs, Er fängt an empfindlich zu werden, in Seiner Stellung kann Ihm das nur schaden.

Um Vergebung, Herr Hofrath, ich diene achtundzwanzig Jahre, wenn meine Stellung noch immer die eines Amtsdieners ist, so ist das sehr traurig, aber nicht meine Schuld. Ich schmeichle mir, namentlich zur Zeit der Keuschheitskommission, Material gesammelt zu haben —

Nun ja, seine Verwendbarkeit ist nicht zu leugnen, man wird auch sehen, was sich thun läßt, es ist ja noch nicht alle Tage Abend —

Bei mir, Herr Hofrath, ist der Abend, ich meine den Lebensabend, schon da. Ich fürchte, die Nacht wird mich noch als Amtsdiener treffen und darob ein finsteres Gesicht machen.

Herr von Beer lachte und sagte: Nur Geduld, lieber Luchs, es wird schon besser werden. Er hat vorhin Seinen Verstand in Schutz genommen, während ich Sein Glück hervorhob. Damit befindet Er sich im Irrthume. Man belohnt nicht die weisen Feldherrn, sondern die glücklichen. Was nützen Geist, Wissen und andere gute Eigenschaften, wenn man kein Glück hat. Mir ist ein dummer Kerl, dem

Alles gelingt, schätzenswerther, als ein Philosoph, der einen Bock um den anderen schießt. Ich betrachte es daher als eine der größten Schmeicheleien, wenn ein Höherer zu mir sagt: „Herr Hofrath, Sie haben Glück!“

Luchs zuckte die Achseln und versetzte: Es ist möglich, daß ich als Hofrath auch so denken würde, als Amtsdiener bin ich anderer Ansicht, das Gehirn richtet sich nach der Charge, daher mag auch der Spruch entstanden sein: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand —

Da aber Verstand ohne Glück nichts nützt, so gibt es trotzdem der Unbrauchbaren eine Menge in den Aemtern. Er sieht demnach, daß meine Ansicht immer die richtige bleibt. Jetzt aber kommen wir zur Sache. Was hat Er eruirt?

Madame Baillou steht mit dem Agenten Otto Ruckmann in Verbindung, ich sah sie einmal ihn besuchen und ein zweites Mal bemerkte ich wieder, daß er zu ihr in's Haus ging.

Die junge, schöne Dame wird doch mit dem alten häßlichen Patron in keinem zarten Verhältnisse stehen?

Auch ich glaubte desgleichen nicht supponiren zu sollen, und schloß demnach, daß die Verbindung andere Zwecke haben müsse. Ich glaube, sie auch gefunden zu haben. Eines Abends verfolgte ich Madame Baillou und zwar zu Wagen bis nach Baumgarten. Sie begab sich in ein abseitiges Häuschen und als ich am anderen Tage Erkundigungen im genannten Orte einzog, sagte man mir, jenes Landhaus gehöre dem Agenten Ruckmann.

Ah, machte Herr von Beer und wirbelte sich vergnügt die Hände.

Auf seine Frage, ob Ruckmann und Madame Baillou dort zusammen getroffen? antwortete Luchs: Das war nicht der Fall, auch hielt sich Madame dort nicht lange auf, sie hatte offenbar einen Besuch abgestattet.

Wem?

Luchs zuckte die Achseln und versetzte: Wer kann das wissen!

Er soll es wissen! rief der Hofrath eifrig.

Ich werde es eruiren, allein Alles auf einmal geht nicht in den Korb. Ich forcire Nachforschungen ungern, denn man verdirbt oft mehr damit, als man gewinnt. In dem besagten Landhause befindet sich ein wachsamer Hund, der jeden Fremden auf dreihundert Schritte Entfernung signalisirt. Angenommen, es befindet sich nun in dem Landhause Jemand verborgen, zum Exempel, der gewisse Baron Nemeschy, so wird er, wenn man sich von der einen Seite nähert, auf der anderen entfliehen.

Wir werden das Haus umstellen.

Am Tage kann man sich dem Hause nicht ungesehen nähern und des Nachts hat der Gegner mehr Vortheile wie wir und dann, warum sollte man wegen eines einzelnen Menschen eine Kompagnie Soldaten strapaziren. Ich glaube eine viel bequemere und zuverlässigere Methode gefunden zu haben.

Laß Er hören.

Ruckmanns Landhaus befindet sich unter der Obhut einer alten Magd, die stocktaub und kurzsichtig ist. Diese Person, welche Dorothea heißt, kommt täglich zum Metzger um Fleisch einzukaufen, auf diese Magd basirt sich mein Unternehmen.

Setz' Er mir Seinen Plan auseinander.

Um Vergebung, Herr Hofrath, man setzt sich erst an die Tafel, wenn die Speisen fertig sind, die meinige ist noch nicht ausgekocht. Gestern war Madame Baillou wieder in dem Landhause und zwar als Mann verkleidet. Der Kutscher des Miethwagens sagte mir später, sie sei von einem Herrn begleitet gewesen, der den Wagen nicht verließ, sondern vor dem Orte ihre Rückkehr abwartete. Die Personsbeschreibung ließ mich in dem Herrn den Agenten Ruckmann erkennen. Dieser Mensch ist also offenbar mit

im Spiele, nur weiß man nicht, wie weit er verflochten ist, da er sein eigenes Landhaus nicht betrat. Zur Ausführung dessen, was ich vorhabe, benöthige ich zwei handfeste, schlaue Polizeisoldaten, die sich als Landburschen verkleiden werden. Diese Polizeisoldaten bitte ich mir auf einige Tage zur Disposition zu stellen und ich hoffe mit ihrer Hülfe einen glücklichen Fang zu machen.

Seine Idee, die verdächtige Sippschaft in corpore zu fassen, hat unleugbare Vortheile, sie beseitigt mit Einem Schlage alle Ausreden und Ausflüchte, und verkürzt den Prozeß. Ich billige sie daher, meine jedoch, es dürften zwei Mann zu wenig sein.

Um Vergebung, Herr Hofrath, nicht die Quantität, die Qualität macht's, ich werde mir die Subjekte aussuchen —

In's Himmels Namen, handle Er nach Gutdünken, aber sei Er auf der Hut, damit Ihm sein Glück treu bleibe.

Der alte Amtsdiener machte seine Verbeugung und entfernte sich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

An demselben Nachmittage spazierten drei Männer auf der Straße gegen Baumgarten.

Sie trugen die schlichten Kleider des Landes, ihr Aeußeres entsprach ihren Gewändern.

Es war der alte Luchs und die beiden verkleideten Polizeisoldaten.

Der Amtsdiener ging gemüthlich zwischen den selbstgewählten Gehülfen einher.

Wir werden also in Baumgarten förmlich einquartiert? fragte der größere der Soldaten.

So ist es, mein lieber Stock, versetzte Luchs, damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß Ihr Euch auf die faule Haut legen könnt. Es wird Euch in dem Hause, wohin ich Euch bringe, nichts abgehen, aber Ihr werdet wachsam bleiben müssen Tag und Nacht.

Habt Ihr den Leuten die Einquartierung schon angesagt? fragte der andere Soldat.

Ja wohl, mein lieber Kipfl, versetzte Luchs, das Unternehmen erheischte es, die Leute in's Vertrauen zu ziehen, und das ist meinerseits bereits effektuirt. Ihr dürft das Haus nicht verlassen, Euere Anwesenheit muß ein Geheimniß bleiben.

Und Ihr, Herr Luchs, werdet Ihr uns verlassen?

Ihr werdet von mir Instruktionen erhalten, worauf auf's Pünktlichste zu achten, was ich thun werde, geht Euch nichts an. Ihr müßt Euch die Affaire beiläufig so vorstellen: Ich bin die operirende Truppe, Ihr Beide bildet meinen Sukkurs, sobald Ihr gerufen werdet, müßt Ihr kommen.

Ich bin kurios, sehr kurios, sagte der, welcher Kipfl hieß.

Es wird mir lieber sein, wenn Ihr die Kuriosität bei Seite setzt und die Attention zur Hand nehmt. Ah, da ist die Hütte, treten wir ein.

Die verkleideten Soldaten folgten ihrem Führer.

Mein lieber Ringelmann, sagte Luchs zu dem Bauer, dem die Hütte gehörte, da bringe ich die beiden Studenten, von denen ich mit Euch gesprochen. Habt Ihr die bewußte Stube hergerichtet?

Ja, Herr Luchs.

Ich möcht Euch loben, da Ihr aber dafür bezahlt werdet, so wär' das Lob hinaus geworfen, ich aber verschwende nichts, nicht einmal Worte. Ihr steckt das Geld ein und ich behalte mein Lob. Während der Zeit, so diese beiden kaiserlichen Diener hier verweilen, werdet Ihr ihnen täglich zwei Mahlzeiten verabreichen und Brot so viel sie verzehren. Essen können sie nach Lust, dagegen trinken dürfen sie nur Wasser. Wehe Euch, wenn Ihr ihnen Wein, Bier oder gar noch Schlimmeres verabreicht. Noch mehr, Ihr müßt invigiliren, daß die Studenten keine Spirituosen in's Haus schleppen, überhaupt, daß Keiner von ihnen das Haus verläßt. So, mit Euch bin ich vorläufig fertig, nun wend' ich

mich an Euch! Hier ist die Stube, wo Ihr wohnen werdet. Tretet an's Fenster, was seht Ihr dort?

Ein kleines Landhaus.

Ihr habt doch Beide gesunde Augen und seid auch nicht harthörig?

Wir sehen und hören gut.

Euere Väter haben ihre Schuldigkeit gethan und verdienen dafür eine Remuneration. Selbiges Landhaus ist der Gegenstand Euerer Wachsamkeit. Ich habe deßhalb diese Hütte zum Observatorium gewählt, weil man von hier aus das Thor des Landhauses im Auge hat. Ihr werdet nun am Tage aufpassen, ob und wer in jenes Haus hinein oder aus demselben herausgeht. Des Nachts, könnt Ihr wohl nichts sehen, trotzdem aber muß der Posten besetzt bleiben und es wird auf den Ton meines Signalpfeifchens gewartet. Sobald Ihr dieses hört, springt Ihr Beide aus dem Fenster und kommt mir auf's Eiligste zu Hülfe. Das Nämliche thut Ihr auch, wenn ich das Signal am Tage gebe. Wie Ihr sehet, habe ich in diese Stube nur ein schmales Bettlein stellen lassen, so daß nur Einer von Euch darauf ausruhen kann, denn der Andere muß stets auf dem Posten am Fenster bleiben. Die Ablösung geschieht von zwei zu zwei Stunden und das Fenster bleibt Tag und Nacht besetzt. Noch Eins. Wie die Spirituosen verbiet' ich Euch auf's Strengste jeden Verkehr mit Frauenzimmern. Im Hause gibt's keine, die Euch zu Bösem verleiten könnte, aber es kann vorkommen, daß eine oder die andere Dirne an dem Wachtfenster vorbei, über's Feld geht; laßt jede passiren, ohne sie anzusprechen, eine mündliche Unterhaltung trägt Beiden, selbst wenn nur Einer das Verbot überschreitet, fünfundzwanzig ein, daß ich damit keine Dukaten meine, werdet Ihr begreifen; solltet Ihr Euch zu Weiterem als zu bloßer Konversation hinreißen lassen, so garantire ich Euch Vierzig, ja, je nach dem Vergehen kann die Zahl sogar auf Sechzig steigen. Die nämliche Taxe gilt auch bei dem Genusse von Spiritu-

ofen, der Spitz wird mit Vierzig, ein ausgewachsener Rausch mit Sechzig gebüßt. Habt Ihr mich vörstanden?

Vollkommen, Herr Luchs.

Dann darf ich beruhigt von dannen und an meine Arbeit gehen. Ihr bleibt von jetzt ab Euch selbst überlassen. Haltet die verborgenen Waffen in Stand und seid zu jeder Stunde des Signals gewärtig. Ich versehe mich, daß Jeder seine Schuldigkeit thue.

Damit verließ er die Stube und die Hütte.

Stock und Kipfl, das waren die Namen der verkleideten Polizeisoldaten, blieben zurück, der Erstere bezog die Wache am Fenster.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht brach heran, Luchs, ohne sich weiter um seine Gehülfen zu bekümmern, hatte sich in der Vorderstube bei Ringelmann einlogirt und berathschlagte mit diesem die Ausführung eines Vorhabens, welches den Anfang seines Operationsplanes bildete.

Es handelte sich nämlich darum, den Hund im Landhause zu beseitigen.

Ich kann mich nur schwer entschließen, einem Vieh ein Leid anzuthun, sagte Luchs, allein, wo es das Beste des Dienstes erheischt, dort nehme ich keine Rücksicht. Der Hund muß fort aus der Welt. Er führt ohnedem nur ein Hundeleben und verliert am Ende nicht viel. Das Pulver, mit dem ich mich vorgesehen, wirkt ausgezeichnet, er wird nicht lange leiden. Ein paarmal gezuckt und gestöhnt und aus ist's.

Ich weiß wohl, versetzte Ringelmann, daß man ein Vieh so schnell wie einen Menschen vergiften kann, allein wie wollt Ihr es dem Hunde beibringen?

Ich werde ein Stückchen gekochten Fleisches einpfeffern —

Und das gedenkt Ihr über die Planke in den Hof zu werfen? Es wird nicht gehen. Versucht es nur, und Ihr werdet hören, daß Türk einen Höllenlärm schlägt, wenn Ihr Euch dem Hause nur auf zweihundert Schritte nähert.

Es ist wahrscheinlich, daß Ihr Recht habt, versetzte der Amtsdiener, es ist aber auch möglich, daß der Hund einmal seine Schuldigkeit nicht thut, darum kömmt es auf einen Versuch an.

Der Bauer schüttelte den Kopf und erwiederte: Der Adam hat's auch versucht in den Apfel zu beißen und der Versuch hat ihm übel bekommen.

Mein lieber Ringelmann, mit der Bibel in der Hand hat noch Niemand einen Spitzbuben erwischt. Wenn ich in der Kirche bin, halte ich mich an die Bibel, im Dienste jedoch ziehe ich es vor, die Instruktionen zu observiren und meinen praktischen Erfahrungen zu folgen. Darum will ich Euch ein für alle Male gebeten haben, mir in Euerer Eigenschaft als Bauer und nicht als Bibelkundiger beizustehen. Wir werden die eilfte Nachtstunde abwarten und dann versuchen, uns dem Landhause zu nähern. Es sind nur zwei Fälle möglich, entweder der Hund wittert uns oder nicht. Bellt er nicht, so werfen wir ihm das Gift vor die Schnauze —

Wenn er aber bellt, und er wird es, ich wette meinen Kopf gegen eine taube Nuß, was dann?

Ringelmann, laßt es Euch gesagt sein, sintemalen der Mensch nur einen Kopf hat, soll er damit nicht hazardiren. Sobald der Hund sich meldet, machen wir stracks Halt, und werfen ihm das gepfefferte Fleisch aus der Ferne in den Hof.

Ich möchte wissen, wie Ihr das auf eine solche Weise effektuiren wollt?

Das will ich Euch gleich sagen. Denkt einmal zurück an die Zeit, als Ihr noch ein Bürschlein wart, wie habt Ihr damals Steine in die Ferne getrieben?

Mittelst der Schleuder. Nun versteh' ich Euch, Ihr wollt es machen, wie der König David dem Goliath.

Seid Ihr schon wieder mit der Bibel da? Der Kukuk soll Euch holen! Türk ist kein Goliath und Ihr seid kein David, selbst wenn Ihr die schönste Harfe zwischen die Beine nehmet.

Ihr seid aber doch durch die Bibel auf den Einfall gerathen?

Meine eigene Praxis hat mich darauf gebracht und die ist mein altes und neues Testament. Wir werden also das bestreute Fleisch an einen Stein binden und diesen mittelst einer Schleuder nach dem Hofe des Landhauses spediren. Zur Vorsorge werden wir uns mit Einem Wurfe nicht begnügen, sondern drei nacheinander abfeuern —

Das Alles ist meinethalben zweckmäßig, wie aber wollt Ihr erfahren, ob der Hund angebissen hat oder nicht?

Ringelmann, Ihr müßt die gute Meinung nicht verscherzen, die ich bisher von dem Bauernverstande gehegt. Ich lasse die einfältige Frage unbeantwortet, Ihr werdet schon sehen, wie ich mir von der Wirkung der Schleuderwürfe die Ueberzeugung verschaffen werde. Jetzt genug der Worte, sucht einen tüchtigen Stock und macht eine Schleuder daraus.

Ringelmann hörte zwar nicht auf kopfzuschütteln, that aber doch, wie ihm Luchs geheißen.

Es mochte eilf Uhr sein, als Beide die Hütte verließen und sich dem Landhause vorsichtig zu nähern anfingen.

Die Nacht war heiter und frisch, die Umrisse der Hofumzäunung des Landhauses traten aus der Dunkelheit hervor.

Auf eine Entfernung von zweihundert Schritten angelangt, hörten sie das erste Zeichen von Türk's Wachsamkeit.

Der Amtsdiener, ohne sich zu besinnen, schleuderte hinter einander drei vergiftete Fleischstückchen nach dem Hofe, und zog dann seinen Begleiter mit sich zu Boden, indem er ihm zuflüsterte: Jetzt legen wir uns auf den Bauch!

Das hatte nun bei dem hageren Luchs keine Schwierigkeit, wohl aber bei Ringelmann, der sich eines bedeutenden Leibumfanges erfreute.

Teufel, murmelte er, ich ersticke, ich kann nicht auf dem

Bauch liegen bleiben, Vater Noah hatte doch auf dem Rücken gelegen, als er sich den Rausch angezecht.

So legt Euch auf dem Rücken, Ihr Bibelfresser und zählt die Sterne droben, damit Euch die Zeit nicht lange werde. —

Ringelmann machte von der Erlaubniß Gebrauch.

Nach einigen Minuten murmelte er: Um Gott, wie lange werden wir noch liegen bleiben?

Ich hab' Euch befohlen, Ihr sollt Sterne zählen und das Maul halten.

Der auf dem Rücken hingestreckte Bauer begann wieder nach oben zu stieren und schwieg.

Nach einer abermaligen längeren Pause begann Ringelmann abermals: Satan soll mich holen, wenn ich einen vernünftigen Grund dafür finde, daß wir hier auf naßkalter Erde wie die gebundenen Kälber, liegen, es wäre denn, daß wir uns als Opfer ansehen, bestimmt auf den Altar gelegt und von den Flammen verzehrt zu werden.

Ein Schaf mögt Ihr sein, versetzte Luchs ärgerlich, aber für ein Opferlamm seid Ihr zu feist. Wir haben uns niedergelegt, um die Wirkung des Giftes abzuwarten und da vorauszusehen ist, daß der Hund sich im Sterben nicht ganz ruhig verhält und ein oder mehrere Menschen im Hofe sich befinden, so mußten wir uns doch ihrer Aufmerksamkeit entziehen.

Wie aber, wenn der Hund Euere Bescheerung gar nicht verzehrt hat?

Das wird sich zeigen, sobald wir uns erheben und uns dem Hause abermals nähern. Noch einige Minuten und wir werden es thun.

Der Amtsdiener gab nach einer abermaligen Frist das Zeichen dazu.

Gottlob, murmelte der Baumgartner, ich bin erlöst, lange hätt' ich's nicht mehr ausgehalten.

Haltet Euere Plaudertasche und kommt!

Beide schlichen behutsam vorwärts, kein Laut störte die Stille.

Teufel, murmelte Ringelmann, wir stoßen bereits mit der Nase an die Planke und drinnen rührt sich nichts.

Das ist ein Beweis, antwortete der Amtsdiener, daß der Hund unschädlich gemacht ist. Wißt Ihr nun, wie ich mich von der Wirkung der Schleuderwürfe überzeugt habe?

Jetzt weiß ich's. Noah sandte einen Raben aus der Arche, um zu erfahren, ob die Wasser gefallen sind.

Ich aber hab's klüger angestellt, ich bin selbst gegangen und hab' das Rabenvieh mitgehen lassen, um nöthigen Falls Jemanden zur Seite zu haben, der „Hülfe!“ krächzt. Die Vorsicht war überflüßig, es ist Alles nach Wunsch gegangen, wir können daher ruhigen Gemüthes heimkehren und uns zu Bette begeben. Für mich wird es morgen zu thun geben, ich bedarf daher der Ruhe, um meine alten Knochen zu stärken.

Nach Allem, was ich heute erlebt habe, wundere ich mich . . .

Worüber, Ringelmann, worüber?

Daß Ihr im Dienste so alt geworden und noch immer nichts seid.

Das will ich Euch erklären. Hätt' mein Hofrath mich nicht brauchen können, so würde er, um mich los zu werden, für mein Fortkommen gesorgt haben, weil er sich aber auf mich verlassen kann, ließ er mich sitzen. Uebrigens irrt Ihr, wenn Ihr meint, ein Amtsdiener sei nichts. Unsereins ist nicht viel, aber etwas gilt man doch. Ich hab' keine Muße, Euch das auseinander zu setzen, denn heute muß ich schlafen und morgen stehen mir wichtigere Dinge bevor. Bescheidet Euch daher, bis mich wieder eine Aktion nach Baumgarten führt. Nun sind wir zur Stelle, nun gehen wir zu Bette.

Fünfzehn Minuten später lagen Beide in den Armen des Schlafes.

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Operation des Amtsdieners.

Am nächsten Vormittage, ungefähr um die achte Stunde trippelte Dorothea, die Hüterin des Ruckmann'schen Landhauses, mit dem Körblein am Arme gegen Baumgarten.

Wie täglich wollte sie auch heute zum Metzger gehen, um Fleisch einzukaufen.

Die taube Alte hatte ihr Ziel noch nicht erreicht, als ihr ein Mann entgegentrat, sie an der Hand faßte und ihr durch eine ausdrucksvolle Pantomime zu verstehen gab, sie müsse ihn begleiten.

Dieser Mann war der Gemeindediener von Baumgarten und handelte im Auftrage des alten Luchs.

Dorothea, die obrigkeitliche Person kennend, nahm keinen Anstand, ihr zu folgen.

Der Wächter — man gestatte uns die lokale Bezeichnung für die angedeutete Charge — führte die Magd in das Haus Ringelmanns, wo der Amtsdiener der Polizeidirektion ihn in einer Stube erwartete.

Als der stämmige Wächter mit Dorothea eintrat, sagte Luchs: Ihr habt also den Vogel gefaßt, und wie ich hoffen will, ohne Aufsehen zu erregen.

Sie ist mir willig gefolgt und Niemand hat es bemerkt.

Sie scheint keine renitente Person zu sein! urtheilte Luchs, die Verhaftete fixirend.

Der Wächter versetzte: Ich kenne sie nicht näher. Unbedingt möchte ich ihr indessen nicht trauen, die Tauben sind meist jähzornig und boshaft.

Ringelmann, ein Zeuge dieser Szene, glaubte auch seine Ansicht aussprechen zu müssen und sagte: Sie sieht mürrisch und trotzig d'rein, ist durch Kurzsichtigkeit gezeichnet und es steht geschrieben: Hütet Euch vor den . . . .

Haltet Euern Brotladen geschlossen, fuhr ihn Luchs an, Ihr seid da, um zu hören, nicht aber um d'rein zu reden.

Meine Herren, begann jetzt die Alte, welche die Anwesenden der Reihe nach angestiert hatte und was sie sprachen zu erlauschen sich bemühte, es wird schon spät, ich muß Fleisch kaufen und wenn ich's nicht bald an's Feuer stelle, kocht es sich bis zu Mittag nicht weich.

Luchs vergaß einen Moment, daß er eine Taube vor sich habe und sagte: Meine Liebe, Sie wird heute kein Fleisch kochen und morgen auch nicht und wer weiß ob Sie überhaupt je wieder dazu kommt?

Der Wächter schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte: Schade um jedes Wort, sie hört ja nichts.

Es wird vielleicht doch möglich sein, sich ihr verständlich zu machen, meinte Luchs und begann zu schreien: Wie heißt sie?

Keine Antwort.

Er brachte seinen Mund nahe an ihr Ohr und schrie ihr die nämliche Frage hinein.

Dorothea zuckte die Achseln und murmelte: Ich höre ja nichts.

Ringelmann ergriff wieder das Wort und sagte: Wer nicht hört, muß fühlen, so steht es geschrieben.

Seid barmherzig, rief der Amtsdiener ärgerlich und quält mich nicht mit Eueren abgedroschenen Sprüchlein.

Man hat ohnedem eine schwierige Amtshandlung vor sich mit einer verkrüppelten Person und nun mischt Ihr noch Galläpfel in den Trank!

Was soll mit der Alten geschehen? fragte der Wächter, dem Hader ein Ende machend.

Die Alte wird in den Kotter geführt und bleibt dort, bis man sie von Wien aus abholt. Ehe Ihr sie aber fortbringt, muß sie ihre Kleider hier lassen.

Teufel, es wird Mühe kosten, ihr das begreiflich zu machen, murmelte der Gemeindediener.

Sowohl Luchs als der Wächter begannen nun alle möglichen Pantomimen zu produziren, um der Tauben zu verstehen zu geben, sie müsse ihre Haube, ihr Korsett, Kleid, Vortuch u. s. w. ausziehen.

Dorothea hörte nicht auf mit dem Kopfe zu schütteln und murmelte: Ich möcht' nur wissen, was sie von mir wollen?

Der Amtsdiener verlor die Geduld und begann bei der Alten den Dienst eines Kammermädchens zu verrichten.

Haube und Vortuch wurden zwar unter Staunen aber ohne merkliche Opposition beseitigt, als es aber an's Korsett ging, begann die Alte Lärm zu schlagen, schrie Zetter und Wehe und wehrte sich auf's Tapferste.

Zum Henker, rief Luchs, die Hexe wird doch nicht glauben, man treibe von Amtswegen Ungebührliches mit ihr?

Wer kann wissen, was sie sich denkt, was sie befürchtet? bemerkte der Wächter, sie ruft in einem fort: Ich will nicht!

Das alte Donnerwetter muß wollen, so wahr ich Gottlieb Luchs heiße, ich muß ihre Kleider haben.

Wartet, rief Ringelmann, ich habe einen guten Einfall, ich werde Euch aus der Noth helfen.

Damit rannte er hinaus und kehrte gleich wieder

mit Weibergewändern zurück, die seiner zweiten Hälfte gehörten.

Nun fiel es nicht schwer, der Alten zu bedeuten, daß sie diese Kleider statt der ihrigen anziehen könne.

Lassen wir sie allein, rief der Wächter, sie wird schneller zu Stande kommen.

Die drei Männer begaben sich hinaus.

Das wird heute eine Hauptheze geben, lachte der Wächter.

Heze? Warum?

Man wird die Alte für die Ringelmann ansehen und im Orte wird es heißen, diese sitze im Kotter.

Der Bauer, seine Willfährigkeit bereuend, wollte zurück in die Stube, um das Uebel zu verhüten, Luchs vertrat ihm jedoch den Weg und sagte: Die Kugel ist aus dem Lauf, jetzt läßt sich's nicht mehr ändern. Es gibt über das gute Gewissen allerhand trostreiche Sprüche, sucht einen heraus und labt Euch daran, aber im Stillen, wenn ich bitten darf, oder zum Mindesten nicht in meiner Hörweite. Die Hexe wird mit ihrer Toilette wohl schon fertig sein, Ringelmann, guckt doch hinein.

Ich will nicht, rief der Bauer zornig, Ihr seid die Obrigkeit, ich gönne Euch den Anblick.

Luchs zuckte die Achseln und erwiederte: Im Dienste gibt es nichts Häßliches, in der Aktion ist Alles schön.

Damit öffnete er die Thüre — Dorothea war bereits umgekleidet.

Wächter, thut Euere Schuldigkeit! befahl Luchs.

Der Gemeindediener führte die Taube nach dem Kotter.

Was nun? fragte der Bauer den Amtsdiener.

Nun werde ich die Kleider der Dorothea anziehen und Ihr müßt mir dabei behilflich sein.

Ringelmann traute seinen Ohren nicht, er hätte gerne aufgelacht, aber er fürchtete, den alten Mann zu beleidigen.

Daß die Metamorphose des Amtsdieners viele Hindernisse zu überwinden hatte und sehr mühselig zu Stande kam, brauchen wir nicht erst zu betheuern.

Dem Bauer verging jede Heiterkeit als er gewahrte, daß Luchs einen Dolch im Busen verbarg und eine doppelläufige Pistole, nachdem er sich von deren Schußfertigkeit überzeugt hatte, in eine Tasche des Faltenrockes schob.

Der Amtsdiener besah sich nach allen Seiten, richtete sich die Haube zurecht, nahm Dorothea's Korb und sagte zu Ringelmann: Ich bin mit der Maske zufrieden, nun kann ich's versuchen auf Eroberungen auszugehen, und meiner Treu, ich hoffe deren zu machen. Sagt meinen Studenten drüben, sie sollen sich in Bereitschaft halten, der Sturm werde bald losgehen.

Den trippelnden Gang der alten Magd nachahmend, bewegte er sich gegen das Landhaus des Agenten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Plan des Amtsdieners bestand darin, sich vorerst der Person, die sich im Landhause verborgen hielt, zu bemächtigen.

War dieß geschehen, so gedachte er mit den beiden Soldaten geheimen Besitz von dem Hause zu nehmen, den Verbündeten des Verhafteten aufzulauern und sie ebenfalls festzunehmen.

Der verkappte Luchs war darauf vorbereitet, im Gehöfte Jemanden anzutreffen und mit ihm in einen Kampf zu gerathen, zu seiner großen Verwunderung fand er jedoch die Thüren offen und keine lebende Seele im Hause.

Eine Umschau, die er mit vorsichtig spähender Haltung vornahm, ließ ihn zuvörderst den todten Hund gewahren, der mitten im Hofe ausgestreckt dalag.

Der arme Türk, er hatte seine Genäschigkeit mit dem Leben bezahlen müssen.

Vom Hofe aus schlich Luchs nach der Vorderstube.

Der Zustand, worin sie sich befand, ließ allsogleich

erkennen, daß sie bewohnt sei, allein es fand sich kein Merkmal, welches zu einem Schlusse auf die Person des Bewohners berechtiget hätte.

Luchs untersuchte das Bett, hob jedes Papierstückchen auf, guckte in die Tischlade, vergebens, er entdeckte nichts.

Die Küche und die Hinterstube zeigten auch nichts Außergewöhnliches, daß letztere von Dorothea bewohnt wurde, bewiesen ein Spinnrad, ein Strickbeutel und einzeln umherliegende Stücke von Frauengarderobe.

Die alte Magd, murmelte der verkappte Amtsdiener, muß eine fleißige Person sein, und wenn ich in Betracht ziehe, daß sie taub und fast blind ist, so gelange ich zum Schlusse, daß sie keine Mitwisserin des Hausherrn ist, sondern von ihm, ohne daß sie es wußte, zu geheimen Zwecken benützt wurde.

Luchs bestieg auch die Aussicht, lugte umher, schüttelte sinnend den Kopf und kam endlich zu einem Schlusse, der ganz falsch war.

Der Spitzbube hat die Nacht außer Hause zugebracht und wird im Laufe des Tages heimkehren. Leute dieses Gelichters, wollen das Leben genießen, und dazu ist die Einsamkeit nicht geeignet; er begab sich also nach der Stadt, treibt sich dort, wer weiß wo, herum und wird vermuthlich Mittags zurück kommen. Seine Abwesenheit kommt mir erwünscht, denn nun kann ich meine beiden Gehülfen herbeirufen und sie hier verbergen.

Der Amtsdiener zog sein Signalpfeifchen hervor und ließ das verabredete Zeichen ertönen.

Gleich darauf kamen die verkleideten Soldaten über's Feld gerannt.

Luchs begab sich in den Hof, um sie zu erwarten.

Stock und Kipfl, als sie das vermeintliche Frauenzimmer sahen, waren schon daran, es zu fassen, als sie den Alten an der Stimme erkannten.

Beide brachen in ein unmäßiges Lachen aus.

Was gibt's da zu lachen? begann dieser unwirsch, im Dienst gibt's nur Ernst und keinen Scherz.

Ihr seht als altes Weib gar zu g'spaßig aus.

Mir ist wahrhaftig nicht lächerlich zu Muthe, ich hab' das Nest leer gefunden. Der Vogel ist indessen nur ausgeflogen, um sich auswärts zu erheitern. Wir werden uns das Vergnügen machen und ihn in seinem Neste erwarten. Nun wollen wir unsere Dispositionen treffen. Ich werde die Rolle der alten Magd fortspielen und mich in der Hinterstube aufhalten. Ihr begebt Euch hinauf nach der Aussicht, und avisirt mich, sobald Ihr Jemanden gewahrt, der sich dem Hause nähert.

Wie wird es mit dem Mittagsmahl aussehen? fragte Stock, da Ihr den Dienst der Magd verseht, so müßt Ihr darauf Bedacht nehmen.

Ihr seid wohl rechte Feinschmecker, meinte Luchs, Ihr sollt an das Gericht denken, so ich Euch bereiten werde. Ich will Euch gedünstete Schindelnägel vorsetzen mit Zucker und Zimmt bestreut. Jetzt macht, daß Ihr hinauf kommt.

Die Soldaten begaben sich nach der Aussicht, Luchs ging in die Hinterstube.

Wo befand sich mittlerweile der Baron von Nemeschy?

Wann und warum verließ er das Landhaus?

Der Schiffzieher hatte die Nacht über geschlafen und ahnte nicht, daß sich die Verfolger bereits hinter ihm auf seiner Fährte befanden.

Als er am Morgen erwachte, begab er sich in den Hof und sah Türk hingestreckt, mit verglasten Augen und Schaum um die Schnauze.

Der Hund war am Abende vorher noch vollkommen gesund gewesen, sein gäher Tod mußte daher mehr als auffallen.

Pierre starrte das Thier an und murmelte: Es leidet keinen Zweifel, Türk wurde vergiftet!

Das Ereigniß erfüllte den Schiffzieher mit Schrecken.

Der Hund leistete ihm die Dienste einer treuen Wache, die jede Gefahr schon aus der Ferne signalisirte, ohne Türk konnte das Landhaus umstellt und des Nachts überfallen werden.

Abgesehen von der Gefahr, die aus der Beseitigung des Hundes erwuchs, ergab sich aus der Thatsache noch eine weitere Folgerung, welche auf's Klarste darthat, daß Nemeschy hier keinen Augenblick mehr sicher sei.

Der Zweck, den man mit der Vergiftung des Hundes verband, litt keinen Zweifel. Wer aber hatte sie bewerkstelligt?

Ein Fremder konnte sich dem Hause nicht nähern, ohne daß Türk Lärm schlug, da aber Pierre nicht aus dem Schlafe geweckt worden war, so mußte die Vergiftung von Jemanden vollbracht worden sein, den der Hund kannte und bei dessen Herankommen er nicht bellte. Das konnte offenbar nur Ruckmann sein.

Sollte der Agent wieder einen Anschlag auf mein Leben führen? dachte Pierre, es muß so sein, sonst ließe sich die Beseitigung des Hundes nicht erklären!

Der Schiffzieher erwog seine Lage und fand, daß er das Landhaus verlassen müsse.

Ich bin hier doppelt bedroht, räsonnirte er, von außen ist's die Polizei, die nach meiner Freiheit, und im Innern ist's mein Verbündeter, der mir sogar nach dem Leben trachtet. Die erstere Gefahr kann ich von mir nicht abwenden, ich bleib' ihr überall ausgesetzt, der letzteren jedoch kann ich mich entziehen und ich wäre ein Thor, wenn ich es unterließe. Ruckmann hat großes Interesse, mich bei Seite zu schaffen, meine Gattin nicht minder, sollte auch sie die Hände mit im Spiele haben? Ich besitze keine Anzeichen dafür, die Möglichkeit dessen ist jedoch vorhanden. Besäße ich Gewißheit davon, ich würde dem Pärchen einen

Streich spielen, an den es zeitlebens denken müßte. Vorerst fort von hier und dann will ich sehen, was zu thun ist.

Die Tageshelle war noch nicht vollends angebrochen, als der Schiffzieher das Landhaus schon im Rücken hatte.

Er verließ es, indem er rückwärts die Planke übersetzte und nahm den Weg gegen das Gebirge.

Der im Ringelmann'schen Hause Wache haltende Soldat hätte seine Flucht nicht wahrnehmen können, wenn es auch bereits vollkommen licht gewesen wäre.

Wir können dem Entflohenen nicht folgen, die Ereignisse im Landhause des Agenten erheischen unsere Gegenwart. Was den Schiffzieher betrifft, werden wir ihn zu unserer Ueberraschung an einem Ort wiederfinden, wo wir ihn am allerwenigsten gesucht.

Der verkappte Amtsdiener wartete auf die Wiederkehr des Subjektes, dem er nachstellte, Stunde um Stunde verstrich und Niemand ließ sich sehen.

Luchs begann in seiner Ansicht zu schwanken.

Ungeduldig und ärgerlich ging er aus einer Stube in die andere, und dann wieder zur Abwechslung in den Hof.

Er strengte den Geist zu allerlei Kombinationen an und hatte das Unglück, daß ihm die zunächstliegende nicht einfiel; gerade Jene, die zu klug sein wollen, sehen oft den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Als auch der Nachmittag zur Rüste ging, und sich noch immer Niemand sehen ließ, sank die Hoffnung des alten Mannes fast unter den Nullpunkt hinab und er begann an seinen Abzug zu denken.

Sollte ich mich in allen meinen Vermuthungen und Berechnungen getäuscht haben? murmelte er vor sich hin, es wäre das erste Mal in meinem Leben, deßhalb fällt es mir schwer, daran zu glauben. Sollte es aber dennoch sein, dann muß ich mich mit dem Spruche trösten, daß irren menschlich ist. Heute Nacht bleib' ich noch hier und wenn's bleibt, wie es ist, zieh' ich morgen in aller Früh ab und zwar auf

Seitenwegen, damit die Baumgartner nicht mit Fingern auf mich weisen. Es wird mir zwar schwer fallen, mich mit leerer Hand meinem Hofrathe zu präsentiren, allein das Muß ist ein bitteres Kraut, welches man nicht versüßen kann, ich werd' es also hinabwürgen!

Luchs war somit auf das Schlimmste gefaßt, das Schicksal jedoch gefiel sich, ihn zu überraschen.

Seine Entsagung, seine Ergebung wurden belohnt, die Baumgartner hatten keinen Grund, auf ihn mit Fingern zu weisen, er sollte sich dem Hofrathe von Beer mit vollen Händen präsentiren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als die Dunkelheit hereingebrochen war, rief Luchs seine beiden Gehülfen von der Aussicht herab.

Am Tage, sagte er, hatte das Verweilen oben einen Zweck, des Nachts, wo man mehr auf das Gehör beschränkt ist, ist's unten vortheilhafter, weil man das Ohr an den Boden legen und horchen kann. Bleibt somit hier, wir werden uns zuverläßig alle Drei auf die faule Haut legen können, denn zu thun wird's nichts geben, ich hab' aller Hoffnung entsagt.

Während der verkappte Amtsdiener seiner Resignation Worte lieh, drang plötzlich von außen das Geräusch von Schritten herein.

Luchs zuckte zusammen, ein freudiger Schreck durchfuhr ihn. Ein Verschmachtender kann bei dem Anblick einer frischen Quelle nicht mächtiger erregt sein.

Luchs faßte die Soldaten an den Armen und sie von sich drängend, murmelte er ihnen zu: Kriecht unter's Bett und haltet Euch ruhig!

Stock und Kipfl befolgten die Weisung.

Der Amtsdiener setzte sich an's Fenster und lauschte.

Der Angekommene begab sich nach der Vorderstube und da die Dunkelheit ihn zu sehen verhinderte, so fragte er: Peter, wo bist Du?

Da Peter Müller, an den diese Frage gerichtet war, keine Antwort gab, so wurde sie noch lauter wiederholt, so daß Luchs sie hören konnte.

Also Peter heißt der, welcher hier verborgen war, dachte er, eine Vermuthung mehr, daß wir es mit dem entsprungenen Schiffzieher Peter Müller zu thun haben.

Luchs irrte sich nicht. Der Angekommene war Otto Ruckmann.

Da er auf seine Frage keine Antwort erhielt, zog er rasch ein Feuerzeug aus seiner Tasche, entzündete einen Schwefelfaden und dann eine kleine Blendlaterne.

Hierauf durchsuchte er die Stube, die Aussicht, ohne seinen gefährlichen Gast zu finden.

Sollte der Satan endlich die Flucht ergriffen haben? murmelte er vor sich hin, den Entschluß hätte ihm ein guter Geist eingegeben, denn die heutige Nacht wäre seine letzte gewesen.

Um sich Gewißheit zu verschaffen, begab sich der Agent zu Dorothea.

Das Licht der Blendlaterne beleuchtete nur einen Theil der Stube, und da Ruckmann sie zufällig seitwärts gewendet trug, blieb das Gesicht des verkappten Amtsdieners im Dunkeln.

Der Agent stellte nun an die Taube pantomimisch die Frage, wo der Gast sei? und gestikulirte mit der freien Hand, damit die Geberde vervollständigend.

Der Verkappte zuckte die Achseln und antwortete ebenfalls pantomimisch: Ich weiß es nicht!

Der Agent, sei es, daß ihm die Gestalt der Magd verändert erschien, oder daß er gewohnt war, von ihr angesprochen zu werden, begann Verdacht zu schöpfen und drehte die Laterne so, daß der vermeintlichen Magd das Licht in's Antlitz fiel.

In demselben Augenblicke sah er sich gegenüber die Mündung einer schußfertigen Pistole und der Amsdiener

rief ihm zu: Keinen Laut und keine Bewegung oder Ihr seid des Todes!

Was ist das? Wer seid Ihr? stotterte der Bedrohte.

Wer ich bin? werdet Ihr schon erfahren, was das ist? Diese Frage ist zu lächerlich, um sie zu beantworten.

Räuber, Diebe . . .

Macht Euch nicht lächerlich! Von Raub und Diebstahl ist meinerseits keine Rede, wohl aber von einem Spitzbubenfang.

Packt ihn — heischte er den mittlerweile unter dem Bette hervorgekrochenen Soldaten zu, worauf diese den Agenten rückwärts faßten.

Ruckmann zitterte wie Espenlaub und blickte zerstört und wie geistesabwesend vor sich hin.

Er fühlte den Schlag, der ihn traf, ohne zu begreifen, woher er kam.

Habt Ihr auch Ihn? wagte er zu fragen.

Luchs erwiederte: Was bedient Ihr Euch des unbestimmten „Ihn?“ Meint Ihr, ich wisse nicht, wer hier gewohnt und wem Euer Besuch gegolten hat? Nennt also immerhin den Namen Peter Müller, mir verrathet Ihr ihn nicht, weil ich ihn ohnedem weiß.

Wo ist meine Magd?

Dorothea ist im Kotter zu Baumgarten gut aufgehoben und wird morgen nach Wien ausgeliefert.

Während dem wurden dem Agenten die Hände rückwärts gebunden.

Versprecht Ihr Euch ruhig und still zu verhalten? fragte Luchs, in diesem Falle erlasse ich Euch die Pein, welche ein in den Mund gesteckter Knebel verursacht.

Ich verspreche Alles, martert mich nur nicht.

Seit die Folter abgeschafft ist, werden Inquisiten nur noch von ihrem bösen Gewissen gemartert. Setzt Euch dort in die Ecke auf den Boden, Stock, Ihr haltet einstweilen

Wache und wenn er einen Laut von sich gibt, steckt ihm den Knebel in den Mund.

Der verkappte Amtsdiener zündete nun eine Kerze an und befahl dem anderen Soldaten, draußen auf der Lauer zu bleiben.

Es wird höchst wahrscheinlich noch eine Person sich einfinden, sagte er, Ihr laßt sie eintreten und haltet Euch ruhig, bis sie im Hause ist, dann erst folgt Ihr dem neuen Besuche nach.

Nicht wahr, Herr Ruckmann, wendete sich Luchs zu dem Gefangenen, wir dürfen auf noch einen Besuch hoffen?

Der Gefragte gab keine Antwort.

Ihr wollt Euere Mitschuldigen nicht verrathen, lächelte der Amtsdiener höhnisch, das mag zwar sehr kameradschaftlich sein, klug ist es jedoch nicht. Uebrigens verhehlt Ihr mir auch damit nichts, Ihr habt die bewußte Person im Miethwagen auf der Straße erwartet und seid dann an ihrer Seite nach Wien gefahren.

Da Ihr Alles wißt, murmelte der Agent, wozu bemüht Ihr Euch, mich zu fragen?

Dergleichen Fragen, antwortete der Amtsdiener, werden gethan, um die Aufrichtigkeit der Inquisiten auf die Probe zu stellen. Bei Euch scheint davon kein großer Vorrath zu sein. Daß Ihr damit Euch selbst einen schlechten Dienst erweiset, werdet Ihr leider zu spät erfahren.

Die Unterhaltung wurde von Seite des Amtsdieners nicht weiter fortgeführt, er versank in Schweigen und hing seinen Gedanken nach, die sich in Vermuthungen und neu angeregten Hoffnungen ergingen.

Es währte nicht lange, so vernahm man von außen herein wieder Geräusch.

Luchs ergriff die Blendlaterne, zündete schnell den Rest der Wachskerze darin an und verließ die Stube.

Madame Baillou, wie jüngst in Männerkleidung, be-

achtete die Magd nicht, sondern trat in die Vorderstube, wo sie Nemeschy und Ruckmann zu treffen vermeinte.

Wie man weiß, war diese Nacht zur Beseitigung des Schiffziehers ausersehen und der Agent und Adele handelten nach einem festgestellten Plane.

Als die schöne Zauberin die Stube leer fand, wendete sie sich an die vermeintliche Magd und schaute sie fragend an.

Luchs stellte die Laterne auf den Tisch und sagte: Madame, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!

Adele blickte den Amtsdiener erstarrt an, faßte sich und sagte: Sie kennen mich?

Sie sind Madame Baillou.

Dann müssen Sie auch wissen, daß Sie keinen Grund besitzen, mich zu arretiren.

Schon Ihre Anwesenheit an diesem Orte ist Grund genug dazu. Uebrigens sind das Dinge, die hier nicht erörtert zu werden brauchen. Ihre Verbindung mit Ruckmann und dem Schiffzieher wird sich aus der Untersuchung ergeben.

Wo ist Ruckmann?

Er befindet sich in der Hinterstube und ist verhindert, Sie zu empfangen.

Und Nemeschy?

Erlauben Sie mir, daß ich, statt zu antworten, eine Frage an Sie richte. Sie kamen zu Wagen? Erwartet Sie die Kalesche wieder an jener Stelle wie neulich?

Ja!

Dann wollen wir den Kutscher nicht länger warten lassen.

Luchs ordnete den Abzug an.

Die beiden Verhafteten wurden zum Gefährte und mittelst desselben nach der Stadt gebracht.

Neunzehntes Kapitel.

Beim Musikmeister Mozart.

Das Haus in der großen Schulenstraße in der inneren Stadt, welches nach der letzten Nummerirung die Zahl 853 trägt, war zur Zeit dieser Erzählung mit 846 bezeichnet, und gehörte zu eigen dem Doktor Juris Josef Camesina.

In der neuesten Zeit wurde es einem theilweisen Neubau unterzogen.

Das dem Wiener Domkapitel gehörige Nachbarhaus (heute 854, damals 847) steht noch jetzt wie damals und ist zum „grünen Baum“ beschildet.

Die erste Etage des Camesina'schen Hauses bewohnte die Familie Mozart, die im „grünen Baum“ die Familie Loibl. Beide Häuser haben nur vier Fenster Gassenfronte.

Mozart war Mozart, Herr Johann Martin Loibl war Rechnungsrath bei der ungarisch-siebenbürgischen Hofbuchhaltung.

Wolfgang Mozart und Martin Loibl waren nicht blos unmittelbare Wandnachbarn — sie hatten zu ihren Arbeitszimmern die zusammenstoßenden Eckzimmer der beiden Wohnungen gewählt, — sie waren auch gute Bekannte, Vertraute, Freunde, kurz sie waren Logenbrüder.

Beide eifrige Freimaurer, Loibl eifriger Musikfreund

und Mozart eifriger Kompositeur und Virtuos — man wird das freundschaftliche Verhältniß Beider begreifen.

Dieß vorausgeschickt, betreten wir die geräumige Wohnung des Musikmeisters. Mozart zahlte damals an jährlicher Miethe 460 Gulden, wofür man zu jener Zeit in einer Nebenstraße bequem wohnen konnte.

Es ist gerade die Erntezeit Mozarts.

So nennen wir die Fastenzeit, welche der Meister alljährlich zu seinen Subskriptionskonzerten benützte, die den Fond seiner Revenue bildeten.

In diesem Jahre waren es die Freitage, an denen die Akademien statt hatten und die Liste der Subskribenten wies Einhundert fünfzig Namen auf.

Sie gehörten der Creme der Wiener Gesellschaft an.

Prinzen, Herzoge, Fürsten, Grafen, die Gesandten der ersten Mächte, die Hautefinance und die geistigen Spitzen der Epoche.

Die Konzerte fanden auf der Mehlgrube statt, eines davon im Theater.

Wenn man erwägt, daß jedes Mozart'sche Programm mit einer oder mehreren neukomponirten Piecen ausgestattet war, und daß Mozart allemal erst, in der eilften Stunde an's Komponiren ging, so wird man begreifen, daß es auch bei ihm in der Erntezeit am meisten zu thun gab, um so mehr, da er auch in fremden Konzerten aus Gefälligkeit körperlich und geistig mitwirkte und in den Soireen der Großen spielte, so daß während der Saison sein Flügel sich fortdauernd auf Wanderschaft aus einem Salon nach dem anderen befand.

In der Wohnung des Meisters geht's lebhaft her.

Da ist vor Allem die junge liebliche Konstanze, reizend als Gattin und anbetenswerth als Mutter.

Sie macht sich viel mit einem alten Herrn zu schaffen, es ist ihr Schwiegerpapa, Herr Leopold Mozart, der von Salzburg auf die Dauer einiger Wochen zu Besuche gekom-

men war, um sich die Wirthschaft des Sohnes zu besehen und um Zeuge seiner Triumphe zu sein.

Nun ja, er sah die Wirthschaft und die Triumphe und war sogar mit der ersteren nicht ganz unzufrieden.

„Ich glaube, schrieb er am 19. März 1785 aus Wien an die Tochter Marianne, daß mein Sohn, wenn er keine Schulden zu bezahlen hat, jetzt 2000 Gulden in die Bank legen kann, das Geld ist sicher da, und die Hauswirthschaft ist, was Essen und Trinken betrifft, im höchsten Grade ökonomisch."

Dort der vielleicht siebenjährige Knabe ist ein Wunderkind, welches sich bereits als Klavierspieler öffentlich hören ließ und jetzt bei Mozart wohnte, um seinen Unterricht zu genießen.

Was an Klaviermusik in's Haus kam, mußte der „Hanns" so nannte Mozart den Knaben, dem Meister vorspielen, manchmal auch des Nachts.

Hanns erzählte noch in späten Jahren mit sichtbarem Vergnügen, wie er einmal des Nachts den Meister und die Gattin erwartet und weil sie lange ausblieben, sich auf die Stühle hingestreckt habe und eingeschlafen sei.

Endlich kamen sie nach Hause.

Stanzerl, sagte Mozart, gib dem Hanns ein Glas Wein, er muß mir noch was vorspielen.

Der Knabe trank den Wein, spielte, es mochte zwei Uhr sein, das neue Musikstück und ging dann zu Bette.

Daß wir's nicht vergessen, der Hanns war Johann Nepomuck Hummel.

Er blieb zwei Jahre in Mozart's Haus und wurde der würdige Schüler seines Meisters.

Betreten wir das geräumigste Gemach der Wohnung, wo der Billardtisch steht und wo eine kleine Gesellschaft von Herren sich am Kugelspiel ergötzte.

Ein Blondin, kaum achtzehn Jahre alt, dessen Aeußeres den Engländer verräth, nennt sich Thomas Attwood,

und war eigens aus Italien nach Wien gekommen, um Mozarts Schüler zu werden.

Ein zweiter Herr, kaum zwei Jahre älter, ist der Irländer Michael Kelly, seit anderthalb Jahren Tenorist bei der italienischen Oper in Wien, ein namentlich durch seine Mimik ausgezeichneter Komiker.

Für ihn schrieb Mozart später den Part des Basilio im Figaro.

Ein Dritter war Stefan Storace, ein Bruder der bei der italienischen Oper engagirten Primadonna Nancy Storace, er hielt sich in Wien als Kompositeur auf und war ebenfalls ein Hausfreund Mozart's.

Es wird befremden, den Meister mitten zwischen Engländern zu treffen, der Zufall hatte die Künstler zusammengeführt und dieser Zufall hätte auch beinahe den Meister der Heimat entführt, denn der Verkehr mit diesen Engländern war es, der in ihm die Idee einer Reise nach London wach rief, die er auch ohne die Opposition seines Vaters durchgeführt haben würde.

Mitten unter den Genannten bewegt sich lebhaft und anmuthig ein kleiner, voller Herr, der . . . doch, wozu bei ihm noch Worte verlieren, man kennt ihn ja aus hundert verschiedenen Porträts! Es ist Wolfgang Mozart, der kleine unansehnliche Mozart, der Alles, was mit ihm verkehrte, seine Freunde und Feinde in die Unsterblichkeit mitzog, sogar den dicken speckwanstigen zweiundsiebzig zölligen Schikaneder.

Die Herren am Billardtisch sind laut und munter, sie freuen sich, so oft die Reihe zu stoßen an Wolfgang kommt, denn jeder Stoß bei ihm ist ein Treffer, er ist als Billardspieler fast so vortrefflich, wie als Kompositeur.

Der alte, pünktliche, etwas mehr als streng haushälterische Papa, sieht das Amusement mit scheelem Auge an und murrt der Schwiegertochter zu, sie möge doch ihren

Mann erinnern, daß morgen wieder Akademie sei, und daß von dem neuen Konzert noch keine Note auf dem Papier stehe.

Gönnen wir ihm die Bewegung, antwortete Konstanze lächelnd, der Doktor hat ihm das Spiel verordnet, es ist seine Medizin. Das Konzert wird auch fertig werden, wie die andern.

Der alte Herr schüttelte mißbilligend den Kopf, er war zwar selbst ein tüchtiger Musiker, allein das Gebahren des Genies sagte seinem Naturell nicht zu, er fand es außer der Ordnung.

Konstanze, um dem Papa zu willfahren, trat in die offene Thüre des Billardzimmers und sagte: Lieber Mann, morgen ist Freitag —

Freitag? Bravo, das ist der Tag der Fische, der Schmarn und der verschiedenartigsten Strudel.

Geh', mach' keine Narretheien, Du weißt, was Du noch zu thun hast.

Mozart griff sich an das Kinn und sagte: Richtig, ich will's nicht vergessen, ich muß mich noch rasiren lassen.

Du willst es also wieder darauf ankommen lassen, daß man die noch nassen Stimmen in's Orchester bringt?

Stanzerl, Du wirst die Güte haben, ein Paar Betttücher in Bereitschaft zu halten, um den Noten die Köpfe abzutrocknen.

Du legst es also darauf an, daß ich Dich wieder ausschelte?

Ei, potz Velten, mein brav' Weiberl will mich wieder ausschelten, Stanzerl, schau, sei keine strenge Frau, laß mich auf'm Platz, ich führ' Dich in die Hatz, und wenn Sie mich schön bitten thut, geh'n wir am Charfreitag in die Redoute.

Ich seh' schon, mit Dir ist wieder nichts anzufangen.

Anfangen magst Du immer, Du bist ja ein Frauenzimmer, und diese, die Einführung ist dumm, haben anzu-

fangen das Privilegium. Lirum larum Löffelstiel, Brüderl stoßt, wir bleiben beim G'spiel.

Draußen ertönte die Glocke.

Mein Gott, noch mehr Besuch, klagte Vater Mozart, heute wird er ja gar nicht mehr zum Schreiben kommen.

Zur großen Verwunderung des alten Herrn war der Angekommene ein geistlicher Herr, dem Orden der Benediktiner angehörend, im Alter hatte er die Mitte der Dreißig überschritten.

Der Meister hatte ihn kaum erblickt, so stürzte er auf ihn zu und rief: Max, grüß' Dich Gott!

Eine herzliche Umarmung folgte der Begrüßung.

Meine Herren, wendete sich Mozart an die Engländer, ich stelle Ihnen in diesem Manne meinen Freund Maximilian Stadler vor, er ist ein Kunstgenosse, ein Kompositeur, vor dem man Respekt haben kann. Daß er Professor der Theologie war und seit einem Jahre Prior im Stift Melk ist, darüber müssen Sie als Engländer sich hinaussetzen, ich bin zwar ein Salzburger, aber ich thue es auch.

Papa, kehrte er sich zu seinem Vater, das ist der Herr Abbé Stadler, von dem ich Ihnen bereits so Manches schrieb. Doch Sie kennen ihn ja bereits, Sie haben ja auf der Herreise eine Nacht im Stifte zugebracht, es ist ein prachtvolles Gebäude, besonders der Keller.

Wie Sie hören, hochwürdiger Herr, ist mein Sohn einer jener Menschen, die nie älter werden.

Ich bin halt noch immer der Wolferl, mehr Bub als Mann. Doch wieder zu Dir, Max. Was führte Dich nach Wien?

Dein Konzert, Du weißt, daß ich jährlich wenigstens Eines hören muß.

Aha, Du machst es wie die Bauern droben, die sich jährlich wenigstens einmal schröpfen lassen. Na wart Max, Du sollst morgen Blut schwitzen vor Wonne.

Deine gute Laune hat gottlob noch nicht gelitten.

So sprach auch der Müller zum Esel, als er ihm die sechs Säcke auflud. O Max, wenn Du wüßtest, was Alles mir das Schicksal aufbürdet. Vor Allem einen Herrn Papa, dem ich verdanke was ich bin. Dann hat es mir eine Frau an den Hals gehängt, die häßlich ist wie die Nacht und böse wie weiland Xantippe, dann bescheerte es mir zwei Kinder, von denen gerade Eines schreit und dabei so fürchterlich distonirt, als hätte der Papa sein Lebtag keine Harmonielehre gekannt, damit noch nicht genug, hat mich das Geschick mit Freunden heimgesucht, die nur auf den Moment lauern, mich auszupfeifen, und wenn ich das Alles so vor mir sehe, so denk' ich mir immer, daß ich ein fürchterlicher Sünder sei, weil ich so hart büßen muß. Max, ich bitte Dich, steh' mir bei.

Stadler ergriff Mozart's Hand, führte ihn an's Klavier und sagte lächelnd: Da setz' Dich nieder und erzähl' uns Dein Glück in Tönen.

Mozart ließ sich am Flügel nieder, alle Anwesenden umgaben das Instrument.

Aufgepaßt, rief der Meister, jetzt werde ich zaubern.

Das thust Du immer, wenn Du Klavier spielst.

Keine Schmeichelei, Herr Prior, ich werde wirklich und wahrhaftig zaubern.

Er begann zu spielen und sagte: Ihr sollt die Gewalt meines Spiels kennen lernen, ehe fünf Minuten vergehen, muß ein Bedienter mit einer vollen Weinflasche zur Thüre hereinkommen. Dieser Wein wird goldfarbig sein und von ausgezeichneter Qualität. Stanzerl, hab' die Güte, sechs Champagnergläser zu besorgen, damit die Herrschaften sich von der Vortrefflichkeit des Zauberweines überzeugen.

Die junge Frau lächelte, rührte sich aber nicht von der Stelle.

Wenn ich fortginge, sagte sie, würde man an ein Ein-

verständniß zwischen mir und Dir glauben und an Deiner Zauberei zweifeln.

Frau Mozartin, Ihre Bemerkung ist so geistreich, daß ich Sie, wenn ich Sie nicht schon vor vier Jahren geheiratet hätte, sogar jetzt noch zur Gattin nähme.

Mozart fuhr fort zu spielen und klopfte dazwischen mit dem gekrümmten Mittelfinger der Linken an die Wand.

Es war dieß die Scheidewand vom Nachbarhause.

Das ist meine Zauberei, sagte der Meister, wie alle Welt sehen kann, brauch' ich keinen weitläufigen Hokuspokus.

Die angegebene Frist war noch nicht verstrichen, so erschien ein Bedienter mit einer Flasche goldfarbigen Rebensaftes und meldete: Der gnädige Herr läßt sich empfehlen und sendet was zum Anfeuchten!

Die Anwesenden brachen in ein lautes Lachen aus, sogar der ernste Leopold Mozart konnte sich dessen nicht erwehren.

Der Meister nickte dem Bedienten zu und sagte: Ich laß den gnädigen Herrn bitten, mich zu besuchen.

Frau Mozart wendete er sich hierauf an seine Gattin, jetzt befehlen Sie die Gläser zu bringen.

Nach einigen Minuten erschien der Spender des Weines, der Rechnungsrath Loibl aus dem grünen Baum.

Mozart stellte den Freund und Nachbar den Uebrigen vor, die Gläser wurden gefüllt, und der Wein fand das gebührende Lob.

Die Lösung des Zaubers war eine ganz einfache.

Die Scheidewand zwischen beiden Häusern war so dünn, daß Mozart, wenn er etwas von Loibl begehrte, nur zu klopfen brauchte.

Der Rechnungsrath durfte sich nur an die Wand setzen und er hörte jede Note, die drüben gespielt wurde.

Wenn zwischen dem Klavierspiel an die Wand geklopft wurde, so galt ihm dieß als Zeichen, daß der Meister komponire, und da schickte er jedesmal seinen Bedienten in den

Keller, indem er zu den Seinigen sagte: „Mozart kompönirt schon wieder, da muß ich ihm Wein schicken.“

Wolfgang, mahnte ihn jetzt der Vater, denk' an die Arbeit!

Thu' ich's etwa nicht, Papa, versetzte der Meister mit dem Glase in der Hand, oder glauben Sie, daß ich, während ich hier scherze und juxe, daß mein Gehirn müßig sei? Der Geist arbeitet immer, er arbeitet vielleicht zu viel und wird am Ende noch den miserablen Körper aufreiben. Es läutet schon wieder, wir bekommen noch Besuche, ich hab' heute einen glücklichen Tag.

Was seh' ich, Meister Rindum, rief er dem Eintretenden entgegen, ich heiße Sie willkommen!

Der Fleckfieder — an dessen Seite sich Wenzel Wuk befand — grüßte höflich.

Mozart stellte ihn den Anwesenden als einen Verehrer der Tonkunst und als einen Freund seines Hauses vor.

Was führt Sie zu mir, lieber Rindum?

Dieser junge Mensch, antwortete Emiliens Vater, auf Wenzel weisend.

Vermuthlich ein Anverwandter?

Bis jetzt noch nicht, aber mit der Zeit könnt' er's werden.

Ich erinnere mich, Sie besitzen eine Tochter.

So ist's, Herr Mozart, das Mädl und der junge Mensch sind in einander verliebt.

Sie sollen sich heiraten, für die Liebe ist kein anderes Kraut gewachsen.

Es wird auch nichts anderes übrig bleiben, allein es hat ein Nisi —

Was für eines?

Der junge Mensch ist noch nichts.

Er soll was werden, er wird doch etwas gelernt haben?

Er spielt die Violine.

Also auch ein Tonkünstler?

Ich möchte Sie daher bitten, lieber Herr Mozart, ihn ein wenig zu probiren, und wenn Sie glauben, daß aus ihm etwas zu machen sei, dann möchte ich ihn wohl einspannen lassen, damit er was Rechtes werde.

Nun, sagte der Meister, wir wollen gleich hören, was der junge Herr gelernt hat?

Dort liegt die Violine und da sind Noten, wir wollen einmal mit einander was spielen.

Die gewählte Piece war die für die Strinasachi*) im verflossenen April für Violine und Klavier komponirte B-dur-Sonate.

Sie erfordert einen fertigen Violinspieler, da der Violinpart kein untergeordneter, sondern ein vollkommen selbstständiger und dem Klavier ebenbürtiger ist.

Diese Sonate, erzählte Mozart der Gesellschaft, bevor er zu spielen begann, hat mich schwere Schweißtropfen gekostet. Sie meinen, als ich sie komponirte? Gott behüte, erst hinterher. Sie war für die Strinasachi bestimmt und ich versprach, sie mit ihr im Konzert zu spielen. Weiß der Kukuk, wie es kam, die Violinstimme wurde erst am Abend vor der Produktion fertig, aber es ging trotzdem gut, sehr gut. Der Kaiser war ebenfalls in der Akademie, als Alles zu Ende war, hieß es: „Mozart, schnell zu Seiner Majestät mitsammt der Sonate!“ Ich nahm, was ich vor mir hatte, und trug's hin. Meiner Treu, ich schwitzte, denn es war ein leeres Notenblatt mit Taktstrichen, von einer Klavierstimme keine Spur.

Der Kaiser, er hatte schon aus der Loge mit der Lorgnette erkannt, daß ich auswendig spielte, lachte und sagte: „Sie haben es halt wieder darauf ankommen lassen!“

---

*) Regina Strinasachi, ein hübsches munteres Mädchen, konzertirte im April 1784 als Violinspielerin in Wien unter besonderem Beifalle.

Euere Majestät, antwortete ich, was soll man thun, Jeder hilft sich, wie er kann. Doch genug des Plauderns, an die Arbeit, junger Herr!

Die Aufführung der Sonate begann.

Vom Klavier wollen wir nicht sprechen, denn es gehorchte einem Meister, was die Violine betraf so überwand Wenzel seine Befangenheit und zeigte, daß er sein Instrument zu behandeln verstand.

Ah, rief Mozart, ohne das Spiel zu unterbrechen, der junge Herr hat was gelernt, ich erkenn' die Prager Schule; aufpassen, jetzt kommt der Strudel und Wirbel, bravo, schöne Passage, hat Gefühl und Ausdruck, meiner Treu, der kann sogar sprechen auf dem Instrumente, das lernt nicht Jeder, gut, recht so, nur fort! Papa Rindum, Sie können dem Herrn das Mädl geben, es wird was werden aus ihm, nun paßt auf, nun werde ich ihn aus der Rolle werfen.

Der Meister begann sich den Anschein zu geben, als beschleunige er muthwillig das Tempo, die Noten sprudelten unter seinen Fingern hervor, die Harmonie wurde wohl nicht gestört, dagegen der Charakter des Musikstückes total verändert, aus einem Spaziergange auf sonniger Wiese wurde plötzlich ein halsbrecherischer Tanz auf einem gespannten Seile.

Wenzel lächelte, ließ sich von dem Notenschwall nicht betäuben, von den Sirenentönen nicht verlocken.

Er ist sattelfest, rief der Meister lachend, darf sich in jedes Orchester zur Primstimme setzen, und daß ihm ein solcher Platz zu Theil werde, soll meine Sorge sein, verlassen Sie sich darauf, Papa Rindum! Sapperment, draußen läutet man schon wieder, Stanzerl, Du mußt eine andere Glocke anschaffen, die jetzige beleidigt mein Ohr.

Ein neuer Besuch erschien, Mozart sprang auf und eilte dem kleinen mageren Herrn mit dem Ausrufe entge-

gen: Papa Haydn, lieber Papa Haydn, grüß' Dich Gott, willkommen, tausendmal willkommen!

Eine herzliche Umarmung der beiden Meister zeugte von der innigen Freundschaft, welche ihre Seelen verband.

Sie verstanden und würdigten sich gegenseitig, wie sie damals nur von Wenigen verstanden und gewürdigt wurden.

Wie gegen Mozart war auch gegen Haydn der Widerspruch nirgends stärker als in Wien.

Künstler und Kenner wollten sie nicht einmal als ebenbürtig, viel weniger als überlegen anerkennen.

Haydn's Humor in der Musik wurde als nicht berechtigt bestritten. Dem Kaiser Josef tändelte er in der Kammermusik zu viel, und schon gar seine Opern.

Auf Dittersdorf's Aeußerung, er habe noch kein Theaterstück von Haydn gehört, antwortete der Monarch: Sie verlieren nichts dabei, denn er macht es gerade so wie Mozart!

Haydn war glücklicher als Mozart, er errang noch bei Lebzeiten, was Jenem erst nach dem Tode zu Theil wurde; von dem Londoner Aufenthalte zurückgekehrt, fand Haydn allgemeine Verehrung, enthusiastische Bewunderung.

Während der ganzen Zeit, die Mozart in Wien verlebte, war Jener bei der Kapelle des Fürsten Nikolaus Esterhazy angestellt und wohnte in Eisenstadt; der persönliche Verkehr zwischen Beiden beschränkte sich daher auf die Urlaubszeit, die der Fürst seinem Kapellmeister öfter bewilligte.

Eine solche war's, die ihn auch jetzt nach Wien und zu dem Freunde führte.

Was die übrigen Anwesenden betraf, so übernahm es Mozart, sie mit Ausnahme Stadlers, der ein alter Bekannter Haydn's war, dem Meister vorzustellen.

Herr Leopold Mozart freute sich besonders, den Mann, den er aus seinen Kompositionen hochachten gelernt, vor sich zu sehen.

Die Ruhe und Würde des bereits mehr als fünfzig-

jährigen Meisters gefiel Herrn Leopold besser, als die lebhafte Beweglichkeit Wolfgangs. Er machte auch kein Hehl daraus.

Haydn mißbilligte den Tadel und sagte: Lassen Sie Ihren Sohn toben und treiben, er ist junger Wein, schmeckt aber schon jetzt besser wie mancher alte. Ich glaub's gerne, daß er nicht einmal ruhig sitzen bleibt, wenn der Friseur ihn bearbeitet, dieß ist nun einmal sein Temperament und ohne dieses wär' er bei allem Geist kein Mozart.

Bravo, Papa, rief Mozart dem Freunde zu, nimm Dich meiner an, wenn Du auf meiner Seite stehest, nehm' ich es mit der ganzen Welt auf, sogar mit der wälschen Bande. Mein eigener Herr Vater ist gerade wie das Wiener Publikum: dem Einen ist meine gebogene Nase nicht recht und doch paßt gerade zu diesem Gesicht diese Nase, der Andere findet mein Ohr zu lang, was thät' ich mit einem kürzeren? Mein Herr Vater will, ich soll anders leben. Ich soll arbeiten wie Mozart und leben wie Diogenes, zum Kukuk, was mache ich mit einem leeren Faß? Was ich schreibe, ist mozartisch und warum? Weil ich bin und lebe, wie ich eben sein und leben muß. Meine Stanzerl warf mir neulich vor, daß ich komponire als ob ich Briefe schriebe, ohne Instrument, es soll ein Anderer solche Briefe schreiben, wir wollen erwarten, welchen Effekt sie machen. Meinem Herrn Vater arbeite ich zu wenig, während ich mich placke und abmühe, um das arme Leben zu gewinnen. Ja freilich, das geb' ich zu, würde ich noch mehr schaffen, dürfte ich nur solche Musik machen, wie ich kann und will, aber ich muß bei jeder Note denken: „Wird das dumme Volk es verstehen?" oder „Wird der schlechte Musikant es herausbringen?" Da soll der Henker komponiren. Wenn so ein großer Herr zu mir sagte: „Mozart, schreibe Du mir, was Du willst, aber so gut Du kannst, Du kriegst von mir keinen Kreuzer bevor Du fertig bist, hernach aber kauf' ich Dir jedes Manuskript ab und sollst Du damit nicht umgehen dürfen, wie ein Frat-

schelweib.“ Dann solltet Ihr den Mozart hören! O Gott, wie es mich traurig macht, und dann wieder wild und grimmig, daß Keiner so spricht und da ist es kein Wunder, daß Manches geschieht, was sonst nicht geschehen würde.

Wahr gesprochen, sagte Stadler, es ist eine Schmach, daß Du noch dastehst ohne Anstellung, während Stümper in der unverdienten Gunst sich sonnen. Ach, könnt' ich doch jeden Musikfreund, besonders die Großen Deine Arbeiten würdigen lehren, könnt' ich ihnen musikalischen Verstand eingießen, damit sie Dich verstehen und begreifen, sie würden untereinander wetteifern, Dich zu besitzen. Doch es ist noch nicht aller Tage Abend gekommen, ich setze große Hoffnung auf die Zukunft —

Ich auch, erwiederte Mozart begeistert, die Zukunft, Papa Haydn, gehört uns und darum bringen wir ein „Vivat“ der Zukunft.

Die gefüllten Gläser klangen, Mozart trank das seinige zur Neige und eilte dann an's Klavier, um seinem Herzen durch die Tonsprache Luft zu machen.

Die ganze Gesellschaft lauschte der wunderbaren Musik, Haydn vergoß Thränen und sagte: „Das geht an's Herz, an das Klavierspiel werde ich denken, so lang ich lebe!“

Es war zehn Uhr Nachts als man sich trennte.

Alle gingen zur Ruhe, nur Mozart durfte nicht daran denken.

Weiberl, sagte er, die junge Frau zärtlich am Kinn fassend, bevor Du zu Bette gehest, machst Du mir ein Punscherl, nur ein Glas, nicht mehr, dann kannst Du in Gottes Namen den Schlaf suchen, ich werde Dich nicht mehr stören.

Mozart, setzte sich an den Schreibtisch, das Klavier-Konzert in C-dur war die Frucht seiner nächtlichen Arbeit.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Geschichte des Kabinets-Konzipisten Günter. Satisfaktion.

Seit der Affaire des geheimen Kabinets-Konzipisten **Günter** und der Madame **Eskeles** hatte in Wien kein Privat-Ereigniß so allgemein von sich reden gemacht, als der Konflikt zwischen der Fürstin Neuberg und der Lieferantin Rahel Oppenheim.

Beide Ereignisse gegeneinander gehalten, lassen eine gewisse Aehnlichkeit nicht verkennen, obgleich das letztere rein privater Natur war, während bei dem ersteren politische Motive einwirkten.

Diese waren es auch, welche alle damaligen Journale und Zeitungen veranlaßten, sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen.

Die Begebenheit ist an und für sich so interessant und für die Regierung Kaiser Josefs so charakteristisch, daß wir sie hier mit einfließen lassen, erwähnen jedoch ausdrücklich, daß wir dabei den rein geschichtlichen Boden nicht verlassen. Wozu auch? Wo die Thatsachen Romane sind, braucht die Fantasie sie nicht erst zu erfinden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Valentin Günter wurde 1743 im Eichsfelde geboren und von seinem Vater, einem Wollenzeug-Fabrikanten zum

Advokaten bestimmt. Er studierte in Heiligenstadt, dann in Erfurt. Brandschäden und Kriegsunglücksfälle machten das väterliche Vermögen zusammenschmelzen, so daß Günter, um der Mutter mit seinen akademischen Bedürfnissen nicht lästig zu fallen, nach Wien ging, wo er im Kampf mit den Bedürfnissen des Lebens seine Studien unter Sonnenfels und Martini fortsetzte.

Graf Oktavian Sinzendorf, Großprior des Malthesererordens, lernte den jungen Menschen zufällig kennen und nahm ihn als Kanzellisten zu sich; der Tod des Grafen löste dieses Verhältniß und Günter kam hierauf als Sekretär zum Grafen Rüdiger von Starhemberg, der eben im Begriffe stand, die egiptische Handelskompagnie zu errichten und dem jungen Manne, der alle europäischen Sprachen verstand, die Korrespondenz anvertraute.

Später ging die Direktion der Kompagnie an den Grafen Batthiany über und mit ihr der unentbehrliche Günter.

Hier war er einige Jahre, als Graf Wenzel Zinzendorf ihn zum Sekretär verlangte.

Günter nicht geneigt, sich wie einen Sklaven abtreten zu lassen, nahm die Stelle erst an, als Batthiany ihn versicherte, sein Platz bei der Kompagnie solle ihm jederzeit offen gehalten bleiben. Er kehrte jedoch darauf nicht zurück, sondern wurde vom Feldmarschall Lascy, der seine Talente kennen lernte, als Sekretär angenommen.

Günter durchreiste mit seinem Gebieter Italien und Frankreich.

Die Reisenden befanden sich zu Marseille als des Nachts in dem Hotel, wo sie logirten, Feuer ausbrach und die Flammen die Zimmer des Marschalls ergriffen.

Günter, um die Sachen seines Herrn zu retten, schlug Thüren ein, zertrümmerte Fußböden und arbeitete mit einer so großen Anspannung von Kräften, daß ihm ein Blutgefäß zersprang und er ein „Blutstürzer“ wurde.

Man wird begreifen, daß ein so geschickter, kenntnißreicher, treuer, redlicher Diener von einem Monarchen wie Kaiser Josef nicht unbemerkt bleiben konnte. Günter arbeitete während der letzten Kampagne (1778—1779) unter den Augen des Kaisers, und dieser nahm ihn endlich zu sich in's Kabinet.

Günter war als geheimer Kabinets-Konzipist der stätige Begleiter des Monarchen und gehörte aus Ueberzeugung zu den fanatischsten Verehrern des Monarchen und genoß — was bei Josef nicht leicht zu erringen war, dessen vollstes Vertrauen.

Wenn man von Einem Manne sagen kann, daß er ein Günstling Josef's gewesen, so war es Günter.

Unter den im Beginne der achtziger Jahre tonangebenden Frauen Wiens nahm Madame Eskeles einen vorzüglichen Platz ein.

Sie war eine Jüdin und eine Preußin, der letztere Umstand muß besonders im Auge behalten bleiben, denn das damalige politische Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen stand ungefähr auf gleicher Linie wie das heutige mit Piemont.

Trotzdem war der Salon Eskeles von hochgestellten und den ausgezeichnetsten Männern der Epoche besucht, darunter auch Günter.

Die Lebhaftigkeit seines Geistes, seine Belesenheit, die Freimüthigkeit seines Herzens, sein in Musik geübtes Talent, kurz sein ganzes Wesen fand in der genannten Familie sympathische Anklänge, er verbrachte dort seine Erholungsstunden, er war ein Freund des Hauses.

Die Beziehungen zwischen Günter und Madame Eskeles waren freundschaftlich sonst nichts, politischer Natur waren sie nicht.

Das angeführte Verhältniß ermöglichte zwei abgefeimten Spitzbuben, Glaubensgenossen und Bekannte der Ma-

dame Eskeles, einen Plan zu entwerfen, welcher eine hohe Meisterschaft in der Kunst zu betrügen verräth.

Sie setzten sich mit einem der preußischen Minister in Verbindung und verhießen ihm durch Günter, den sie dazu bereitwillig schilderten, alle Geheimnisse aus dem kaiserlichen Kabinete mitzutheilen.

Um dem Mißtrauen des unterhandelnden Ministers vorzubeugen, übersandten sie ihm Briefe und Forderungen mit Günters Unterschrift und der Minister in Berlin hielt Alles für baare Münze.

Damit aber die lebhafte Korrespondenz keinen Verdacht erwecke, begab sich der eine von den Schelmen — Joras war sein Name — zu dem Pater Blarer, dem würdigen Direktor des Priesterhauses, und schützte vor, er wolle sich bekehren, damit setzte er sich mit dem Priester in täglichen Verkehr und erwirkte von ihm die Erlaubniß, Briefe unter seiner, Blarers Adresse, einlaufen zu lassen.

Die beiden Schelme fuhren fort, die Vermittler zwischen dem preußischen Minister und dem geheimen Kabinets-Konzipisten zu spielen und ließen sich ihren Betrug theuer genug bezahlen.

Das Spiel wurde endlich verrathen.

Auf der Einbruchsstation an der preußischen Grenze bestand damals ein kleines Häuschen, wo ein Miniatur-Chiffrenkabinet etablirt war.

Dort wurden verdächtige Briefe und Depeschen aus Preußen fürveilirt, man fand also Schreiben des preußischen Ministers an Joras und seinen Genossen.

Die beiden Schelme wurden eines Nachts überfallen, ihre Papiere mit Beschlag belegt und Briefe mit Günter'scher Unterschrift gefunden.

Die geheim gehaltene Untersuchung der Betrüger dauerte bereits drei volle Monate, während dem arbeitete Günter im Kabinet fort.

Joras behauptete, die Briefe mit dessen Unterschrift

seien echt, sein Genosse jedoch gestand im Verlaufe der Untersuchung, die ganze Sache sei eine bloße Privatspekulation gewesen.

Plötzlich verbreitete sich in Wien das Gerücht, Günter sei in Ungnade gefallen.

Einer seiner Freunde kömmt bestürzt zu ihm geeilt und theilt ihm die Stadtneuigkeit mit.

Günter zuckte die Achseln, lächelt verächtlich und kehrt ihm den Rücken.

Endlich bricht das Ungewitter los.

Seines Dienstes entlassen, wird er als Hofkriegsraths-Konzipist zum Feldmarschall Haddig geschickt.

Hier sagte man ihm, er werde als Arrestant einer Kriminaluntersuchung unterzogen.

Günter hörte die Verkündigung gelassen an, und verfügte sich in die Wohnung des Hofkriegsraths-Sekretärs Hardelli, die ihm als Arrest angewiesen war.

„Ich komme als Arrestant in Ihr Haus, sagte er zu Madame Hardelli. Meine Unschuld wird bald an den Tag kommen, und Sie von der lästigen Einquartierung befreit werden!"

Die Nachricht von Günters Verhaftung erregte nicht blos in Wien und in der Monarchie, sondern in ganz Europa Aufsehen.

Alle Welt wußte, daß er das Vertrauen des Kaisers genoß, und nun erschien er auf einmal des Staatsverrathes angeklagt.

Blos angeklagt?

O nein, die Mehrheit hatte ihn bereits gerichtet und verurtheilt.

Die kleine Anzahl von Freunden, die den Mann näher kannten, waren schier zu ohnmächtig, den Strom des allgemeinen Urtheils aufzuhalten, der sich bald in allen Zeitungen des heiligen römischen Reiches, mit allen Kanälen in Verbindung ergoß.

Doch nicht allein Günter, sondern auch Madame Eskeles litt unter der auf ihm lastenden Verdächtigung.

Sie war wie erwähnt eine Preußin; Preußen unterhielt zahlreiche geheime Agenten in Oesterreich, daraus schloß man, Madame Eskeles habe im Interesse ihres Heimatslandes den jungen Mann zum Staatsverrathe verlockt.

Günter behielt während der ganzen Zeit der Untersuchung jene Seelenruhe, welche nur das Bewußtsein vollkommener Unschuld einem Verfolgten einzuflößen vermag. Er las, sang und erheiterte sich am Klavier.

Seine Feinde staunten und sprachen von Heuchelei und Verstocktheit, seine Freunde erblickten in diesem mannhaften Benehmen das sicherste Kennzeichen seiner Unschuld.

Feldmarschall Haddik schüttelte den Kopf und sagte: Günter muß entweder der rechtschaffenste Mann sein oder der größte Spitzbube.

Kaunitz, der nicht blos ein ausgezeichneter Staatsmann, sondern auch ein vorzüglicher Menschenkenner war — wir möchten fast behaupten, man könne das erstere ohne das letztere nicht sein — Kaunitz sprach sich in seinem Urtheile viel bestimmter und richtiger aus. Er sagte: „Ich kann eher ein Spitzbube sein als Günter!“

Uebrigens haben sich außer dem Fürsten noch andere berühmte und ehrwürdige Räthe für seine Rechtschaffenheit energisch ausgesprochen.

Schon während der ersten Anfänge der Untersuchung verdünnten sich die Fäden immer mehr, welche Lüge und Verleumdung zu einem Netze um Günter gewoben hatte, bis ein glücklicher Einfall des Hofrathes von Beer die letzten Reste vollends zerschnitt und der Schuldlosigkeit zum Durchbruch verhalf.

Joras ließ in seinen Briefen an den preußischen Minister auch den Doktor Müller, den Hausarzt Günters, eine Rolle spielen und behauptete im Verhöre, den Doktor, so wie den geheimen Konzipisten persönlich zu kennen, wäh-

rend diese Beiden im Gegentheile aussagten, Joras niemals gesehen zu haben.

Der Polizeidirektor berief also Joras zu einem Verhöre und ohne ihn vorzubereiten, wurde mitten in der Verhandlung ein Herr hereingeführt.

Kennt Er diesen Herrn? fragte Herr von Beer.

Ja, Herr Hofrath.

Wer ist er?

Der geheime Kabinets-Konzipist Günter.

Wo hat Er ihn gesehen?

Bei Madame Eskeles.

Was für ein Kleid trug er?

Die Staatsuniform.

Wovon sprach er?

Von dem polnischen Kriege.

Joras war der Lüge überwiesen, der Vorgeführte war nicht Günter, sondern der Doktor Müller.

Nach diesem Verhöre wurde Günter die Wache abgenommen.

Seine Freunde triumphirten, seine Feinde dagegen warfen neue Verleumdungen in die Welt. Günter, hieß es auf einmal, besitze ungeheuere Schulden.

Der Kaiser, welchem Schuldenmachen ein Greuel war, ließ auch diese Sache untersuchen und es stellte sich heraus, daß Günter nicht mehr schuldete, als die gewöhnlich laufenden Kontis, die immer zum neuen Jahre beglichen werden.

Die Untersuchung war somit beendigt und die Akten spruchreif.

Nun machten ihn Günters Freunde darauf aufmerksam, daß einer seiner einflußreichsten Gegner den Vorsitz beim Gerichte führe und riethen ihm, gegen diesen zu protestiren.

Günter weigerte sich dessen.

Ich baue auf meine sonnenklaren Aussagen, antwortete er und auf die Gerechtigkeitsliebe meines Gebieters. Wenn

mein Feind mich freispricht, wer wird dann noch an meiner Unschuld zweifeln?

Günter wurde unschuldig gesprochen, Joras und sein Genosse dagegen wegen Lügen und Verleumdung verurtheilt.

Ersterer wurde an den Pranger gestellt und auf dem hohen Markte öffentlich mit sechzig Stockstreichen gezüchtigt.

Kaiser Josef nahm Günter nicht mehr in's Kabinet, sondern versetzte ihn nach Hermannstadt.

Günter, soll er gesagt haben, ist zweifellos unschuldig, allein er war unvorsichtig. Von einem Menschen, der in meinem Kabinete arbeitet, verlange ich, was Cäsar von seiner Frau begehrte, daß er über jeden Verdacht erhaben sein müsse.

Das Unglück war indessen noch nicht müde geworden, den Mann zu verfolgen.

Auf der Reise nach Siebenbürgen wurde er unterhalb Pest von Räubern überfallen und seines ganzen Vermögens beraubt.

„Ich fahre nun, schrieb er an einen seiner Freunde, so leicht nach Hermannstadt, wie ein Hußar gegen den Feind reitet. In Deutschland hat man mir meine Ehre geraubt, in Ungarn mein Vermögen, es fehlt nun nichts, als daß man mir im Banate noch das Leben nimmt. Es sei, ich will es ihnen im Voraus verzeihen.“

Es wird dem Kaiser Josef mit Recht nachgerühmt, daß er keinen Günstling besaß, Günter war einer der wenigen, der sein Vertrauen in erhöhtem Maße genoß, ob hinter Joras nicht die Kabale derjenigen arbeitete, welche das Wachsen von Günters Einfluß fürchteten, ist nicht entschieden.

Was Madame Eskeles betraf, so lief ihr Name wie der Günters durch alle Zeitungen, wäre des Konzipisten Unschuld nicht so sonnenhell an den Tag getreten, sie würde in den Prozeß mitverwickelt worden sein.

Nach dieser Darstellung wenden wir uns wieder Madame Oppenheim zu, deren Unschuld durch die Aussage des verhafteten Hofrathes Kriegl und durch das vom Fürsten Neuberg dem Polizeidirektor gemachte Eingeständniß ohne alle Makel an's Licht trat.

Die Fürstin mußte sich bequemen, den Besuch des Lieferanten anzunehmen, und endlich die unliebsame Aufklärung zu erhalten.

Ob sie in dem Umstande, daß die gewesene Besitzerin des Schmuckes keine Jüdin sei, eine Erleichterung fand, wissen wir nicht, die Wunde ihres Herzens blieb jedenfalls die nämliche.

Zu der Gewißheit der Untreue ihres Gatten gesellte sich die Pein einer der unschuldigen Jüdin zu leistenden öffentlichen Genugthuung, darauf bestand, wie wir wissen, die Lieferantin.

Fällt es schon im gewöhnlichen Verkehre schwer, begangene Uebereilungen einzugestehen, so ist dieß in einem Falle, wo man damit gleichzeitig eine Schmach offenbart, peinlich.

Eugenie gab sich alle erdenkliche Mühe, den Lieferanten zu bewegen, daß er von seinem Begehren abstehe, dieser erwiederte jedoch, daß nicht er, sondern seine Gattin darauf bestehe.

Euere Durchlaucht haben zwar in meiner Frau auch mich beleidiget, sagte er, da ich jedoch weniger reizbar bin, würde ich mich begnügen, die Affaire in der Stille beizulegen, handelte es sich blos um meine Person. Meine Gattin ist ebenfalls nicht unversöhnlich, allein hinter ihr steht die große Mehrheit von Frauen, die bei zahllosen Gelegenheiten jene feinen aber deßhalb nicht minder schmerzlichen Nadelstiche erleiden muß, welche unter dem Aushängschilde „Etikette“ versetzt werden, deren Motive aber keine anderen sind, als Geringschätzung aller Stände, die ihren Werth nicht nach Ahnen taxiren. Ihre Durchlaucht werden daraus

erkennen, daß der bestehende Konflikt nicht mehr der zweier Frauen, sondern der zweier Stände ist, eine Nachgiebigkeit von Seite des Beleidigten wäre lächerliche Großmuth.

Welcher Art soll also die Genugthuung sein, die Sie verlangen?

Der Lieferant versetzte: Sie muß in einer öffentlichen Darstellung der ganzen Affaire bestehen.

Nie und nimmer werde ich mich dazu hergeben! rief Eugenie.

Der Lieferant erhob sich, grüßte höflich und ging.

Die Unterhandlungen zwischen den feindlichen Parteien waren für den Moment abgebrochen, doch durfte es die Fürstin nicht dabei bewenden lassen, um ihre Gegner nicht zu reizen.

Sie suchte wieder anzuknüpfen, indem sie den Lieferanten zu sich erbat.

Dieser ließ sich entschuldigen.

Eugenie gedachte nun, sich einer Mittelsperson zu bedienen, die Lieferantin wies jede dritte Person zurück.

Die Fürstin, sagte sie, hat mich mißhandelt, ich habe es nur mit ihr zu thun. Ich bin einem Kompromiß nicht abgeneigt, allein die Unterhandlungen müssen zwischen mir und der Fürstin persönlich und in meinem Zimmer gepflogen werden. Weigert sich Ihre Durchlaucht, den nöthigen Schritt zu thun, so werde ich mir die Satisfaktion in einer Weise verschaffen, die sie bedauern lassen wird, mich gereizt zu haben. Der Herausgeber der geschriebenen Zeitung ist bereits gewonnen.

Diese Drohung erschreckte Eugenie, sie bequemte sich zur ersten Demüthigung und fuhr bei der Lieferantin vor.

Rahel empfing die hochgestellte Frau mit aller Auszeichnung, die ihr gebührte.

Die Fürstin war bleich und ein schwaches Beben verrieth ihre innere Bewegung.

Die Jüdin war ruhig und würdevoll, und bestrebt, die Gegnerin in keiner Weise zu verletzen.

Durchlaucht, begann sie, nachdem Eugenie Platz genommen, ich zweifle nicht, daß die gegenwärtige Szene zu einer Verständigung führen wird, sobald Sie den Gedanken bannen, ich sei Ihre persönliche Feindin. Warum sollte ich es sein? Der ohne meine Schuld entstandene Konflikt hat uns zu Gegnern gemacht, allein Gegnerschaft ist keine Feindschaft. Sie haben mich beleidiget, ich verlange Genugthuung, sobald sie mir geworden, nehmen wir Beide unsere früheren Positionen ein, das heißt, wir kennen uns nicht.

Madame, versetzte die Fürstin, ich müßte kein Gerechtigkeitsgefühl besitzen, Ihnen Satisfaktion zu verweigern. Allein, was Sie verlangen, ist keine Genugthuung mehr, sondern Rache. Ich habe mich von der Leidenschaft hinreißen lassen, habe gefehlt, allein erwägen Sie meine damalige Stimmung. Sie sind Frau wie ich, Sie müssen fühlen, wie schmerzlich es ist, sich von dem Manne getäuscht zu sehen, von dem man Treue zu fordern ein Recht hat, nicht weil er sie schwur, sondern weil man ihn liebt.

Durchlaucht, ich verkenne die Größe Ihres Schmerzes nicht und bin jeden Augenblick bereit, Sie bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, ich wähle die bezeichnete Grenze, weil es an Ihnen gewesen wäre, ehe Sie irgend etwas unternahmen, sich früher zu informiren. Sie nennen die Genugthuung, die ich begehre, Rache, wir wollen wegen eines Wortes keine Zeit verlieren, und ich stimme Ihnen bei. Allein selbst in diesem Falle ist, was ich verlange, nicht mehr, als was Sie gethan. Ein Unterschied besteht nur darin, daß Sie sich an einer Person rächten, die unschuldig war. Daß ich auf einer öffentlichen Satisfaktion bestehe, ist zwar hart, allein es wurde durch Sie selbst veranlaßt. Sie haben meine Frauenehre öffentlich in Frage

gestellt, es ist daher billig und gerecht, daß auch der Widerruf öffentlich geschehe.

Sie bestehen also darauf, daß ich, abgesehen von der mir durch den Gatten zugefügten Kränkung, auch noch meine eheliche Schmach an den Pranger stelle?

Rahel glaubte in den Augen der Fürstin eine Thräne zu bemerken und versank in Nachdenken.

Ich stehe davon ab, sagte sie, und damit Ihre Durchlaucht gar keinen Grund besitzen, sich über mich zu beklagen, so überlasse ich es Ihnen, mir einen bezüglichen Vorschlag zu machen. Man soll mir von keiner Seite etwas vorzuwerfen haben, was ich thun kann, ohne meine Ehre zu schädigen, soll geschehen.

Eugenie war damit zufrieden, sie versprach den Gegenstand zu erwägen und die weitere Verständigung brieflich zu Ende zu führen.

Die erzählte Auseinandersetzung zog gute Folgen nach sich, sie zersetzte die bestandene Bitterkeit, machte die Fürstin einsichtiger, stimmte die Lieferantin milder und der Vorschlag Eugeniens wurde angenommen.

Worin dieser bestand, werden wir gleich erzählen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Oper — natürlich die italienische, denn die deutsche war damals beinahe verbannt — war sehr zahlreich besucht.

Was vor Allem auffiel, war die überwiegende Mehrzahl von Damen, welche heute Logen und Sperrsitze besetzt hatten.

Eine ungewöhnlich lebhafte Konversation machte sich bemerkbar, man lispelte, zischelte sich zu, steckte die Köpfchen mit den thurmhohen Frisuren zusammen.

Den Grund dieser Bewegtheit bildete das allenthalben verbreitete Gerücht, die Fürstin werde bei Gelegenheit der heutigen Oper der beleidigten Lieferantin Genugthuung geben.

Man kann leicht ermessen, wie gespannt Alles auf diesen Akt war, um so mehr, da über die Art nichts Näheres verlautete.

Alle Logen bis auf zwei waren besetzt.

Diese waren blos durch eine Zwischenloge getrennt, worin sich Fremde befanden, die von dem, was in ihrer Nachbarschaft vorgehen sollte, keine Ahnung hatten.

Kurz vor dem Beginn der Ouvertüre erschien in der einen der leeren Logen eine ganz in Schwarz gekleidete Dame, es war Eugenie, die Fürstin von Neuberg.

Aller Augen richteten sich auf sie.

Ihre auffallende Blässe und eine nicht verkennbare Verlegenheit zeugten von der Erregtheit ihrer Seele.

Um diese zu verbergen, roch Eugenie öfter zu einem Bouquet natürlicher Blumen, welches ihre nicht ganz ruhige Rechte hielt.

Auch diese Blumen wurden ein Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Den Mittelpunkt des Bouquets bildete ein Oelzweig und rund um diesen gruppirten sich Rosen, Jasmin, Passifloren und andere duftige Kinder Flora's.

Die Ouvertüre begann — nur eine Loge war noch leer.

Endlich öffnete sich auch diese und eine in Rosa-Atlas gekleidete Dame nahm Platz.

Es war Rahel Oppenheim.

Sie trug den glänzenden Rubinenschmuck, jene kostbaren Edelsteine, die eine so verhängnißvolle Rolle spielten.

Die Lieferantin heuchelte Unbefangenheit und gab sich den Anschein, als wäre sie einzig und allein wegen der Oper anwesend.

Der erste Akt begann und lenkte die Aufmerksamkeit von den beiden Damen ab.

Nachdem der Vorhang gefallen war, verließ Eugenie ihre Loge und erschien unmittelbar darauf in der Loge der Lieferantin.

Diese erhob sich und bot der Fürstin den Ehrenplatz an.

Nun war Aller Augen auf diesen einen Punkt gerichtet.

Die beiden Damen sprachen leise miteinander und wiesen freundlich lächelnde Mienen.

Wie man später erfuhr, waren es ermuthigende Worte, die sie sich zugeflüstert hatten.

Nach ungefähr fünf Minuten, kurz vor dem Beginne des zweiten Aktes, erhob sich die Fürstin, um den peinlichen Besuch zu beendigen.

Rahel war ebenfalls aufgestanden.

Man grüßte sich und die Fürstin überreichte der Lieferantin zum Abschiede das Bouquet.

In diesem Momente ertönte von allen Seiten Beifallsklatschen, und da gerade die Zwischenmusik anfing, so konnte man glauben, der Beifall gelte ihr.

Die Eingeweihten hatten aber dem Akt der Versöhnung und der geleisteten Genugthuung ihre Sympathieen geoffenbart.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Baron Nemeschy taucht wieder auf.

Die beiden Tanten Klementinens sollten ihre Rollen in dem Familiendrama spielen.

Die der Feilhauerin war offenbar die dankbarere, und ihr Erfolg war bisher ein glücklicher.

Tante Angelika hingegen wirkte ihrem nichts weniger als sympathischen Charakter gemäß ebenfalls mit, und zwar früher als grausame Züchtigerin ihrer Nichte.

Der Augenblick, wo sie in die Handlung hineingezogen, die Bühne zum zweiten Male betritt, ist gekommen.

An einem Vormittage erschien im Hause der alten Jungfer zu Mariabrunn ein Herr, der sich ihr als Baron Nemeschy, der künftige Gatte ihrer Nichte Klementine vorstellte.

Der Schiffzieher hatte sich am frühen Morgen aus dem Landhause zu Baumgarten aus dem Staube gemacht und nach kurzem Bedenken einen Entschluß gefaßt, dessen Ausführung ihn zu einem Besuche in Mariabrunn veranlaßte.

Die alte Betschwester wußte aus dem Munde ihres Bruders, daß Baron Nemeschy der bestimmte Gatte Klementinens sei und empfing ihn so freundlich als sie es eben im Stande war.

Gnädiges Fräulein, begann der Wackere mit dem Tone eines Jeremias. Sie erblicken in mir den unglücklichsten aller Bräutigame. Wo gibt es einen Menschen, der frei von Sünden wäre? Ich aber, wie aufmerksam ich mein Innerstes auch durchforsche, finde mich so rein und unschuldig, daß ich die mir gewordene Pein nicht als Strafe, sondern blos als Prüfung einer frommen christlichen Seele ansehen kann. Ach, Fräulein, ich bin unglücklich, sehr unglücklich und wußte mir in meiner Bedrängniß nicht anders zu helfen, als daß ich zu Ihnen meine Zuflucht nahm.

Was ist denn geschehen? fragte Tante Angelika neugierig.

Mit der Ankunft der Frau Grundler aus Steier kam eine verstockte Feindin in's Haus.

O ich hab's vermuthet, klagte die alte Jungfer, sie ist ein gottloses Weib, eine in Sünden untergegangene Seele. —

Meine Frömmigkeit war ihr ein Greuel, meine Demuth diente ihr zum Gespötte. Langsam aber stetig schob sie sich wie ein Keil zwischen mich und meinen künftigen Schwiegervater. Vergebens drang ich in Herrn Hellinger, mit mir eine Fahrt hieher zu machen, um mich Ihnen vorzustellen, die Feilhauerin erfand jedesmal einen Vorwand die Fahrt zu verhindern. Der Tag der Trauung, wie Ihnen vermuthlich bekannt, bereits festgesetzt, wurde von einer Woche auf die andere verschoben, offenbar aus keinem anderen Grunde, als um mich ungeduldig zu machen und zwischen mir und Herrn Hellinger einen Konflikt herbeizuführen.

Und mein Bruder, um aller Heiligen Willen, ist er ein Anderer geworden?

Gott mag's wissen, was mit ihm vorgegangen ist! Vermuthlich hat irgend ein Teufel Gewalt über ihn erlangt und hat von seinem Herzen Besitz genommen.

O, die Macht des Bösen ist groß, sehr groß, klagte Tante Angelika, und verdrehte inbrünstig die Aeuglein.

Baron Nemeschy folgte dem frommen Beispiele und murmelte: Wer hätte geglaubt, daß ein Mann, ein christlicher Vater, sich solcher Schwäche hingeben könne. Die Religion hatte bei ihm keine Wurzel gefaßt, sonst wäre er der ersten höllischen Versuchung nicht erlegen. In meiner Pein sann ich darüber nach, was mir zu thun übrig bleibe, um endlich den ewigen Erstreckungen der Trauung ein Ende zu machen? Da kam mir eine Idee in den Kopf, sie wurde mir offenbar von meinem heiligen Schutzpatron eingegeben. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß ich seit längerer Zeit bei Ihrem Bruder wohne.

Davon wußte ich ja gar nichts.

Es war dieß ein Wunsch, den ich der Frau Grundler zum Trotze durchgesetzt. Ich schützte also eine kleine Reise vor und machte mich auf, Sie zu besuchen, nm Ihnen mein

Leid zu klagen und bei Ihrem christlichen Geiste mir Raths zu erholen.

Bei diesen Worten ergriff er die knochige Hand der alten Betschwester und führte sie mit Inbrunst an seine Lippen.

Ach, mein verehrter Herr Baron, wie tief beklage ich Sie. Aber es soll nicht allein bei der Klage bleiben, ich will für Sie auch thätig sein, ich werde den Bruder vermögen, daß er noch heute herauskommt —

Um Gott, Fräulein, unterbrach sie Nemeschy flehend, Ihr christlicher Eifer droht sich zu überstürzen und mir zu schaden. Nur keine Voreiligkeit, wenn Hellinger mich hier wüßte, würde er, wer weiß welche Intrigue dahinter suchen und die Feilhauerin bekäme eine wirkliche Waffe in die Hand. Ich habe einen anderen, wie ich meine, besseren Plan.

Sprechen Sie, lieber Herr Baron.

Ich werde ein Paar Tage hier verweilen, es wird wohl einen Gasthof hier im Orte geben . . .

Wo denken Sie hin, Herr Baron, Sie im Gasthofe? Selbst wenn einer hier bestünde, würde ich es nicht zulassen. Sie müssen bei mir wohnen —

O mein Fräulein, Sie sind wirklich zu gütig. Ich nehme Ihr Anerbieten an und werde wissen, dankbar zu sein.

Den hiesigen Aufenthalt, fuhr Nemeschy fort, werde ich benützen, einen Hebel in Bewegung zu setzen, der meine Heirat mit einem Drucke zu Stande bringen soll.

Wie das? Was wollen Sie thun?

Ich werde mich unmittelbar an Seine Majestät den Kaiser wenden.

Ach wirklich?

Ich war so glücklich, den Monarchen bei Gelegenheit seiner letzten Reise in Ungarn auf einem meiner Güter über Nacht zu beherbergen. Seine Majestät waren sehr huldvoll und lernten in mir einen loyalen Edelmann kennen. Baron, geruhten sie zu mir beim Abschiede zu sagen, wenn

Sie einmal nach Wien kommen, stellen Sie sich mir vor und wenn Sie irgend ein Anliegen haben, Sie werden mich jederzeit bereit finden, Ihnen zu willfahren.

Hat er das wirklich gesagt? rief Tante Angelika, man sollt es kaum glauben, denn er ist ein Verfolger aller Frommen, ein Unterdrücker des wahren Glaubens, ein Verderber der Gotteshäuser und der Wohnungen der Seligen.

Mir blutet meine Seele, wenn ich an die unseligen Reformen denke, versetzte Nemeschy traurig, allein die Lage, worin ich mich befinde, zwingt mich doch, zu ihm meine Zuflucht zu nehmen. Ich bin nämlich entschlossen, mein Anliegen zu Papier zu bringen, dem Monarchen mein Verhältniß zu Hellinger auseinander zu setzen und um die allergnädigste Einflußnahme zu bitten. Ich glaube nicht, daß Ihr Bruder der Fürsprache des Kaisers zu widerstehen wagen wird.

Auch ich bin dieser Meinug, antwortete die alte Jungfer, mit dem Kopfe Beifall nickend.

Meine Idee findet also Ihren Beifall?

Baron, sie macht Ihrem Geiste und Ihrem Herzen Ehre. Es ist ein männlicher Entschluß, der nicht klüger gefaßt werden konnte.

Nemeschy küßte der alten Jungfer wieder die Hand. verschwendete alle Liebenswürdigkeit und entfaltete eine so tief einschneidende Frümmigkeit, daß er die Gunst der Tante Angelika im Sturmschritt eroberte.

Die Zeit des Mittagsmahles war herangenaht, der Schiffzieher ließ sich's schmecken, er befand sich in Sicherheit.

Wer hätte ihn auch bei der alten Jungfer in Mariabrunn vermuthen unt suchen sollen?

Sein Unternehmen war ein kühner, schlau berechneter Schritt.

Man wähne aber ja nicht, dieses Unternehmen in

seiner Gänze schon zu kennen; die erheuchelte Unterkunft bei Tante Angelika war blos der eine Theil davon, der andere sollte unmittelbar folgen.

Was Nemeschy wegen eines Briefes an den Kaiser äußerte, waren nicht ganz leere Worte.

Er hatte in der That im Sinne, eine Zuschrift an den Monarchen zu richten; der Inhalt jedoch sollte sich mit etwas ganz Anderem als mit seiner Heirat beschäftigen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Schiffzieher befand sich im Besitze eines sehr respektablen Kapitals und es wird Manchem auffallen, daß er trotz der Mittel, die ihm zu Gebote standen, dennoch die Flucht nicht ergriff, sondern immer neue Plane brütend im Brennpunkte der Gefahr verblieb.

Man wird in Pierre Baillou bereits einen jener hartnäckigen Charaktere kennen gelernt haben, die eine einmal gefaßte Idee nicht so leicht wieder aufgeben.

Früher war es die Verbindung mit Klementine Hellinger, die er durchsetzen wöllte.

Nachdem jedoch von der Verhaftung des Hofrathes Kriegl angefangen, bis zu dem Momente der polizeilichen Vorladung eine Reihe widriger Zwischenfälle den Baron Nemeschy allmälig in's rechte Licht setzten, gab er endlich die Lieblingsidee auf und übersiedelte nach Baumgarten.

Hier gedachte er vorläufig zu temporisiren und dann in einer neuen Metamorphose den Schauplatz zu betreten.

Wie bei zahllosen anderen Verbrechern findet man auch bei ihm ein magisches Band, welches ihn an die Stätte seiner Verurtheilung wie gefesselt hielt.

Wien zu verlassen, war das allerletzte Auskunftsmittel, womit er sich in der eilften Stunde zu befassen gedachte.

Doch auch im Landhause Ruckmanns war seines Blei-

bens nicht, er erkannte eine doppelte, eine innere und eine äußere Gefahr und machte sich wieder auf die Sohlen.

Pierre unterschätzte wie alle Wagehälse die Macht des Sturmes, welcher hereingebrochen war, er ahnte nicht, daß der Orkan Adele und Ruckmann bereits erfaßt und in den Kerker gewirbelt hatte.

Er erblickte in dem Agenten seinen Feind, er ahnte dessen Zusammenwirken mit Adele, ohne jedoch einen Beweis dafür zu haben, und begann in Folge davon seinem bisher beobachteten Grundsatze, Verbündete nicht zu verrathen, den Rücken zu kehren.

In seinem Gehirne tauchte eine Idee, die nicht mehr neu war, wieder auf, nämlich aus dem Verrathe des Verfertigers der falschen Handbillete den bestmöglichen Nutzen zu ziehen.

Der Schiffzieher hatte von seinen Effekten nichts mit sich genommen als sein Geld und das Falsifikat sammt einigen Papieren, deren er sich aus der Mappe seiner Gattin bemächtiget hatte, um den Beweis zu führen, daß nur sie die Fälscherin sein konnte.

Die Idee Pierre's bildete sich allmälig dahin aus, für den genannten Verrath eine völlige Straflosigkeit einzutauschen.

Je länger er darüber nachsann, desto verlockender erschien ihm der Gedanke, desto sicherer der Erfolg.

Der Entschluß wurde daher gefaßt und es fragte sich nur noch um die zweckmäßigste Methode ihn durchzuführen.

Sich als Angeber stellen und der Großmuth der Behörden überliefern, dazu mochte sich der Verbrecher nicht entschließen, er betrachtete, was er vor hatte, wie ungefähr eine Art Tauschhandel, bei dem er jedoch nichts auf's Spiel setzten wollte, sondern sicher zu gehen gedachte.

Um nun dieß zu erreichen, gab es keinen anderen Weg,

als den einer anonymen Zuschrift und Pierre schmeichelte sich eines Erfolges am zuverläßigsten, wenn er sie an den Monarchen selbst richtete.

Mit dem vollkommen ausgebildeten Plane kam Baron Nemeschy zu Tante Angelika nach Mariabrunn.

Mit dem Briefe an den Kaiser erreichte er einen doppelten Zweck, er dupirte die alte Betschwester und begann damit seine Operation.

Der Schiffzieher kleidete seinen Antrag in die Form eines Majestätsgesuches ein, worin Jemand sich eines schweren Verbrechens, welches jedoch weder in Raub, Mord, noch Hochverrath besteht, schuldig bekennt und um die Allerhöchste Gnade der Straflosigkeit bittet, da diese ihn in die Lage versetzen würde, den Fälscher der kaiserlichen Handbillete anzugeben und Beweise dafür beizubringen. Um von der Allerhöchsten Gnade Kenntniß zu erlangen, als Zeichen der gewährten unterthänigsten Bitte würde eine Vorladung in der Wiener Zeitung an „Maximilian Wunderhold“ genügen.

Das Gesuch wurde gesiegelt, mit der Adresse an Seine Majestät versehen und von dem Knechte Martin nach der Stadt getragen, um es dort in den Postkasten zu werfen.

Für den letzteren Umstand erfand Pierre gegenüber der Tante Angelika leicht einen Vorwand, der wirkliche Grund davon war blos Vorsicht, um durch den Aufgabsort des Briefes nicht verrathen zu werden.

Die alte Jungfer, bei der die Bosheit wie ein Fettauge immer an der Oberfläche schwamm, freuete sich im Stillen an dem voraussichtlichen Aergerniß, welches sie der verhaßten Feilhauerin mitbereiten half.

Daß diese die Verbindung mit Nemeschy zu hintertreiben suchte, lag am Tage, wenn der Baron aber durch Einflußnahme des Kaisers dennoch Klementinens Gatte wurde,

dann mußte die Feilhauerin mit langer Nase abziehen und Tante Angelika triumphirte.

Die alte Jungfer sah demgemäß dem Erfolge des abgesandten Briefes mit einem Interesse, welches jenem Nemeschy's nicht nachstand, entgegen.

Der Baron hatte die Wiener Zeitung noch nie mit so großem Eifer gelesen, ünd den Tag ihres Erscheines mit so großer Ungeduld erwartet, wie jetzt.

Drei Nummern waren schon veröffentlicht, worin noch immer keine Vorladung an Maximilian Wunderhold stand.

Nemeschy befand sich in der unangenehmen Lage die Ungeduld der Tante Angelika beschwichtigen zu müssen und den Eindruck seiner immer mehr sinkenden Hoffnung zu verbergen.

War man auf seinen Antrag nicht eingegangen oder suchte man gar den Schreiber des Briefes zu eruiren?

Nemeschy fand auf die an ihn gerichteten Fragen keine Antwort, er litt die Pein, welche die Ungewißheit überall bereitet, wo es sich um Dinge von Wichtigkeit handelt.

Wir überlassen ihn diesem Gefühle, um die Vorgänge nachzutragen, die sich mittlerweile in Wien entwickelten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kaiser Josef im Arbeitskabinet und im Kontrolorgang.

Kaiser Josef befand sich in dem unteren Arbeitskabinette, dessen Thüre in den schmalen, langen Korridor mündete, welcher unter der Bezeichnung „Kontrolorgang“ bekannt, unter Josef oder richtiger durch ihn eine historische Bedeutung erlangte.

Es ist eigentlich ein Pleonasmus, wenn man von einem Arbeitskabinette Josef's spricht, für ihn war jedes Gemach, welches er bewohnte, ein Arbeitsgemach, er war sein fleißigster, sein thätigster Beamter.

Die Antwort eines Portiers am Thore eines Regierungsgebäudes, welcher auf die scherzhafte Frage des Monarchen: „Was gibt es gut's Neues, werdet Ihr bald einen Kanzler bekommen?“ erwiederte: „So lange Euere Majestät die Kanzlei so fleißig besuchen, haben wir wohl keinen Kanzler nöthig“, war keine leere Schmeichelei und charakterisirt die Thätigkeit des Monarchen am besten.

Josef befand sich also im unteren Kabinette und arbeitete.

Einer der Geheimsekretäre las die Piecen der Reihe nach vor, der Monarch entschied oder schrieb wohl selbst die Entscheidung an den Rand und unterzeichnete.

Gesuch der Silberarbeiter Wiens, präzisirte der Sekretär den Inhalt eines Schriftstückes, wegen der den Schwertfegern jüngst ertheilten Erlaubniß, Stockknöpfe und Schuhschnallen aus Silber verfertigen zu dürfen.

Ich dachte mir's gleich, bemerkte Josef lächeld, daß es so kommen würde. Es sind noch nicht zwei Monate, so beschwerten sich die Schwertfeger, daß sie zu Grunde gehen müßten, weil das Tragen der Degen immer mehr aus der Mode komme und baten, Knöpfe und Schnallen von Silber anfertigen zu dürfen, ich bewilligte es. Nun sind wieder die Silberarbeiter da und versichern, daß ihr Ruin bevorstehe, wenn den Schwertfegern jene Erlaubniß nicht entzogen werde. In Wien sind 260 Silberarbeiter und 60 Schwertfeger, ich möchte wissen, wie viele Stockknöpfe und Schuhschnallen von einem Meister angefertigt und verkauft werden? Schreiben Sie darunter, es bleibt bei meiner Entscheidung, da die genannten Artikel sie zu ernähren nicht hinreichten.

Nachdem diese Piece erlediget war, referirtee der Sekretär weiter: Meldung aus Neusohl.

Was gibt's dort? fragte Josef und befahl, den Bericht vorzulesen.

Der Sekretär las:

„In dem hiesigen Distrikte wurde der Allerhöchste Befehl wegen Mißbrauch des Klingelbeutels bekannt gemacht. Als dieß geschah, bestieg unser Herr Pfarrer die Kanzel, ließ das Lied absingen und hielt dann folgende Ansprache:

„Meine Mitchristen! Der kaiserliche Befehl erging, daß man weder unter der Messe noch unter der Predigt mit dem Klingelbeutel herumgehe, und zwar deßwegen, um Euch nicht in der Andacht zu stören. Weil Ihr aber gar zu lose Leute seid, und entweder sehr spät in die Kirche kommt, oder gleich nach der Predigt hinausrennt, so müssen wir die Sache so einrichten, daß weder Euere Andacht, noch

unser Beutel etwas leide und der kaiserliche Befehl dennoch beobachtet werde. Der Meßner gehe jetzt gleich mit dem Klingelbeutel herum und ich fange meine Predigt nicht an, bis er mit dem Einsammeln fertig ist.“ Seitdem hält der Herr Pfarrer dieses Verfahren streng ein.“

Der Kaiser lachte vom Herzen über die kluge Vermittlung des Seelsorgers und sagte: Lassen wir ihn gewähren, Diejenigen, welche meine Anordnunden blos umgehen, sind die Schlimmsten nicht, denn sie geben mindestens kein Exempel von Ungehorsam. Fahren Sie fort.

Unterthänigstes Bitten der Juden um Aufhebung des Zolles, welchen sie für ihre Pferde bei Transportirung der Waaren entrichten müssen.

Der Kaiser resolvirte: Da die Pferde der Juden sich von den Christenpferden in gar nichts unterscheiden, sind sie diesen gleich zu halten.

Der Sekretär fuhr fort: Antrag der Censurkommission auf das Verbot der Schrift: „Die Vereinigung der Nabobs von Indostan wider den Großmogul“, weil der Verfasser darin die Mitglieder des deutschen Fürstenbundes lächerlich macht und karrikirt.

Der Kaiser resolvirte: Ist strenge zu verbieten, weil ich Angriffe auf fremde Fürsten nicht dulde.

Meldung aus Triest, referirte der Sekretär weiter, daß die dortige amerikanische Handelsgesellschaft, die ihre Spekulationen mit so großem Pompe angekündigt hatte, wegen Mangel an Interessenten sich auflöse, da sie von Wien im Stiche gelassen wurde.

„Diese Thatsache, bemerkte der Kaiser, gibt Zeugniß von der Solidität des Wiener Handelsstandes. Er legt lieber sein Geld mit 3½ Perzent in die Bank, als daß er sich durch versprochene 20 oder 30 vom Hundert blenden läßt. Ich bin ganz zufrieden, daß die Wiener den amerikanischen Schwindlern nicht auf den Leim gingen. Fahren Sie fort.

Bittgesuch der Wiener Hausherren, die Zinssteuer möge von $1/_6$ wieder auf $1/_7$ herabgesetzt werden.

Wird nicht bewilligt, bei dieser Gelegenheit möge die Anwendung erfließen, daß von nun an in jedem Hause an der Thüre einer jeden Wohnung eine Tafel befestigt werde, worauf der Mithpreis der Wohnung angegeben ist. Fahren Sie fort.

Bericht über das edle uneigennützige Benehmen eines jungen Mannes vom Stande.

Lesen Sie.

Im Monate September vorigen Jahres starb hier ein reicher Mann mit Hinterlassung von fünf Kindern und eines bedeutenden Vermögens. Dem Testamente des Verstorbenen gemäß, sollten vier Kinder, jedes 40,000, das fünfte dagegen nur 10,000 Gulden erhalten. Der älteste Sohn, welcher bei Eröffnung des Testamentes gegenwärtig war, begab sich zu seinen übrigen vier Geschwistern und sagte zu ihnen: Unser Vater hat Eines von uns weniger bedacht, also gewissermaßen enterbt, was sehr unbillig ist. Es steht uns aber frei, die Sache unter uns abzuthun, indem wir, um den Fehler wieder gut zu machen, uns dahin vergleichen, die ganze Erbschaft in fünf gleiche Theile zu theilen.

Die Furcht, daß ein Jeder der Enterbte sein könnte, daß aber gerade der, welcher den Antrag stellte, als der bekannte Liebling des Verstorbenen, es nicht war, bewog die anderen Vier zur allsogleichen Uebereinstimmung. Nun entdeckte der Antragsteller, daß die Schwester, mit deren Heirat der Vater unzufrieden war, obgleich sie in glücklicher Ehe lebt, verkürzt worden wäre.

Wie heißt der junge Mann? fragte der Kaiser den Sekretär.

Franz Edler von Reissenstein.

Es wird noch heute ein Dekret zu seiner Belobung

ausgefertigt und mir zur Unterschrift vorgelegt. Sein Amtschef erhält den Befehl, ihn bei der ersten sich ergebenden Apertur zur Beförderung vorzuschlagen. Weiters befehle ich, daß die edle Handlung durch die Zeitungen veröffentlicht wird, zum erspiegelnden Beispiele in einer Zeit, wo der Eigennutz so Viele zu Schlechtigkeiten verführt, kann die Veröffentlichung einer solchen Handlung nur wohlthätig wirken. Fahren Sie fort.

Der Sekretär las: „Bericht aus Böhmen, über das vom 14. April v. J. freigegebene Fleischhauergewerbe und über die Wirkung der aufgehobenen zünftigen Vorrechte der Fleischer.“

Der Kaiser hörte den Bericht mit großem Mißfallen an, denn er erging sich in der Aufzählung einer langen Reihe von Nachtheilen, welche die erwähnte Maßregel mit sich führe.

Dieser Bericht, sagte der Monarch, wärde offenbar unter dem Einflusse der beeinträchtigten Meister abgefaßt. Wer mit den Zünften anbindet, sticht in ein Wespennest, das wußte ich wohl, und war daher auf alle möglichen Schwierigkeiten gefaßt. Es bleibt bei meiner Verfügung, ich will doch sehen, ob ich's nicht durchsetze, durch die freie Konkurrenz Wohlfeilheit zu erzielen.

Der Sekretär fuhr fort: „Unterthänigstes Bittgesuch der Posamentirerzuft in Wien —

Schon wieder eine Zunft, was bittet sie?

Um die Beibehaltung der zur Abschaffung bestimmten Offiziersschärpen.

Meine Offiziere klagen über die Kostspieligkeit dieser Schärpen. Das Gesuch wird dem Hofkriegsrath zur Begutachtung zugesendet.

Nun folgt der Bericht des Schiffamtes über die wegen täglich wechselnder Witterung zu besorgende Wassergefahr bei dem bevorstehenden Eisgange.

Lassen Sie dem genannten Amte den Befehl zukommen, sogleich zwei Zimmer für mich in Bereitschaft zu halten, damit ich sie beim ersten Androhen der Gefahr beziehen kann, ich will persönlich an Ort und Stelle sein, um mich von den getroffenen Anstalten zu überzeugen.

Bericht wegen der eingerissenen Ungleichheit bei Beerdigung der Leichen, indem einige Pfarrer, wie der kaiserliche Befehl lautet, die Leichen in der Kirche einsegnen, während andere sie bis nach dem Friedhofe begleiten.

Die Menschen, sagte der Kaiser, machen Einem selbst noch nach ihrem Tode zu schaffen. Die Sorge, welche Viele für ihre todten Leiber tragen, ist wahrhaft lächerlich. Die Landesregierung hat zu veröffentlichen, daß es wohl bezüglich der Abschaffung der Särge von meinem Befehl vom 23. August 1784 sein Abkommen habe, was jedoch die Begleitung der Pfarrer betrifft, bleibt es bei meiner Verfügung.

Die eben genannte Verordnung, welcher zu Folge die todten Körper in Säcke und mit Kalk bestreut in die Erde versenkt werden sollten, erregte einen solchen Schrei des Entsetzens, daß die Anordnung mittelst Handbillet vom 18. Jänner 1785 zurückgenommen wurde.

Dieses an den obersten Kanzler der böhmisch-österreichischen Hofstelle gerichtet, lautete:

„Lieber Graf Kollowrat!

„Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider noch so materiell sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsamer faulen und länger ein stinkendes Aas bleiben, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen und werden Sie also durchaus erklären, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse gezeigt

hatte, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und daß also ein Jeder, was die Truhen anbelangt, frei thun kann, was er für seinen todten Körper zum Voraus für das angenehmste hält.

Josef."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während der kaiserliche Sekretär an die Ausfertigung der angeordneten Reskripte ging, begab sich der Monarch auf den Kontrolorgang, um — was des Tages öfter geschah — den sich einfindenden Bittstellern Gehör zu geben.

Der Zutritt zu diesem Korridor stand Jedermann, zu jeder Stunde, ohne vorherige Anmeldung, offen.

Wie immer fanden sich auch bereits zahlreiche Bittsteller ein.

Ein alter Beamter stellte dem Monarchen seine beiden Söhne vor und bat unterthänigst, sie bei einem Departement unterzubringen.

Die jungen Herren waren stutzerhaft gekleidet und trugen, wie die Mode es vorschrieb, jeder zwei Uhren mit mächtigem Gehänge.

Der Kaiser rieth dem Vater, seine Söhne bei einem Uhrmacher unterzubringen und kehrte ihm den Rücken.

Ein gräflicher Kammerherr kam an die Reihe.

Euere Majestät haben allergnädigst befohlen . . .

Ja, Graf, ich ließ Sie rufen, um Ihnen zu sagen, daß ich über Ihr Betragen äußerst ungehalten bin, verlassen Sie baldigst die Residenz und zahlen Sie mit dem Reste Ihres verschwendeten Vermögens Ihre Gläubiger, die ohnedem die Hälfte verlieren.

Ich bitte unterthänigst um Vergebung . . .

Es ist nicht zu entschuldigen, wenn man, wie Sie, jährlich dreimal so viel ausgibt als man einnimmt. Oder

meinen Sie, bei einem Grafen sei edel, was bei einem Bürgersmann schlecht ist?

Verzeihen Euere Majestät nur dießmal.

Ich habe Ihnen lange genug zugesehen. Sie verbrachten Ihre Zeit mit Reiten, Fahren, Spielen und Tanzen, das ist nicht die Methode, mir zu gefallen.

Ach, meine Familie —

Ich kann nicht helfen, bei mir kommen nicht Familien in Anschlag, sondern die Gerechtigkeit. Mir ist der geringste Unterthan, wenn er dem Staate nützt, lieber, als der vornehmste Geld- und Zeitverschwender. Sie wissen jetzt meinen Willen. gehen Sie!

Ein junger Kadet kam nun an die Reihe.

Ah, sind Sie da, sagte der Kaisser lächelnd, wie kamen Sie in diese Montur?

Ich wollte Franziskaner werden, der Prior mochte ohne Euerer Majestät Erlaubniß mich nicht aufnehmen, ich kam hieher —

Und ich machte Sie zum Kadeten, mit einer monatlichen Zulage von zwei Dukaten. Sind Sie damit zufrieden?

Vollkommen, Euere Majestät.

Ich bin es auch, denn solche Franziskaner hab' ich gerne. —

Was will Sie? fragte der Monarch, zu dem nun in der Reihe stehenden Weibe übergehend.

Blos Gerechtigkeit, Euere Majestät.

Die soll Ihr unverkürzt werden. Wie heißt Sie?

Barbara Liputi.

Woher?

Aus Preßburg.

Sie trägt eine Soldatenmütze, ist Ihr Mann Soldat?

Nein, Euere Majestät, ich war Soldat.

Sie hat also gedient, natürlich als Marketenderin?

Um Vergebung, Euere Majestät, ich war sechzehn Jahre

lang Hußar im Nadasdy'schen Hußarenregiment, hab' die letzten Kampagnen mitgemacht, und bin wegen meiner Bravour bis zum Oberlieutenant avancirt.

Ist Sie ausgetreten?

Ich mußte von wegen . . . Euere Majestät können sich's wohl denken, warum.

Teufel, es hat also heiße Affaire gegeben. Und jetzt?

Jetzt bin ich Oebstlerin in Preßburg und der Magistrat legt meinem Handel Hindernisse in den Weg.

Ich werde Ihrer Aussage beim Hofkriegsrathe nachforschen lassen und wenn sich's verhält, wie Sie angibt, wird nicht blos Ihre Bitte erfüllt, sondern Sie wird auch wie ein aus dem Dienste ausgetretener Oberlieutenant eine jährliche Pension von 300 Gulden erhalten.

Der gewesene Oberlieutenant salutirte und ging.

Der Kaiser nahm von den noch übrigen Bittstellern die Gesuche, hörte, wer eine Bemerkung zu machen hatte, an, replizirte und wollte sich eben in das Kabinet zurückverfügen, als der Polizeidirektor erschien.

Ah, Herr Hofrath, sagte der Monarch, Sie kommen wie gerufen, ich wollte gerade nach Ihnen senden, folgen Sie mir, ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen.

Herr von Beer stutzte. Er war gekommen, dem Kaiser Rapport abzustatten, und nun sollte er vom Monarchen Neues hören!

Im Kabinette angekommen, nahm Josef Platz und sagte: Lassen Sie sich nieder, nun wollen wir miteinander arbeiten. Vorerst entladen Sie sich Ihrer Angelegenheiten, was gibt es in der Stadt Neues?

Seit ich die Ehre hatte, Euerer Majestät Rapport abzustatten, hat sich von Belang nichts ereignet.

Wie steht es mit den Deisten in Wien? Haben Sie nichts eruirt?

Das Konventikel wurde zuverlässig durch die Nachricht

in der geschriebenen Zeitung erschreckt und hat die geheimen Zusammenkünfte aufgegeben, in dem Hause auf dem Neustift, welches genau überwacht wurde, ließ sich kein Adamit mehr sehen.

Die Sektirer haben wahrscheinlich einen anderen Schlupfwinkel aufgesucht?

Wenn dem so ist, wird er nicht lange verheimlicht bleiben. Bezüglich der Diamanten-Affaire hat sich's herausgestellt, daß der Fürst Neuberg den Schmuck der Baillou verehrt hatte.

Der sichere Baron Nemeschy muß also mit dieser Frau in Verbindung gestanden haben?

So ist es, Euere Majestät. Ich ließ die genannte Frau verhaften, und es geschah dieß unter sehr verdächtigen Umständen, in einem Landhause vor der Linie, welches einem gewissen Ruckmann gehört, der ebenfalls eingezogen wurde, weil er mit Nemeschy und Baillou in Verbindung zu stehen dringend verdächtig ist.

Und der Baron Nemeschy? Was ist's mit ihm?

Nach dem wird noch gefahndet.

Wie steht es mit der Affaire des verurtheilten Leihamtskassiers?

Was bisher an den Tag kam, läßt wirklich schließen, daß der Mann vollkommen unschuldig ist. Wenn die Vermuthung, die ich hege, richtig ist, so sind der Baron Nemeschy und der in Dietrichs Affaire eine Rolle spielende Petrowich eine und die nämliche Person und diese Person ist Niemand Anderer, als der wegen Fabrikation falscher Bankozettel zum Schiffzuge verurtheilte und von dort entsprungene Peter Müller.

Sie haben es also mit einem der gefährlichsten Subjekte zu thun?

Deßhalb wird um so energischer und vorsichtiger zu Werke gegangen.

Welches Resultat haben Sie in der Ausforschung des Fälschers meiner Handschrift erreicht?

Zu meinem tiefsten Bedauern muß ich bekennen, gar keines. —

Herr Hofrath, Ihr Bekenntniß ist mir nicht angenehm, ich will Ihnen in dieser Angelegenheit ein wenig unter die Arme greifen. Da, lesen Sie diesen anonymen Brief, der mir durch die Klapperpost zukam.

Herr von Beer las unter dem Eindrucke des immer steigenden Erstaunens den Antrag, welchen, wie der Leser weiß, der Schiffzieher aus seinem Versteck in Mariabrunn gestellt hatte.

Nun, Herr Hofrath, was sagen Sie dazu?

Euere Majestät, ich finde kein Wort, um die Frechheit dieses Menschen kräftig genug zu bezeichnen.

Ich vermuthe, daß der Schreiber dieses Briefes und der Fälscher meiner Handschrift eine und dieselbe Person seien, daß Reue oder irgend eine Spekulation das Motiv zu diesem Billete abgab. Was meinen Sie?

Euere Majestät, ich bitte unterthänigst anderer Meinung sein zu dürfen. Ein Mensch, der so vermessen ist, einen Antrag wie in diesem Briefe zu stellen, würde die Kunst, Höchstdero Unterschrift nachzuahmen, zu nachtheiligeren Zwecken benützt haben, als bei den falschen Handbillets der Fall war. Ich glaube daher, der Schreiber dieses Briefes ist ein schwer gravirter Verbrecher, welcher zufällig den Fälscher entdeckte und seine Entdeckung zum höchsten Preise verwerthen will.

In dem Briefe gibt der Schreiber an, daß er weder Raub, Mord noch Hochverrath begangen — sollte eine Veruntreuung sein Verbrechen sein? Sind Sie der Ansicht, daß wir auf den Antrag eingehen?

Nein, Euere Majestät, wohl aber möchte ich unterthä-

nigst gebeten haben, mir den Brief zu übergeben, und die Vollmacht, ihn nach Belieben zu verwenden.

Sie haben Beides, handeln Sie nach Ihrem Gutdünken und nach Ihrer bekannten Einsicht. Ich erwarte, daß Sie alle Kräfte aufbieten, damit der Schuldige die ihm gebührende Strafe finde. Gehen Sie mit Gott, Herr Hofrath.

Herr von Beer entfernte sich.

Der Leser weiß nun, wie es kam, daß der Schiffzieher in der Wiener Zeitung keine Antwort fand, er soll nun auch erfahren, welchen Gebrauch der Polizeidirektor von dem anonymen Briefe machte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Meisterzug des Polizeidirektors.

Der Polizeidirektor war vom Rapport bei Seiner Majestät in sein Bureau zurückgekehrt und rief: Luchs!

Der alte Amtsdiener erschien.

Tret' Er näher, sagte Herr von Beer, und seh' Er sich diesen Brief genau an. Kennt Er die Schrift?

Luchs, nach einer Pause: Sie erscheint mir bekannt, ich weiß mich aber im Augenblicke nicht zu besinnen, wo ich sie gesehen.

Denk' Er nach, — die Sache ist wichtig.

Darf ich den Brief lesen, Herr Hofrath?

Er muß ihn lesen.

Der Amtsdiener studierte den Inhalt und gleichzeitig die Schriftzüge.

Nun, Luchs, was sagt Er dazu?

Der Alte sagte einstweilen gar nichts, sondern fuhr fort zu studieren.

Endlich richtete er sich auf und sagte: Herr Hofrath, ich fange an, den Vogel an seinen Federn zu erkennen.

Wer ist er, wie heißt er?

Ich bitte, Herr Hofrath, mir zu erlauben, daß ich schweige. Ich werde aus dem Inquisitendepot ein Schriftstück herbeiholen, von dem ich glaube, daß es von derselben Person geschrieben ist, wie dieser Brief.

Gut, hol' Er das Dokument.

Das Inquisitendepot war ein Zimmer, worin die Effekten der in Untersuchung befindlichen Individuen bis zu deren Uebergabe an's Kriminal aufbewahrt wurden.

Der Amtsdiener holte von dort ein Schriftstück und erschien damit wieder bei dem Hofrath.

Dieser erkannte beim ersten Anblicke die Gleichheit beider Schriften und fragte: Wer ist der Schreiber?

Der Baron von Nemeschy, denn dieses Papier fand sich in seinem Koffer, den er beim Fabrikanten Hellinger zurückließ und dessen Inhalt spezifizirt und von dort abgeholt wurde.

Herr von Beer rieb sich vergnügt die Hände.

Seine Freude hatte triftigen Grund.

Der anonyme Brief bot ihm die Gewißheit, daß sich der Verbrecher noch in Wien befinde und gelang es, sich dessen zu bemeistern, so bekam man mit ihm den Faden in die Hand, welcher zur Entdeckung des geheimen Fälschers der kaiserlichen Handschrift führte.

Dieser Baron Nemeschy, sagte der Polizeidirektor, ist

der abgefeimteste aller Spitzbuben, er hat seine Hand in allen Affairen im Spiele. Luchs, ich dispensire Ihn vom Amtsbesuche, damit Er ungehindert dem Flüchtigen nachforschen kann. Er hat zu diesem Zwecke freie Hand in Bezug auf Kosten und Assistenz. Geh' Er, ich rechne auf sein Glück. —

Luchs entfernte sich, der Hofrath dachte nach und befahl hierauf Madame Baillou vorzuführen.

Der Blütenstaub ist abgestreift, der Nimbus der reizenden Zauberin fortgewischt, das Wort Inquisitin verwandelt jede Frau in ein gewöhnliches Weib.

Madame Baillou hatte das erste Verhör bereits hinter sich.

In diesem wurden ihr Fragen gestellt, die sie nach ihrem Ermessen beantwortete, ohne daß man dagegen Einwendungen erhob, oder sie durch Kreuz- und Querfragen belästigte.

Herr von Beer hatte sich den Anschein gegeben, ihre Aussagen zu glauben und veranlaßte sie blos zu Antworten, die er bei seinen späteren Verhören als Ausgangspunkte für die zu normirenden Kreuz- und Quergänge des Inquisitoriums benützen konnte.

Diese ersten Verhöre bieten im Kriminalverfahren ungefähr die Vortheile, wie die sogenannten Setzproben beim Theater, man legt dabei blos den Grund für die Szenen, ohne diese auszuarbeiten.

Madame Baillou hatte, wie man sich's wohl denken kann, ihr wahres Verhältniß zu Nemeschy nicht eingestanden, da man dieses nicht ahnte, so bezog sich die bezügliche Frage blos auf eine nähere Bekanntschaft mit demselben, die sie ebenfalls in Abrede stellte.

Der Verkauf des Schmuckes geschah auf ihr Ersuchen.

In Angelegenheit der Klein gab sie an, daß sie deren Eruirung einzig und allein im Interesse Arthur Dietrichs gewünscht habe.

Befragt, warum sie sich geweigert habe, dem Studenten die Adresse Petrowichs mitzutheilen, antwortete sie: Weil meine ganze Angabe betreffs der Anwesenheit Petrowichs eine Erfindung war.

Zu welchem Zwecke?

Um Arthur zu beruhigen und mehr an mich zu ketten.

Auf die Frage, was sie nach dem Landhause des Agenten geführt habe? versetzte sie, ihr Besuch habe blos Herrn Ruckmann gegolten.

Haben Sie dort eine andere Person getroffen?

Nein!

Madame Baillou war zu klug, um sich zu schmeicheln, daß es bei diesem ersten Verhöre sein Bewenden haben werde, sie machte sich auf Schlimmeres gefaßt und benützte die Einsamkeit des Kerkers, um über ihre Lage im Ganzen nachzudenken und dann einen Entschluß zu fassen.

Ihre Stellung in Wien war durch die Schmuckaffaire und durch die Verhaftung total ruinirt, selbst wenn man sie im jetzigen Momente freigelassen hätte, erübrigte ihr nichts, als die Stadt zu fliehen.

Diese Aussicht festgehalten, und es gab für sie keine andere, richtete sie an sich die Frage, ob es überhaupt nicht vortheilhafter wäre, sich mit dem Gerichte in keinen Kampf einzulassen, und offen und ohne Rückhalt die reine Wahrheit zu bekennen.

Was sie einzugestehen hatte, waren Fehler, Schwächen und selbst der Umstand, daß sie die Anwesenheit des entsprungenen Schiffziehers wußte, konnte ihr nicht schwer angerechnet werden, da sie als dessen Gattin zu einer Anzeige nicht verhalten werden konnte.

Was Pierre's verbrecherische Plane betrifft, so war Adele im Stande darzuthun, daß sie dieselben gekreuzt und Alles angewendet habe, um ihn zu vermögen, daß er die Stadt verlasse.

Alles in Allem erwogen, würde Adele augenblicklich den Weg der Wahrheit betreten haben, hätte sie nicht Eines von Pierre befürchten müssen, nämlich die Enthüllung der von ihr begangenen Fälschung der kaiserlichen Handschrift; das war ein Verbrechen, welches schwer in die Wage fiel, ein Verbrechen, dessen Strafe allerdings so groß war, daß es sich der Mühe lohnte, um ihr zu entgehen, einen Kampf aufzunehmen, der im schlimmsten Falle, wenn er ganz verloren ging, ein erträgliches Los bereitete.

Dem Gesagten zu Folge faßte sie den Entschluß, so lange Pierre das Geheimniß der Fälschung bewahrte, zu leugnen und sich zu vertheidigen, so gut sie vermochte.

Das war ihr Entschluß, als der Polizeidirektor sie zum zweiten Verhöre vorführen ließ.

Ehe wir daran gehen, davon zu erzählen, müssen wir erwähnen, daß auch die Magd Dorothea und der Agent Ruckmann bereits vernommen worden waren, die Erstere ohne Erfolg, da man sich mit ihr nicht verständigen konnte, das Einzige, was sie freiwillig aussagte, war, daß ein fremder Herr zweimal ein Paar Tage lang im Hause gewohnt habe, bei der Mangelhaftigkeit ihrer Organe war vorauszusehen, daß Eingehenderes von ihr nicht zu erwarten sei, man verschwendete daher weder Mühe noch Zeit an ihr.

Otto Ruckmann hatte fast noch triftigeren Grund als Adele, seinen Verbündeten zu schonen und leugnete alle und jede Verbindung mit Nemeschy.

Seines Wissens, behauptete er, habe kein Fremder im Landhause gewohnt, war es wirklich der Fall, so geschah es hinter seinem Rücken. Madame Baillou habe er auf

einer Redoute kennen gelernt und sei seitdem öfter mit ihr entweder in einer ihrer Wohnungen, oder im Landhause zusammengekommen. Madame Baillou erschien dabei manchmal in Männerkleidern, um nicht aufzufallen. Adele habe Nemeschy's niemals erwähnt, und er, Ruckmann, könne sich nicht wohl denken, daß Madame mit Jenem in nahen Beziehungen gestanden.

So ungefähr die ersten Angaben des Agenten. Herr von Beer beobachtete ihm gegenüber das nämliche Verfahren wie bei Adele.

Das zweite Verhör mit dieser war zu interessant und zu reich an Erfolg, um nicht vollständig wiedergegeben zu werden.

Als die unglückliche Frau eingetreten war, ließ der Hofrath ihr einen Stuhl geben, sie nahm Platz.

Madame, begann der Polizeidirektor die zweite Vernehmung, ich muß Sie ersuchen, die Wahrheit anzugeben, und zwar nicht etwa, um mir die Voruntersuchung zu erleichtern, sondern um Ihre eigene Position nicht zu verschlimmern. Sie behaupten, den Baron Nemeschy nicht näher zu kennen, wie kam es, daß Sie einem solchen Menschen Diamanten im Werthe von 30,000 Gulden zum Verkaufe anvertrauten?

Ich wußte, daß der Baron mit dem Hofrath Kriegl umgehe und vertraute auf des Letzteren Autorität.

Diese Angabe kann nicht wahr sein. Der Hofrath Kriegl hat in einem seiner Verhöre bekannt, daß Sie seinen Ruin mitbefördern halfen, von seinen Schulden Kenntniß gehabt und ihn indirekt verleitet haben, ein falsches Testament zu produziren, demgemäß mußte Ihnen ein Gesellschafter Kriegls verdächtig erscheinen, und Kriegl selbst konnte Ihnen keine vertrauenswürdige Autorität sein. Sie besitzen zu viel Geist, Madame, als daß Sie annehmen sollten, man könne dieser Ihrer Angabe Glauben schenken. Sie behaupten ferner, Ihre

Besuche des Landhauses in Baumgarten haben blos Zusammenkünften mit Ruckmann gegolten.

So ist es auch, Herr Hofrath.

Sie kamen also niemals in die Lage, noch einen Mann dort zu treffen?

Nie.

Das ist wieder nicht wahr, denn nach Aussage der Magd, hat sich ein Herr zweimal dort aufgehalten. Ferner werden Sie mich nimmermehr glauben machen, daß eine Frau von Ihrer Stellung, von Ihrem Aeußeren sich in ein vertrautes Verhältniß mit einem Manne, wie der Agent, begibt. Der Verkehr zwischen Ihnen und ihm war blos ein geschäftlicher, Sie aber ziehen es vor, um die Wahrheit zu verhehlen, sich zu einer Schmach zu bekennen, weil diese straflos ist. Ich muß bekennen, Madame, daß dieser Zug Ihren Charakter nicht verschönt, ferner, daß ich daraus erkenne, daß Sie schwer gravirt sind, weil Sie zu solchen Mitteln Ihre Zuflucht nehmen. Wiederholen Sie Ihre Angaben, warum Sie Arthur die Adresse Nemeschy's nicht angeben wollten.

Adele folgte der Aufforderung.

Herr von Beer schüttelte den Kopf und erwiederte: Ihre Aussage widerspricht den Verhältnissen. Sie hatten, wie zwei Zeugen angeben, für den jungen Menschen eine glühende Leidenschaft gefaßt, Personen, die man so liebt, wie Sie Arthur, die belügt man nicht. Ich behaupte daher, daß Sie wirklich von der Anwesenheit Petrowichs Kenntniß besaßen, daß aber für Sie wichtige Gründe vorhanden waren, den Aufenthalt Petrowichs nicht zu verrathen. Ich will Ihnen beweisen, Madame, daß ich aufrichtiger bin als Sie, vielleicht wird das gute Beispiel, welches ich Ihnen gebe, von Wirkung sein. Wir haben Gründe zu glauben, daß ein gewisser Peter Müller, ein entsprungener Schiffzieher, Petrowich und Baron Nemeschy, eine und die nämliche

Person sind und wir finden in diesem Umstande die Erklärung, warum Sie dem Studenten die Adresse Petrowichs verweigerten. Sie standen mit dem Verbrecher in Verbindung und hatten zuverlässig ein Interesse daran, daß seine Verbindung mit der Tochter des reichen Fabrikanten zu Stande komme.

Adele erschrak, sie gewahrte, daß sie durch ihr Leugnen sich eines Verbrechens verdächtig machte, welches ihr ferne lag, denn in Wahrheit wollte sie gerade Das verhindern, was man ihr zur Last legte.

Herr von Beer, nachdem er die erzweckte Wirkung gewahrte, fuhr in seinem für heute im Voraus entworfenen Manöver fort.

Wir wollen gleich jetzt hinzufügen, daß es klug und mit Berechnung ausgedacht war.

Der Hofrath zog dabei den Charakter der Frau, die er vor sich hatte, mit in den Kalkül. Mit psychologischer Schärfe erfaßte er deren Art zu denken und fußte sich auf Temperament und Leidenschaft.

Mit Einem Worte, was der Polizeidirektor in diesem Verhöre durchführte, war ein Meisterzug, der ihm um so mehr zur Ehre gereichte, da er kein von einer blinden Henne gefundenes Weizenkörnlein, sondern ein im Voraus kombinirter Plan war.

Herr von Beer hatte, wie aus dem bereits Erzählten hervorgeht, der Inquisitin die Unhaltbarkeit ihrer Vertheidigung vor Augen gerückt.

Nachdem er damit den Boden unter ihr erschüttert hatte, fuhr er fort: Kennen Sie diese Schriftzüge?

Er zeigte Adelen das Papier aus Nemeschy's Koffer.

Diese erkannte augenblicklich die Hand ihres Gatten, antwortete aber: Nein, ich kenne sie nicht.

Da Ihnen diese Schrift unbekannt ist, sagte Herr von Beer, so wird es auch diese hier sein, denn beide rühren

offenbar von einer und derselben Person her. Lesen Sie diesen Brief, aber laut.

Damit reichte er der Unglücklichen den anonymen Brief, der an den Kaiser gerichtet worden war.

Adele las Anfangs mit fester, dann aber mit immer unsicherer werdender Stimme.

Todtenblässe und Glühröthe wechselten auf ihrem Antlitze ihre Stimme bebte wie die Hand, welche das Papier hielt.

Der Hofrath ignorirte den Eindruck, den der Inhalt des Briefes hervorgebracht, — es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß er die wahre Ursache davon, nämlich, daß Adele die Fälscherin der kaiserlichen Handschrift war, nicht ahnte, — und fuhr seinem Plane gemäß fort:

Dieses Schreiben, obgleich der Verfasser seinen Namen verschwieg, rührte wie wir wissen, von Baron Nemeschy her. Die vollkommene Gleichheit der Schriftzüge macht diese Annahme zur Thatsache. Baron Nemeschy erbietet sich zu einem Kompromiß und wir — werden es annehmen. Die unausbleibliche Folge davon wird sein, daß er straflos ausgehen wird, während Alle, die mit ihm in Verbindung standen, verurtheilt werden. Denn daß der Baron keinen Anstand nehmen wird, die Wahrheit nach allen Richtungen hin zu gestehen, da man ihm nicht nur Straflosigkeit, sondern auch noch eine gute Remuneration anbieten wird, können Sie sich leicht vorstellen. Das glaubte ich Ihnen mittheilen zu müssen, um Sie auf Das vorzubereiten, was Ihnen bevorsteht. Wir sind für heute zu Ende, unterschreiben Sie das Protokoll.

Madame Baillou rührte sich nicht, sie hatte die schöne tadellose Hand, deren Druck einst durch ihre Stellung ausgezeichnete Männer entzückte, an die glühende Stirne gedrückt.

Der Brief Pierre's bot ihr die Gewißheit, daß er entschlossen war, sie zu verrathen, er, den sie schonen zu müssen glaubte, um Das zu verhindern, was er zu thun eben im Begriffe stand.

Statt die Mittel und Wege, die er zur Flucht besaß, zu benützen, zog er es vor, ohne Nothwendigkeit einen Verrath an ihr zu begehen und sie zu verderben.

Er, der Allein- und Hauptschuldige sollte straflos ausgehen?

Dieser Gedanke — das hatte Herr von Beer meisterhaft berechnet, — weckte die Bosheit Adelens gegen den Verbündeten und hieß sie alle bisher maßgebend gewesenen Rücksichten und Bedenken aufgeben.

Verrathen, dachte sie, werde ich in jedem Falle, ich will daher lieber selbst bekennen, damit der Unhold, der an all' meinem Unglücke Schuld trägt, nicht straflos ausgehe.

Nun, Madame, mahnte der Polizeidirektor, im Vorgefühl seines Triumphes, unterzeichnen Sie das Protokoll.

Herr Hofrath, ich unterzeichne es nicht, denn ich habe heute noch Vieles anzugeben.

Sie wollen demnach bekennen?

Ja, Herr Hofrath.

Diesen Entschluß ließ ihr guter Geist sie fassen. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Ihr Bekenntniß so ausfallen möge, daß das Gericht in die Lage versetzt werde, die weiteste Milde walten zu lassen. Glauben Sie mir, Madame, daß Unsereins nichts mehr schmerzt, als Personen von Ihrem Geiste und Ihrer Stellung in solcher Situation vernehmen zu müssen. Sprechen Sie.

Die unglückliche Frau begann nun eine aufrichtige Darstellung ihres Lebens und ihres Verhältnisses zu Pierre.

Herr von Beer erstaunte nicht wenig, als er erfuhr, daß der Verbrecher der Gatte Adelen's sei, er unterbrach ihr Bekenntniß, dem man die Wahrheit an Ton und Geberde abmerkte, mit keiner Silbe.

Madame Baillou verhehlte in ihrer Darstellung nichts,

selbst das einzige Verbrechen, welches sie beging, kam zur Sprache.

Der Hofrath erhielt wieder Grund zu erstaunen, denn Das kam ihm unerwartet, unverhofft, eine Frau war also die Fälscherin der kaiserlichen Handschrift!

Nachdem Adele ein erschöpfendes Bekenntniß abgelegt hatte, sagte er: Ich bedauere Sie, daß Sie sich von der Sucht nach Intriguen und von Leidenschaften zu Schritten drängen ließen, die Ihnen unheilvoll wurden. Ihr Geständniß, dießmal zweifle ich nicht im Geringsten an dessen Aufrichtigkeit, ist so umfassend, daß mir nur noch drei Fragen zu thun übrig bleiben. Und zwar, besitzen Sie vielleicht irgend eine Muthmaßung, wo sich Pierre aufhalten dürfte?

Nein, Herr Hofrath, Eines jedoch muß ich bemerken, daß er zuverlässig bei keiner ihm fremden Person ist.

Worauf stützt sich diese Bemerkung?

Auf Pierre's Gewohnheit, stets ihm bekannte Personen aufzusuchen, sei es, um sie mit zu kompromittiren, oder weil er voraussetzt, daß man ihn dort am eifrigsten verbergen wird.

Sie sprachen von einem Billet, welches Rosalie Klein an Petrowich schrieb, und von dem Agenten später in einer Rocktasche Petrowichs gefunden wurde. Dieses Billet ist sehr wichtig, denn es konstatirt das Einverständniß zwischen Petrowich und Klein, wo befindet es sich?

Adele erklärte, daß es in einem geheimen Fache ihres Pultes liege, und gab genau an, wie jenes zu öffnen sei.

Ich komme nun zur dritten und letzten Frage, sprach der Hofrath weiter, sie bezieht sich auf die falschen Handbillets. Was bewog Sie zu diesem Unternehmen?

Daß ich aus den Falsifikaten keinen Gebrauch zu ziehen gedachte, beweist ihr Inhalt —

Was wollten Sie damit bezwecken?

Aergerniß, sonst nichts.

Und warum? Was verleitete Sie dazu?

Ich will Ihnen auch das gestehen, Herr Hofrath, es war die tief verletzte Eitelkeit des Weibes.

Herr von Beer schloß das Protokoll — Madame Baillou unterschrieb es.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Vogel, der auf den Leim geht.

Wir versetzen uns wieder nach Mariabrunn, wo der wackere Baron Nemeschy bei Tante Angelika den frommen, gottesfürchtigen Mann spielte und der alten Betschwester in einer Weise hofirte, daß diese für den Edelmann ganz eingenommen wurde und ihrer Nichte alle Qualen der Hölle an den Hals wünschte, weil sie den Werth einer so kostbaren Perle zu erkennen sich weigerte.

Nemeschy befand sich bereits in der peinlichsten Erwartung einer Antwort in der Wiener Zeitung, sie zögerte, er aber gab die Hoffnung sie zu finden noch nicht auf, endlich als die vierte Nummer seit seinem Verweilen in Mariabrunn erschien, las er einen Bescheid, der ihn zwar nicht ganz befriedigte, aber auch seine Hoffnungen nicht zerstörte.

In Form eines „Aviso“ enthielt das Intelligenzblatt

die Mittheilung, daß man auf den brieflichen Antrag vom (Angabe des Datums des anonymen Briefes) einzugehen nicht abgeneigt sei, der Antragsteller müsse sich jedoch früher deutlich darüber aussprechen, ob er das Geschäft allein betrieben, oder ob er mit Anderen verbunden sei, und ob er diese zu bezeichnen geneigt wäre?

Der Schiffzieher brauchte nicht lange zu klügeln, um den geheimen Sinn des „Aviso“ herauszufinden.

Man will meinen Antrag annehmen, sprach er für sich, wenn ich mich verpflichte, meine Mitschuldigen anzugeben. Meiner Treu, diese Bedingung anzunehmen trage ich kein Bedenken, meine Gattin geräth ohnedem unter's Messer und der Gänsekopf Ruckmann hat es doch wahrlich nicht verdient, daß ich ihn länger verschone. Also frisch daran, der Brief wird sogleich geschrieben, und zur Post befördert, ich kann es kaum erwarten, aus der gegenwärtigen Unthätigkeit hinauszukommen, die alte Betschwester ist mir bis in die Seele zuwieder und das Augenverdrehen macht mir wahrhaftig auch kein Vergnügen.

Nemeschy fertigte also die Antwort in einer Weise aus, daß seiner Meinung nach ein Hinderniß nicht mehr obwalten konnte.

Der alten Jungfer schwatzte er vor, sein erster Brief müsse durch die Nachlässigkeit der Post in Verlust gerathen sein, er habe deßhalb einen zweiten geschrieben, den Martin sogleich zur Post nach der Stadt tragen müsse.

Tante Angelika hatte natürlich dagegen nichts einzuwenden, der Knecht wurde abgesendet.

Das „Aviso“ in der Wiener Zeitung war ein vom Polizeidirektor ausgelegter Köder, der mit einer Falle in Verbindung stand.

Herr von Beer, um den verborgenen Schiffzieher nicht erst lange suchen zu müssen, bediente sich einer List, die damals leicht in's Werk gesetzt werden konnte.

Das „Aviso“ wurde derart abgefaßt, daß von Seite des Schiffziehers eine Antwort erfolgen mußte.

Der Postanstalten, wo Briefe aufgegeben werden konnten, waren zu jener Zeit in und um Wien herum so wenige, daß sie leicht besetzt werden konnten.

Zu jedem Aufgabsorte wurden zwei Vertraute beordert, einer in der Stube mußte rasch jeden von allen in den Kasten geworfenen Brief ansehen, und sobald er die Adresse an den Kaiser las, seinem Gefährten auf der Straße durch's Fenster ein Zeichen geben, damit dieser die Arretirung des Aufgebers veranlasse.

Damals, wo die Korrespondenz nicht so in Flor war, wie jetzt, konnte dieses Manöver ausgeführt werden.*)

Es mochte ungefähr vier Uhr Nachmittags sein, als Martin mit dem Briefe bei dem Unteramte auf der Mariahilfer Hauptstraße erschien und den Brief wie das erste Mal in's Loch fallen ließ.

Noch war er nicht zwanzig Schritte weit gegangen, als ein Herr ihm auf die Schulter klopfte und ihn mitgehen hieß.

Wohin?

Zur Polizei.

Ich hab' bei der Polizei nichts zu suchen.

Desto mehr die Polizei bei Euch.

Der Knecht machte Miene sich zu weigern, aber flugs haftete sich ein zweiter Herr an seine Seite und außer ihm

*) Die damalige Organisation der Post war folgende: In der Wollzeile befand sich das Postoberamt mit zwei Beamten, davon einer Direktor war, der zweite sein Gehilfe. In der Stadt befanden sich 9, in den Vorstädten 11 Unterämter. Für die Klapperpost, (Stadtpost) waren in Wien sammt Umgebung 20 Briefträger, Kollektanten genannt, in Bewegung.

noch zwei Polizeisoldaten, die Sache begann ernst zu werden, Martin spielte den Klugen und gab nach.

Man brachte ihn zur Polizeidirektion, Herr von Beer erhielt den von Martin aufgegebenen Brief eingehändigt.

Vom Monarchen für diesen Fall im Vorhinein ermächtigt, erbrach der Hofrath den Brief, las ihn und fand, was er erwartet hatte.

Nun wurde der Knecht vorgeführt und in's Verhör genommen.

Martin war ganz verblüfft, und da er keinen Grund besaß, etwas zu leugnen, so gab er auf alle an ihn gerichteten Fragen wahrheitsgetreue Auskunft.

Herr von Beer erfuhr, daß Baron Nemeschy bereits seit der vorigen Woche — der angegebene Tag stimmte genau mit dessen Entweichung aus dem Landhause in Baumgarten — bei dem gnädigen Fräulein wohne, daß er das Haus niemals verlasse, bereits einen solchen Brief geschrieben, den er, Martin, zur Post expedirt habe u. s. w.

Der Knecht, da er nicht zu schreiben verstand, machte drei Kreuze unter das Protokoll und meinte, nun seines Weges gehen zu können, er irrte sich.

Herr von Beer behielt ihn in Verhaft, tröstete ihn jedoch, daß es nur aus Vorsicht geschehe.

Nachdem Martin abgeführt war, rief der Hofrath den Amtsdiener in's Bureau.

Luchs trat ein.

Er wird wieder zu thun bekommen, begann der Amtsherr mit freudestrahlendem Antlitze, und zwar sogleich. Ich habe seit ein Paar Tagen sehr glücklich operirt.

Luchs verzog den zahnlosen Mund zu einem spöttischen Lächeln und erwiederte: Das Glück ist auch Herrn Hofrath hold.

Und ich bilde mir darauf was ein. Ich habe alle in der Schwebe befindlichen wichtigen Affairen erlediget, hat Er mich verstanden, Alle!

Ich verstehe Sie immer, Herr Hofrath, selbst wenn Sie in der vielfachen Zahl sprechen.

In dieser Aeußerung des alten Amtsdieners, der sich so Manches aus der Schüssel herauszunehmen getraute, der sogar seinen Hofrath niemals mit Euer Gnaden anredete, lag eine Malice.

Herr von Beer war gewohnt, bei allen gelungenen Operationen in der einfachen Zahl von sich, bei mißlungenen dagegen in der vielfachen Zahl zu sprechen. Er sagte z. B. „Ich habe einen guten Weg eingeschlagen," oder „er ist mir in die Falle gegangen" u. s. w. Anderseits sagte er dagegen „Er ist uns entkommen" oder „wir waren zu voreilig" selbst wenn kein anderer dabei betheiligt war, wie er selbst.

Der Hofrath ignorirte oder überhörte die Bemerkung des Amtsdieners und fuhr fort: Madame Baillou hat Alles gestanden, seine Kombination bezüglich des Nemeschy war richtig, er und Petrowich und Peter Müller sind eine und die nämliche Person. Er wird ihn heute Abend aus dem Nest heben, der Spitzbube wohnt in Mariabrunn bei der Schwester des Fabrikanten Hellinger. Versehe Er sich des Schlimmsten, denn wir haben es mit einem Erzgauner zu thun. Bedarf Er Details —

Ich werde mir solche schon holen.

Wo, bei wem?

Bei dem verhafteten Knechte.

Meinethalben. Also geh' Er mit Gott und verseh' Er sich mit einer tüchtigen Assistenz. Ich muß zu Seiner Majestät.

Fuchs entfernte sich und murmelte: Die Meriten An-

derer verschlingen, und das Lob dafür einstecken, das kann Jeder, der sich am Ruder befindet. Das Lob schlägt wie das Donnerwetter immer in die Spitze, der Tadel dagegen ergießt sich wie ein Platzregen über die ganze Gegend. Ich diene schon etliche zwanzig Jahre und habe noch Keinen angetroffen, der da gesagt hätte: „Herr, ich habe die Auszeichnung nicht verdient, sondern der und der!“ dagegen sind mir schon Viele aufgestoßen, die allemal sprechen: „Herr, ich habe nicht gefehlt, sondern der Peter war's und der Paul und der Christof.“ So war's, so ist's und so wird's bleiben, so lange Kanzleien bestehen, d. h. in aller Ewigkeit.

Während dieses malkontenten Sermons langte er in der Stube an, wo der Knecht der Tante Angelika zwischen Schloß und Gitter saß.

Ihr heißt Martin?

Ja, Euer Gnaden.

Ich bin kein gnädiger Herr, sondern der Amtsdiener, der sich Luchs nennt, folglich für Euch, Herr Luchs. Wie heißt die Frau, bei der Ihr dient?

Sie ist keine Frau, sondern ein Fräulein.

Wie alt ist sie?

Fünfzig Jahre.

Also eine alte Jungfer.

Eine fromme Person, die betet und fastet und sich zur Buße geißelt.

Demnach eine Betschwester. Steht sie mit dem Baron auf freundschaftlichem Fuße?

Das will ich meinen, sie sagt immer „lieber Baron“ zu ihm.

Sooo? — Hm, hm, das fällt mir auf.

Sie hielt die Tochter des Fabrikanten so lange einge-

sperrt und ließ sie Buße thun, bis sie ihre Weigerung, den Baron zu heiraten, aufgab.

Wirklich? Das ist merkwürdig, und wo wohnt sie?

Martin bezeichnete das Haus.

Luchs ließ sich die innere Beschaffenheit desselben genau bezeichnen und frug hierauf, wo der Baron schlafe, ob die Fenster vergittert seien und so weiter.

Nachdem er ein genaues Bild der Lokalität zusammen gefragt hatte, und Miene machte, sich zu entfernen, bat der furchtsame Knecht ihn um Auskunft über sein Geschick.

Seid guten Muthes, antwortete der Amtsdiener, Euch wird nichts geschehen. Ihr könnt Gott danken, daß Ihr jetzt schon sitzt, denn in der Nacht hättet Ihr aus dem Bette und ebenfalls mitgehen müssen, was keineswegs angenehm ist.

Damit verließ er den Verhafteten und murmelte: Vier Mann Assistenz genügen. Ich werde mich ohne Verzug auf den Weg machen, und zwei geschlossene Kaleschen nehmen, denn der Marsch nach Mariabrunn ist für meine alten Knochen zu anstrengend!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht war angebrochen, Tante Angelika und Baron Nemeschy saßen in der großen Stube, welche durch zwei Kerzen hell erleuchtet war, und nahmen gerade das Abendmahl ein.

Der Baron sprach von Ereignissen auf seinen Gütern, ließ mitunter ein Wörtlein der Besorgniß über das Ausbleiben des Knechtes fallen, worüber ihn die alte Jungfer beruhigte, bemerkend, daß der Knecht verläßlich, der Weg ein weiter sei u. s. w.

Das erste Mal, meinte Nemeschy, kam er trotzdem zeitlicher zurück.

Heute traf er vielleicht einen Bekannten in der Stadt, oder übernahm die Besorgung einiger Kommissionen, wer kann's wissen?

Der Baron stellte sich beruhigt, ohne es zu sein.

Auf einmal kreischte es in der Küche draußen: „Jesus, Maria und Jo —"

Es war die Magd Ursula, welcher die letzte Silbe des letzten Wortes im Halse stecken blieb, weil eine kräftige Männerhand ihr die Faust an den Mund drückte.

Tante Angelika sprang erschrocken auf und rief: Was gibt's?

Baron Nemeschy schnellte wie der Blitz vom Stuhle auf, nur ein Moment und beide Lichter waren ausgelöscht.

Was thun Sie, lieber Baron, schrie die alte Jungfer noch mehr erschreckt.

Mit ihrem letzten Worte zugleich flog die Thüre auf und Luchs, mit einer Blendlaterne in der Hand — der alte Praktikus hatte sich vorgesehen — trat ein und rief: Lichter anzünden, wo ist der Baron?

Die Mägde beeilten sich, seinen Befehl zu vollziehen.

Luchs und zwei Soldaten hinter ihm, da sie den Gesuchten nicht in der Stube, dagegen die Seitenthüre offen fanden, eilten hinein.

Wohin hatte sich Nemeschy geflüchtet?

Der Schiffzieher war bei Zeiten auf ein Schlupfloch bedacht gewesen.

Das Haus der alten Jungfer war ebenerdig, daher sämmtliche Fenster vergittert.

Um nun bei einem Ueberfalle einen Ausweg offen zu haben, durchsägte der Baron zwei Eisenstäbe des Gitters derart, daß sie zur Nothdurft hielten, jedoch durch einen Druck beseitiget werden konnten.

Nemeschy flog also in seine Stube, öffnete rasch das Fenster, riß die durchfeilten Stäbe weg und kroch in's Freie.

Noch hatte er mit den Beinen, welche voraus waren, den Boden nicht erreicht, so fiel ein Kolbenschlag auf seinen Vorderleib und gleich darauf ein zweiter auf seinen Kopf, gerade stark genug, ihn zu Boden zu werfen und zu betäuben.

Der vorsichtige Amtsdiener, da er die Lage jener Stube, die Nemeschy bewohnte, genau kannte, hatte einen Mann vor's Fenster postirt.

Ich hab' ihn schon, rief dieser, als der Schiffzieher am Boden lag.

Dachte mir's gleich, versetzte Luchs, der gerade an's offene Fenster trat, daß er sich auf diese Weise zu salviren suchen wird. Ich will auch einmal in der einfachen Zahl sprechen und sagen: Ich habe gut operirt.

Hierauf ertheilte er den Befehl, den Ohnmächtigen zu binden, einer der Soldaten mußte die vor dem Orte stehen gelassenen Wagen herbeiholen.

Nach dieser Anordnung begab er sich zurück in die große Stube, wo Tante Angelika und ihre beiden Mägde verstört und zitternd dastanden und noch nicht recht wußten, was sie von dem Allen zu halten hatten.

Ein andermal, wendete sich Luchs vorerst zu Ursula, schrei sie „Jesus, Maria und Josef“, wenn Spitzbuben in's Haus kommen, nicht aber, wenn Leute vom Amte eintreten.

Mein Herr, nahm jetzt Tante Angelika das Wort, ich verlange Aufklärung. Der Herr Baron, mein Gast — mein künftiger Verwandter —

Weiß es, weiß Alles —

Es muß hier ein Mißverständniß obwalten.

Ich glaube nicht —

Der Herr Baron ist ein Freund meines Hauses, der an Seine Majestät erst heute schrieb.

Ah, rief der Amtsdiener, die Augen aufreißend, Sie wissen also auch davon? Packt die alte Jungfer, sie muß mit, die beiden Mägde auch, die ganze Bagage ist in hohem Grade verdächtig.

Maria und Josef! zetterte die Tante, Ursula und Eva stimmten mit ein.

Wenn Euch das Schreien Vergnügen macht, sagte Luchs, ich hab' nichts dagegen, schreit zu. Sobald es mir aber lästig fallen wird, so lasse ich Euch Knebel in die Mäuler stecken, ich hab' mich damit vorgesehen.

Um Gotteswillen, Sie werden doch nicht mich arretiren.

Die Arretirung geschieht nicht um Gottes-, sondern um des Gesetzes willen. Sie haben bei uns Zeit genug zu beten, und was Fasten und Geißeln betrifft, so werden unsere Schäflein daran gewöhnt.

Aber ich bin ja unschuldig.

Um so besser, dann ist's eine Prüfung, worin Sie sich als fromme Jungfer fügen werden.

Die drei Weiber, von zwei Polizeisoldaten bewacht, wurden in die eine Kalesche gebracht — der Schiffzieher, von Luchs und den beiden andern Soldaten gehütet, kam in die zweite.

Das Haus wurde gesperrt und die Schlüssel der Ortsobrigkeit übergeben, dann ging es fort nach der Stadt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Gerechtigkeit nach allen Seiten.

Nach der umfassenden Aussage, welche Madame Baillou gemacht hatte, gab es für die Anderen keine Möglichkeit mehr, sich durch Leugnen zu salviren.

Otto Ruckmann sah dieß sogleich ein, und spielte den Reuigen, seine Angaben stimmten mit denen Adelens genau überein.

Der Schiffzieher machte Miene, zu den bekannten Praktiken aller Spitzbuben seine Zuflucht zu nehmen, allein Herr von Beer verlor nicht viele Worte an ihn und sagte blos, daß Adele Baillou und Otto Ruckmann Alles eingestanden hätten.

Pierre wollte sich nun an den letzten Strohhalm klammern und fragte: Ob auch von den falschen Handbillets die Rede gewesen sei?

Ja, erhielt er zur Antwort, die Thäterin hat sich selbst angezeigt.

Pierre zuckte die Achseln und murmelte: Sie ist also wieder schlauer als ich gewesen.

Schlauer nicht, versetzte der Hofrath, wohl aber weniger verderbt wie Du.

Da der Schiffzieher die Schlacht von vorne herein für verloren sah, so wollte er mindestens seine Rache an Rosalie Klein kühlen.

Der Betrug, den sie in der Affaire Dietrichs an Petrowich begangen hatte, kam ihr theuer genug zu stehen.

Ihr Billet und die Aussage des Schiffziehers genügten, sie zu überweisen und ihr Lügengewebe zu zerreißen.

Die vier Verbrecher wurden, nachdem die Voruntersuchung beendet war, der Kriminaljustiz übergeben.

Daß Tante Angelika und ihre Hausgenossen nicht lange in Haft blieben, kann man sich wohl denken.

Die Feilhauerin, als ihr die Verhaftung der Schwägerin hinterbracht wurde, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: Das ist wieder ein Beweis, daß über uns eine ewige Gerechtigkeit waltet!

Das Ereigniß machte indessen auf die alte Jungfer einen tiefen Eindruck.

Es weckte ihren Grimm und ihre Bosheit und steigerte ihren Haß gegen die Regierung Kaiser Josefs dermaßen, daß sie gar nicht mehr in seinen Landen wohnen mochte.

Sie machte, was sie besaß, zu Geld und zog fort nach Salzburg, damals das gelobte Land aller Frommen.

Der Prozeß des doppelten Verbrecherpaares war noch im Gange, als eines Morgens halb Wien in Bewegung war, und zwar in der Richtung nach dem hohen Markte.

Was gab es?

Eine Urtheilsverkündigung.

Es war bekannt geworden, daß man heute dem Hofrathe Kriegl das Urtheil verlesen werde, und daß er gleich darauf zum ersten Male an den Pranger gestellt werden solle.

Man glaube aber ja nicht, daß blos der Pöbel es war, der herbeieilte, die schöne, vornehme Gesellschaft war noch zahlreicher vertreten.

„Daß der Pöbel — schreibt ein damaliger Sittenzeichner — zu solchen Schauspielen der Justiz hinläuft, verzeiht man ihm, erstens, weil er der Pöbel ist, und dann, weil der Zweck der Strafe verloren ginge, wenn der Bestrafte ganz ohne Zuschauer, folglich ohne Gefühl der Schande und der Reue bliebe.*) Aber was Leute von anmaßlicher Lebensart und Erziehung zu solchen Auftritten hinlocken könne, das ist schwer zu bestimmen. Ich kann mir nur zweierlei Gründe denken, die Leute, von einem gewissen Stande, zu solchen Schauspielen ziehen können. Entweder sie fühlen ein wirkliches Vergnügen bei der Qual ihrer Mitmenschen, oder sie bedürfen solcher lebendiger Beispiele zu ihrer Moral.“

Ueber das Benehmen der Wiener, als Szekely, Oberstlieutenant bei der ungarischen Garde, wegen Kassadeficits verurtheilt und an den Pranger gestellt wurde, äußert sich ein oppositioneller Broschürenschreiber wie folgt:

„Ich will nun nichts weiter sagen, als mich über das niederträchtige Betragen des Wiener Publikums bei Vollziehung der Strafe an Szekely beklagen. Welche herrliche Augenweide war dieser jammervolle Spektakel dem gaffenden Pöbel! Da stand er nun versammelt um die Bühne, starrte ihn an, den zitternden Grafen, wie eine leblose Bildsäule und begnügte sich nicht, ihn mit einigen Blicken zu fassen; nein! stundenlang verweilten sie, die neugierigen Wiener, um ihn her, und zürnten vielleicht auch im Herzen, wenn die Glocke die Stunde seiner Erlösung von dem Bühnenstehen läutete. Ein Beweis, wie viele

*) Merkwürdige Logik!

Müßiggänger Wien in seinen Mauern einschließe, die ihre Zeit nicht anders zu tödten wissen, als durch den vergnügenden Anblick eines unglücklich bestraften Verbrechers. Ein Beweis, wie wenig die Wiener feines Gefühl und wahres Mitleiden für den Elenden haben. Ein Beweis, daß Kaiser Josef recht dazu gemacht ist, den Geist der Wiener, der sich immer nach neuen auffallenden Gegenständen sehnt, zu ernähren."

Wir haben diese beiden Auszüge wieder gegeben, weil sie uns einer Schilderung bei der Ausstellung des unglücklichen Hofrathes Kriegl überheben.

Wir haben daher nur zu erwähnen, daß er seiner Aemter, Orden und Titel verlustig erklärt und zu dreimaligem Prangerstehen, jedesmal durch neun volle Stunden und zu zehnjährigem Zuchthaus verurtheilt wurde.

Am fünften Tage darauf sah man den gewesenen Hofrath bereits mit dem Besen in der Hand die Gassen kehren.

Es war eine strenge, unerbittlerliche Justiz.

Fast um dieselbe Zeit geschah es, daß ein Franziskaner aus Graz, Namens Paradeiser, um die Erlaubniß ansuchte, die Religion ändern zu dürfen, um heiraten zu können.

Statt der Erlaubniß erhielt er ein Jahr Zuchthaus und der Kaiser wollte, daß er in seinem Ordenshabit die Gassen kehre. Eindringliche Vorstellungen bewirkten eine Aenderung in dem letzteren Punkte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ganz Wien sah dem Ausgange des Prozesses mit der größten Spannung entgegen.

Die Urtheile erfolgten.

Otto Ruckmann kam wegen Erzeugung falscher Bankozettel auf fünf Jahre zum Schiffszug — die der Unglückliche nicht überlebte.

Peter Müller wurde an beiden Wangen gebrandmarkt und kam auf lebenslänglichen Schiffzug.

Die Vorsehung ließ ihn die ganze Epoche des Schiffziehens überleben, und als diese Strafe unter Kaiser Leopold abgeschafft wurde, kam Peter Müller nach der Festung Komorn, wo er dem Sumpffieber erlag.

Der Rest des Geldes, welches von dem Erlös der Diamanten herrührte, wurde dem Armenfonde zugesprochen.

Rosalie Klein wurde wegen des an dem Leihhausbeamten begangenen Betruges zu dreimaligem Prangerstehen und zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Adele Baillou wurde der Verführung und der Fälschung kaiserlicher Handschrift schuldig erkannt.

Vor uns liegt eine damalige Flugschrift mit dem Titel:

„Wie hat Frau von Baillou sich bei der Ankündigung ihres Strafurtheils benommen?“

Ein Auszug daraus wird für den Leser dieser Erzählung gewiß von hohem Interesse sein.

„Ich war Augenzeuge — schreibt der uns unbekannte Verfasser — der schauerlichen Feierlichkeit, die in unserem Kriminalgerichtshofe begangen wurde, und wie ich es mitgesehen, wie ich es mitgefühlet habe, so empfängst Du's von mir, liebes Publikum!“

„Möchte dieser der letzte Fall sein, der die Strenge der Gerechtigkeit gegen eine Person von so vielen anderen Vorzügen auffordert.“

„Baillou war in der That ein Weib von großem Geiste, aber sie nahm gleich Anfangs eine falsche Richtung und so ward ihr Glanz in die schwärzeste Nacht verdunkelt.“

„Um halb neun Uhr Morgens versammelte der Chef des Gerichtes sich mit den übrigen Räthen in einer Rathsstube und ließ die Verbrecherin vor sich kommen.“

„Sie mußte weder die Ankündigung ihres Urtheils, noch die über sie verhängte schwere Strafe vermuthet haben, denn sie kam unerschrocken bis zur Thüre des Rathszimmers, da sie aber die ungewöhnliche Menge der Anwesenden bemerkt hatte, ward sie betroffen und sah mit furchtsamen Blicken um sich her.“

„Doch in einigen Sekunden faßte sie sich wieder, machte eine anständige Verbeugung und stellte sich dem Chef zur Linken.“

„Allenthalben herrschte die feierlichste Stille, das Herz aller Anwesenden schlug heftiger, auf allen Gesichtern entwickelten sich unverkennbare Züge des Mitleids.“

„Der Chef öffnete das Urtheil, das mit den Worten: Seine k. k. apostolische Majestät“ begann — hier fing die Baillou, die bisher ihre Seufzer mit sichtbarer Gewalt unterdrückt hatte, an allen Gliedern zu zittern an, demungeachtet blieb sie in einer Fassung, daß sie das ganze Urtheil mit der Gelassenheit anhörte, die bei Personen vom Gefühl eine Folge des lang gelittenen Schmerzes ist.“

„Nachdem der Chef ihr vorgetragen hatte, daß sie durch drei Tage auf der Schandbühne zur öffentlichen Schau ausgestellt, auf acht Jahre in das hiesige Zuchthaus abgegeben und nach zurückgelegter Strafzeit aus allen k. k. Erbstaaten verwiesen werden solle, hielt er eine kurze aber rührende Anrede, worin er sie durch Trostgründe der Religion zur Standhaftigkeit in ihrer Lage aufmunterte und ihr vorstellte, daß sie dem Staate für die Größe ihres Vergehens Genugthuung und Anderen ein abschreckendes Beispiel schuldig sei.

„Baillou stand todtenblaß, starr am ganzen Körper, mit tief unter sich gesenktem Blicke da, wollte reden, aber der Schmerz hatte ihre Zunge gelähmt.“

„Auf ein Zeichen des Chefs ward sie in ein Nebengemach geführt, um sich, ehe sie die Bühne betrete, von ihrer Betäubung zu erholen. Hier sank sie ohnmächtig zu Boden; durch stärkende Mittel, womit die Gefangenwärter sie labten, wurde sie in wenigen Minuten wieder zu sich gebracht, daß sie sich selbst aufrichtete, und mit einem Blicke voll des äußersten Schmerzes gegen den Himmel sah."

„Es muß so sein! war Alles, was sie kaum vernehmlich sprach, und es scheint, sie habe in diesen Worten Trost gefunden, denn ihr Gesicht heiterte sich allmälig auf, und sie hatte so viel Kraft, daß sie, ohne geführt zu werden, die zwei Treppen des Gerichtshofes hinabsteigen konnte."

„Von neun bis zehn Uhr stand sie auf der Bühne in einem braunkottonenen Schlafrocke, weißem Halstuche und weißer Nachthaube."

„Um zehn Uhr wurde sie in ihren vorigen Arrest zurückgeführt, wo sie durch anhaltende Thränen ihren Schmerz milderte."

„Zu ihr hat man zwo andere Weibspersonen, die wegen geringen Verbrechen insitzen, gesperret."

„Um Nachmittagzeit erhielt sie von ihrem Beichtvater einige Speisen, wovon sie aber nur wenig zu sich nahm."

„Nachmittags fiel sie aus Mattigkeit in einen Schlummer und wachte erst gegen Abend auf."

„Sie sprach ganz ruhig mit den anderen Weibspersonen und um halb zehn Uhr Nachts begab sie sich wieder auf ihre Liegerstatt, die aus blossen Brettern besteht."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gleichzeitig mit diesen Strafurtheilen wurde auch die Revision des Prozesses des gewesenen Leihhauskassiers Dietrich angeordnet.

Das früher geschöpfte Urtheil wurde kassiert und Dietrich auf Grundlage der Aussage der Klein und Petrowichs freigesprochen, ohne jedoch in sein früheres Amt wieder eingesetzt zu werden.

Seine Ehre war wohl gerettet, aber das Brot blieb verloren.

Es sollte ihm von anderer Seite zu Theil werden.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Entweder ganz oder gar nicht.

In der Preßgasse auf der Wieden, im Hause des Seidenbandfabrikanten Hellinger hatte sich der Himmel aufgeheitert.

Der Klärungsprozeß begann mit der Flucht des Baron Nemeschy und endete mit dessen Verurtheilung.

Hellingers Antlitz zeigte zwar nichts weniger als eine heitere Miene, denn Menschen von seinem Charakter versöhnen sich wie mit Anderen auch mit sich selbst sehr schwer, allein die Feilhauerin kehrte sich nicht daran und bauete auf die Allmacht der Zeit.

Klementinen gegenüber beobachtete sie ihre bisherige Haltung.

Sie war die liebevolle, herzliche Mutter, aber sie vermied es fast ängstlich die „Vertraute" zu werden.

Eines Nachmittags, der Fabrikant war eben nicht daheim, näherte sich das Mädchen der Tante, küßte ihr die Hand und begann: Meine liebe, meine gute Tante —

Frau Margarethe stutzte und schaute die Nichte groß an.

Da diese inne hielt und die stille Pause sich auszudehnen drohte, sagte Jene: Nun, was weiter? Daß ich Deine Tante bin, weiß ich, aber was hintennach kommen soll, davon habe ich keine Idee.

Errathen Sie es nicht?

Ich bin kein Rathsherr und mein seliger Mann war nur ein Feilhauer.

Söhnen Sie mich mit dem Vater aus.

Dazu benöthigest Du mich? Ich denke, Dein Verstand und Dein Herz müssen Dir eingeben, was Du zu thun hast. Du darfst nicht vergessen, daß Du nichts weniger bist als schuldlos. Du warst störrisch und erbost, einem Vater die Lieb' aufzukündigen, ist noch frevelhafter als den Gehorsam. Die Ereignisse, die dem vorausgegangen sind, dienen Dir zwar zur Entschuldigung, allein tadelnswerth bleibst Du immer. Du hast gefehlt, folglich mußt Du die Selbstüberwindung besitzen, den Fehler einzugestehen.

Ich verspreche es.

Dann haben wir darüber kein Wort mehr zu verlieren. —

O doch, liebe Tante, doch. Ich fürchte . . .

Was fürchtest Du?

Daß der Vater . . .

Jetzt wieder seinen Kopf aufsetzen wird? fiel ihr die Tante in's Wort. Möglich ist's schon, und ich könnt' ihm nicht ganz Unrecht geben, wenn er Dich ein wenig zappeln ließe, indessen der Familienfriede kann nicht schnell genug befördert werden, ich werde das meinige thun, ihn zu beschleunigen. Bist Du damit zufrieden?

Ach, liebe, gute Tante!

Noch nicht? Was willst Du noch?

Sie haben mich von einer erschrecklichen Gefahr befreit . . .

Das war meine Schuldigkeit.

Sie haben von unserem Hause ein schweres Unglück abgewendet . . .

Euer Haus ist auch das meinige.

Wie soll ich Ihnen für das Alles danken?

Tinchen, diese letzte Frage paßt zu meinen früheren Reden, wie eine Faust auf's Aug'. Du hast etwas Anderes sagen wollen. Du weißt recht gut, daß man von Kindern keinen anderen Dank begehrt, als daß sie brav und rechtschaffen bleiben sollen, wozu also die dalkete Frag'? Aber wie gesagt, Du hast etwas Anderes vorbringen wollen, also heraus damit. Hier in der Stadt sagt man: „Ohne Umschweife, wenn ich bitten darf“, bei mir daheim heißt's: „Mankel nit lang herum!“

Klementine küßte ihr wieder die Hand und lispelte:

Ziehen Sie Ihre Hand nicht ab von mir, stehen Sie mir ferner bei!

Die Feilhauerin wußte genug und erwiederte mit einer Hoheit, die man dieser schlichten Frau kaum zugetraut hätte: Ueber diesen Punkt weiter zu sprechen, verbiete ich Dir. Was uns aus weiter Ferne her, wie ein Maulwurfshaufen erscheint, den man mit einem Sprung übersetzen kann, das entwickelt sich, je mehr man d'rauf losgeht zu einem mächtigen Berg, den man nur mühselig erklettern kann, ja manchmal sogar, wenn man schon fast oben ist, gewahrt man erst, daß die letzte Spitze aus einem steilen, unübersteiglichen Felsen besteht. Ich bin eine vorsichtige Frau. In einer Gegend, die ich nicht kenne, verspreche ich Niemandem, ihm über jenes Hügelchen hinweg zu helfen, weil ich aus der Ferne nicht beurtheilen kann, ob das Hügelchen nicht ein unübersteiglicher Felsen ist. Bei ähnlichen Gelegenheiten pflege ich zu meinem Reisegefährten zu sprechen: Mein Lieber, warten wir erst, bis wir dort sind! Hast Du mich verstanden?

Ja! hauchte Klementine mit trauriger Miene.

Dein Antlitz läßt mich das Gegentheil besorgen. Ich bin aber trotzdem nicht gesonnen, mich deutlicher zu erklären. Ich bin die Schwester Deiner Mutter, diese hat mir vor ihrem Tode Dein Wohl an's Herz gelegt, mein Name ist Margarethe Grundler, ich war und bin die Feilhauerin und werde es bleiben, so lange ich lebe. Hast Du mich jetzt verstanden?

Ja, meine liebe, liebe Tante! rief das Mädchen freudig aus.

Jetzt glaube ich es. Es genügt aber nicht, daß Du

mich verstehst, sondern es ist auch nothwendig, daß Du mir vertraust. Wirst Du das thun?

Ja, meine gute Tante.

Unter allen Bedingungen?

Unbedingt!

So ist's recht. Mein Wahlspruch ist: „Halb gethan, nichts gethan. Entweder ganz oder gar nicht!“

Damit endete diese Szene.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages kam Klementine zu ihrem Vater, knieete vor ihm nieder und sagte: Herr Vater, ich habe Sie gekränkt, ich weiß es — ich habe schwer gefehlt, verzeihen Sie mir!

Die Feilhauerin, welche sich anwesend befand, schaute den Vater an und schwieg.

Dieser erwiederte: Glaubst Du, nachdem Du Dich an mir vergangen hast, es genüge, daß Du um Verzeihung bittest? Du verlangst, daß ich Dein Vater sein soll, nachdem Du aufgehört hast, mein Kind zu sein? Ich habe gefehlt, das ist wahr, Dir aber, dem Kinde, stand es nicht zu, sich über meinen Fehler zum Richter aufzuwerfen und mich damit zu strafen, daß Du mir die Liebe aufkündigtest.

Mein Vater, ich habe gefehlt, schwer gefehlt, verzeihen Sie mir.

Ich will es, aber nur unter Einer Bedingung.

Mein Vater!

Ja oder nein? Ich verlange, daß Du einwilligest, sie zu erfüllen, ohne daß Du sie kennst.

Ich verspreche es.

Ich will Alles vergessen, Du aber mußt auch Alles vergessen, verstehst Du mich? Alles, Alles!

Tinchen erblich.

Jetzt ergriff die Feilhauerin das Wort und sagte: Lieber Herr Schwager, man darf von einem Menschen nicht mehr begehren, als einem Menschen zu leisten möglich ist. Vergessen liegt nicht in unserer Gewalt, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich und wenn es mein Leben kostete, mich nicht verpflichten könnte, an den Baron Nemeschy zu vergessen! Seien wir also aufrichtig. Was in diesem Hause vorgegangen ist, läßt sich nicht vergessen, es wär' auch nicht einmal gut, wenn man es vergäße, aber man thut wohl daran, niemals davon zu sprechen. Das genügt, was noch fehlt, wird die Zeit verwischen, der schwarze Fleck wird allmälich verblassen, das ist meines Erachtens klüger, als wenn man eigensinnig darauf bestehen würde, den Klecks augenblicklich wegzuradiren und ein Loch in's Papier machte. Daher, Herr Schwager, bitte ich Sie, Ihrer Tochter zu verzeihen und den Frieden des Hauses wieder herzustellen. Ich möchte nicht abreisen, ohne das Bewußtsein mit mir zu nehmen, daß hier Alles ist, wie es vor fünf Monaten war.

Sie wollen abreisen?

Lieber Herr Schwager, ich muß! Mein Haus, meine Wirthschaft haben mich schon lange genug vermißt, denn ich muß doch auch an meine Geschäfte denken.

Frau Schwägerin, ich habe wirklich nicht mehr daran gedacht, daß Sie mich je verlassen könnten.

Diese Versicherung freut mich vom ganzen Herzen, allein Sie sind ein einsichtsvoller Mann, und als solcher werden Sie wissen, daß eine Wirthschaft wie die meinige ohne Herrn nicht bestehen kann und der Herr bin ich.

Ich kann Sie aber nicht von mir lassen, ohne Ihnen einen Beweis meiner tiefgefühlten Dankbarkeit zu geben.

Nichts leichter als das! rief die Feilhauerin aus, ohne mich wären Sie jetzt der Schwiegervater eines Schiffziehers, durch mich sind Sie aber der Vater einer rechtschaffenen Tochter geblieben, drücken Sie dieses Kind wieder an Ihr Herz und seien Sie ihr, was Sie immer waren, ein fürsorglicher Vater.

Hellinger widerstand nicht länger, er öffnete der Tochter die Arme und Klementine warf sich freudig au seine Brust.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Vormittage reiste die Feilhauerin ab.

Hellinger und Tinchen wollten sie zu Wagen eine Strecke weit begleiten, sie aber wies dies unter allerlei Vorwänden zurück.

Den wahren und wirklichen Grund davon soll der Leser gleich erfahren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Margarethe Grundler, bevor sie Wien verließ, hielt in Mariahilf vor dem Hause des Fleckſieders Rindum.

Dort wohnten derzeit im Hinterstübchen Eberhard Dietrich und sein Sohn Arthur, was die Feilhauerin in Folge vorhergegangener Erkundigungen erfahren hatte.

Man wird sich der Aeußerungen Rindums erinnern, aus welchen hervorging, daß er und Dietrich Logenbrüder waren, dieser Brüderschaft verdankte der unschuldig erklärte Gassenkehrer die freie Wohnung, welche der Fleckſieder ihm und seinem Sohne freiwillig anbot.

Frau Margarethe trat also in die Hinterstube ein, wo sie Vater und Sohn antraf ohne von ihnen erkannt zu sein.

Arthur hatte sie zwar einmal mit Klementine und Nemeschy im Wagen gesehen, allein dieser fuhr schnell vorüber und der junge Mensch hatte damals nur Augen für die Geliebte. Die Tante Klementinens erschien ihm daher heute vollkommen fremd.

Herr Dietrich, begann die Feilhauerin, mein Wagen hält bepackt vor dem Hausthore, denn ich stehe im Begriffe Wien zu verlassen und in meine Heimat zurückzureisen. Ich bin eine reiche Wirthschaftsbesitzerin im Unterlandl, bin Witwe und benöthige einen ehrlichen Menschen, der bei mir so eine Art Verwaltersstelle annähme. Wenn Sie sich dazu bereit erklären, so biete ich Ihnen so viel an Gehalt, als Sie im Leihamt gehabt haben, füge jedoch die Bedingung bei, daß Sie Ihren Sohn mitnehmen müssen, damit ich aus ihm machen kann, was mir beliebt, dagegen verspreche ich, wenn er brav und folgsam bleibt, für seine Zukunft zu sorgen.

Dietrich fiel bei diesem Antrage einer unbekannten Frau nicht aus, sondern in die Wolken, und machte, was sich leicht denken läßt, verschiedene Einwendungen, welche die Feilhauerin sammt und sonders niederschlug, indem sie

sagte: Ich kenne Sie und Ihre Vergangenheit. Ich weiß Alles und noch Einiges, was Sie nicht wissen. Hier in Wien müßten Sie Ihr Brot erst suchen, bei mir haben Sie es bereits gefunden. Also frisch d'ran, zusammenpacken und mitfahren.

Aber beste, hochverehrte Frau, ich weiß ja noch gar nicht, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?

Mein Name ist Margarethe Grundler, ich bin Feilhauerswitwe aus Stadt Steier und die Schwägerin des Seidenbandfabrikanten Hellinger aus der Preßgasse auf der Wieden. Na, ich glaube, mein Titel wird Ihnen lang genug sein.

Herr Dietrich lächelte, Arthur wurde über und über roth.

Da der Erstere keine Einwendung mehr erhob, so wurde an's Einpacken gegangen, was aber weder Mühe noch eines längeren Zeitaufwandes bedurfte.

Der Fleckfieder freute sich der Versorgung, die dem schwergeprüften unschuldigen Manne wie vom Himmel fiel.

Wenzel Wuk kam noch rechtzeitig genug, um von seinem Freunde Abschied zu nehmen — die Feilhauerin verhielt sich passiv, ließ die Danksagungen über sich ergehen, wie ungefähr eine fromme Dulderin die ihr bescheerten Leiden, bei einiger Aufmerksamkeit konnte man jedoch wahrnehmen, daß sie auf Arthur, so oft es nur unbeachtet geschehen konnte, prüfende und forschende Blicke richtete.

Nach kaum anderthalb Stunden Verweilens bestieg sie wieder die Kutsche, Vater und Sohn thaten desgleichen und fort ging es nach Stadt Steier.

Ein volles Jahr war verstrichen.

Zwischen Wien und Stadt Steier verkehrten Landkutschen, die „Ordinaria“ kam und ging in jeder Woche zwei Mal, allein keine Zeile wurde gesendet oder empfangen — zwischen den Häusern Hellinger und Grundler war jeder Verkehr abgebrochen.

Der Fabrikant fand dieses Schweigen auffallend, ohne sich jedoch darüber zu äußern, Klementine schwieg ebenfalls, hörte aber keinen Moment zu hoffen auf.

Im Sommer 1786 langte urplötzlich in der Preßgasse ein Brief an, welcher an Hellinger adressirt und von Frau Margarethe abgesendet war.

Dieses Schreiben lautete lakonisch wie folgt:

„Lieber Herr Schwager!

„Ich bin frisch und gesund und hoffe, daß auch Sie und Tinchen es sind.

„Ich zeige Ihnen hiemit an, daß ich einen jungen Mann an Sohnes statt angenommen und zum Universalerben eingesetzt habe.

„Meinem Wunsche zu Folge hat er mein Feilhauergewerk übernommen und beschäftiget zwanzig Arbeiter.

„Der junge Mensch hält durch mich bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter an und ich unterstütze seine Werbung.

„Er heißt — Arthur Dietrich.

„Wenn Sie sich weigern, in diese Verbindung zu willigen, so ist mein Sohn entschlossen, ledig zu blei-

ben, das heißt mit anderen Worten, er wird auf Ihren Tod warten.

„Wenn Ihnen das angenehm ist, sagen Sie: „Nein!" — wollen Sie dagegen Ihr einziges Kind bei Lebzeiten glücklich sehen, so sagen Sie: „Ja!"

„Wir sind auf das Gute wie auf das Schlimme gefaßt; im letzteren Falle erlauben wir Ihnen sogar, uns zum Trotz noch fünfzig Jahre zu leben, Tinchen wird dann als alte Jungfer herumgehen und Sie werden sich des allersüßesten Gefühles berauben, die Kinder Ihres Kindes auf den Knieen zu schaukeln.

„Ich habe einmal ein großes Unglück von Ihrem Hause abgewendet, ich stehe jetzt im Begriffe unserer Familie ein eben so großes Glück zuzuwenden, haben Sie den Muth sich dem zu widersetzen?

„Meine Fremden-Zimmer sind in Bereitschaft gesetzt, es erwartet Sie und Tinchen zu Besuche.

„Ihre Schwägerin und aufrichtige Freundin

Margarethe Grundler."

„P. S. Ich bitte um die Gefälligkeit, meinen Stief-Söden den Blumauer-Loisl, den privilegirten Saubartl aufzusuchen und ihm in meinem Namen zu danken, für den schlesischen Prozeß, den er mir angerathen hat. Mit nächstem Postwagen erhält er von mir als Präsent eine eiserne Kaffeeschale, die ich eigens für ihn hab' gießen lassen. Es ist das eine Schale ohne Untertasse, die ihren Platz immer unter'm Bett hat. Wie der Mensch, so das Präsent."

Hellinger lachte über die Nachschrift und dieses Lachen wirkte derart zurück, daß er sich auch über das Vorangegangene nicht ärgerte, sondern mit kaltem Blute überlegte und seinen Entschluß faßte.

Dieser wurde schon Abends der Tochter notifizirt und lautete: „Tinchen, mach' mich und Dich reisefertig, wir wollen die Tante in Stadt Steier besuchen!"

Klementine sank dem Vater an den Hals und weinte Thränen der Freude.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sollen wir noch erzählen, was weiter geschah?

Im Hause der Feilhauerin wurde acht Tage darnach eine Verlobung gefeiert und die Vermälung für den Zeitpunkt festgesetzt, wo das Brautpaar das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben würde.

Auf die letztere Bestimmung bestand die Tante.

Hellinger, welcher die Hochzeit später gefeiert haben wollte, gab auch darin nach, indem er sagte: Sie hat Alles durchgesetzt, in Gottes Namen, es geschehe auch in diesem Punkte ihr Wille. Gegen eine solche Frau richtet unsereins nichts aus.

Die Feilhauerin lachte und erwiederte: Lieber Herr Schwager, Sie sind ein vortrefflicher Geschäftsmann, ein ausgezeichneter Bandfabrikant, als solcher sollten Sie aber das Geheimniß kennen, welches ich von einer alten Spinnerin erlernt hab'. Nämlich, wenn man einen Knoten lösen will, darf man die Fäden nicht spannen, sondern je mehr man sie nachläßt, desto schneller gelangt man an's Ziel. Ich hab' mir einmal sagen lassen, der Mensch, welcher gar

nichts zu bereuen hat, kann unmöglich viel unternommen haben, nun, wir Beide haben Manches zu bereuen.

Was haben Sie zu bereuen!

Daß ich den Baron Nemeschy nicht geheiratet habe!

Dieser Betheuerung folgte ungeheuere Heiterkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir wissen nicht, ob dem Leser die Thatsache bekannt ist, daß damals jede nur halbwegs vornehme Hochzeit in Stadt Steier acht ganze Tage und Nächte hindurch gefeiert wurde, — die Feilhauerin setzte es durch, daß Klementine in Steier kopulirt wurde.

Der Ort strotzte von Wienern, seit Menschengedenken hatte man dort nicht so viele „noblige Leut“ beisammen gesehen, nicht zu vergessen Wenzel Wuk, Primgeiger im Orchester des Kärntnerthor-Theaters, sammt seiner bedeutend hoffnungsvollen Gattin Emilie, Schwiegerpapa und Mama waren detto anwesend.

Unter anderen Lustbarkeiten wurde auch eine Dilettanten-Komödie arrangirt.

Wenzel spielte den Kasperl.

Die Katze läßt das Mausen nicht.

Ende.

Druck von Plachy & Spitzer.

Demnächst erscheint in demselben Verlage und in gleicher Ausstattung
der höchst spannende Roman:

Die Rosenkreuzer in Wien.

Sittengemälde
aus der Zeit Kaiser Josef's des II.

Von

Eduard Breier

in zwei starken Bänden.

Diese Erzählung enthält sehr interessante Schilderungen des Treibens der „Rosenkreuzer" in Wien, und es treten darin viele bekannte historische Persönlichkeiten auf, als: Kaiser Josef II., Graf Caliogostro, Oberst Szekely, der Major Trenk, Mozart u. a.

Druck von Plachy & Spitzer.